

Campus Forschung
Band 583

Erika Spieß, Dr. phil., ist Mitarbeiterin im Forschungsprojekt »Wertkonflikte und Sozialisierungseffekte« am Institut für Psychologie der Universität München; sie studierte Psychologie in Heidelberg und München.

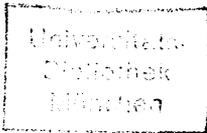
Erika Spieß

Frau und Beruf

Der Wandel des Problems in
Wissenschaft und Massenmedien

Campus Verlag
Frankfurt/ New York

1306 1054



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Spiess, Erika:

Frau und Beruf : d. Wandel d. Problems in Wiss. u.

Massenmedien / Erika Spiess. – Frankfurt/Main ; New York :

Campus Verlag, 1988

(Campus : Forschung ; Bd. 583)

ISBN 3-593-33980-3

NE: Campus / Forschung

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Copyright © 1988 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen
Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt
Printed in Germany

INHALT

1.	Vorwort	7
2.	Einleitung und Problemstellung	8
3.	Die Sichtweise von "Frau und Beruf" in der Wissenschaft	14
3.1	Soziologische Sichtweisen - gesellschaftliche Determinierung?	14
3.1.1	Berufsrolle versus Geschlechtsrolle	14
3.1.2	Der Leistungsaspekt in der Berufswelt	16
3.1.3	Zur Funktion der Familie	17
3.1.4	Die These vom 'segregierten Arbeitsmarkt'	21
3.1.5	Resultate der Bildungsreform	22
3.1.5.1	Das Verhältnis von Ausbildungs- und Beschäftigungssystem	22
3.1.5.2	Zum Begriff der 'Chancengleichheit'	24
3.1.6	Exkurs: Historische Aspekte und aktuelle Parallelen	27
3.1.6.1	Frauenarbeit zu Beginn der Industrialisierung	27
3.1.6.2	Der Ausschluß der Frauen vom Bildungssystem	31
3.2	Psychologische Sichtweisen - Personalisierung des Problems?	34
3.2.1	Beruf als Leistungsverhalten	35
3.2.2	Vom familienzentrierten Lebensstil zur Priorität des Berufs	35
3.2.3	Frauen als Gegenstand der differentiellen Psychologie	37
3.2.4	Die Logik von Vorurteilen	38
3.2.4.1	Resultate der Vorurteils- und Stereotypenforschung	38
3.2.4.2	Geschlechtsrollenstereotype	41
3.2.5	"Männlichkeit" und "Weiblichkeit" aus individual- psychologischer Sicht	44
3.2.6	Der 'Selbstwert' - Gemeinsamkeiten und Differenzen bei Mann und Frau	46
3.3.	Versuch einer Synthese: Der 'Habitus' - psychologische Momente einer soziologischen Kategorie	53
3.3.1	Die soziologische Genese des Habitus	53
3.3.2	Psychologische Aspekte des Habitus	56
3.3.3	Der Wertwandel - ein veränderter Habitus?	57
3.4	Exkurs: Die feministische Perspektive	60
3.4.1	Frauen - das andere Geschlecht?	60
3.4.2	Ansprüche und Realitäten der Frauenbewegung	64

4.	Exkurs: Das Verhältnis von Massenmedium und Rezipienten	71
4.1	Argumentationsfiguren der Massenpsychologie	71
4.2	Moderne Sozialpsychologie und Massenpsychologie	74
5.	Die Sichtweise von 'Frau und Beruf' in den Printmedien	81
5.1	Die Printmedien als Gegenstand wissenschaftlicher Analysen	81
5.1.1	Argumentationsfiguren der kritischen Theorie	81
5.1.2	Konservative Argumente zum Verhältnis Masse - Medium	85
5.1.3	Das Bild der Frau in den Medien	88
5.1.3.1	Eine 'Traumwelt'	88
5.1.3.2	Das modernisierte Frauenstereotyp	89
5.1.3.3	Unterrepräsentation von Frauen in den Medien	90
5.1.3.4	Das weibliche Publikum - Opfer oder Komplize?	92
5.2	Überprüfung des aktuellen Frauenbildes in zwei Printmedien	94
5.2.1	Das Berufsjournal der Frauenzeitschrift FREUNDIN	96
5.2.1.1	Die Botschaft der Fallbeispiele	98
5.2.1.2	Die Qualität der Probleme: Zwischenmenschliches	106
5.2.1.3	Die angewandte Psychologie	109
5.2.1.4	Exkurs: Wissenschaft nähert sich dem Alltag	110
5.2.1.5	Veraltete Tugenden - Wertwandel in der FREUNDIN?	114
5.2.1.6	Der Selbstwert	115
5.2.1.7	Resümee	117
5.2.2	Der SPIEGEL	120
5.2.2.1	Zur Sprache des SPIEGEL	121
5.2.2.2	Gewandelte Wissenschaftsdarstellung im SPIEGEL	124
5.2.2.3	Die Leserschaft des SPIEGEL	125
5.2.2.4	Die Darstellung der Frauen	126
5.2.2.5	Wissenschaft im SPIEGEL - vielfältig	130
5.2.2.6	Frauen - Opfer typischer SPIEGELhämé?	132
5.2.2.7	Resümee	140
6.	Schlußfolgerung	147
6.1	Frau und Beruf in der Sichtweise der Wissenschaft	147
6.2	Frau und Beruf in der Sichtweise der Printmedien	148
6.3	Die Wissenschaft im Printmedium - Gefahren und Chancen	149
6.4	Das weibliche Publikum - Bedürfnis nach mehr Selbstwert	151
6.5	Ausblick	153
7.	Literaturverzeichnis	155
8.	Anhang	172

1. Vorwort

Das Problem "Frau und Beruf" ist in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit als Thema nicht mehr wegzudenken. Professor Dr. Lutz von ROSENSTIEL zeigte sich schon seit einigen Jahren für den Problembereich weiblicher Erwerbstätigkeit aufgeschlossen. Ich hatte nun Gelegenheit, in zwei Forschungsprojekten unter seiner Leitung die Problematik von Frau und Beruf von verschiedenen Seiten her kennenzulernen: Wurde im Forschungsprojekt "Wertwandel und generatives Verhalten" der Schwerpunkt auf die Auswirkung von weiblicher Erwerbstätigkeit auf den Kinderwunsch und die Kinderzahl gesetzt, so untersuchte die Studie "Wertkonflikte und Sozialisierungseffekte" unter anderem auch weibliche Aufstiegsmotivation. Mit diesem Dissertationsvorhaben hatte ich nun die Möglichkeit, mich völlig eigenständig diesem Problembereich zu widmen und dabei auch viele neue Gebiete kennenzulernen. Hiermit möchte ich mich bei Professor Dr. Lutz von ROSENSTIEL recht herzlich bedanken. Ebenso gilt mein Dank dem Korreferenten Professor Dr. Michael FRESE.

Ich danke auch meinen Freunden, Freundinnen, Kollegen und Kolleginnen für ihre hilfreichen Anregungen in Form von Literaturhinweisen, Diskussion oder auch moralischen Aufmunterungen. Ich zähle sie alle alphabetisch geordnet auf: Susanne Bögel-Fischer, Andreas von Gorup, Friedemann W. Nerdinger, Werner Kannheiser, Kathrin Sauter, Rainer Schönhammer, Ilona Schoor, Eduard Sigl, Martin Stengel.

Besonders möchte ich mich auch bei Frau Irmi Brandl und Frau Irene Kopetzky für die umsichtige und sorgfältige Erstellung der Typoskripte bedanken.

2. Einleitung und Problemstellung

Daß Frauen einen Beruf ergreifen, zur Arbeit gehen, ihren Lebensunterhalt selber verdienen (müssen oder wollen), ist seit den Anfängen der Industrialisierung ein Faktum. Daß das Verhältnis von "Frau und Beruf" ein **Problem** ist, wird dagegen erst in neuerer Zeit thematisiert.

Die "bloße" Tatsache individueller Betroffenheit von Frauen im Spannungsfeld zwischen Familie und Arbeit genießt eben in einer Gesellschaft, in der die drei K's das offizielle Frauenbild bestimmt haben, auch nicht die Dignität eines relevanten Problems, als welches allenfalls der **Verstoß** gegen die vermeintlich natürlichen Pflichten gilt.

Wo es vornehmlich die Form des moralischen Verdikts ist, in welcher Probleme von Frauen Erwähnung finden, gelangt freilich auch deren **subjektive** Reflexion und Artikulation über die internalisierten Maßstäbe der offiziellen Moral kaum hinaus. Erst mit deren Relativierung und der allmählichen Durchsetzung anderer Werte und Lebensansprüche gewinnen Schwierigkeiten von Frauen den Rang ebenso gesellschaftlich wie subjektiv-psychologisch wichtiger Probleme. Konstitution und Wandel des Problemfeldes "Frau und Beruf" gehören damit in den Zusammenhang von **Entstehung und Wandel von Werten** als bedeutsamen Momenten gesellschaftlicher, subjektiver und - eben auch - wissenschaftlicher Sichtweisen.

So hat in den letzten Jahren in der Bevölkerung eine deutliche Verschiebung zentraler Werthaltungen stattgefunden (vgl. INGLEHART, 1977; v. ROSENSTIEL u.a., 1985). Pflicht- und Akzeptanzwerte sind im Rückgang begriffen, während Selbstentfaltungswerte besonders in den 70er Jahren mehr Zustimmung seitens der Befragten erhielten. Zwar verzeichnet KLAGES (1984) mittlerweile eine Stagnation in der Ausbreitung von Selbstentfaltungswerten, zu denen Werte wie Kreativität, Unabhängigkeit und Autonomie zählen, dennoch ist dieser - in der Öffentlichkeit mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Wertwandel - unverkennbar. Gerade eine stärkere Bewertung von Beruf und Freizeit läßt seitens der Frauen Partizipations-

wünsche stärker werden. Der Status der "Nur-Hausfrau" genießt bei weitem nicht mehr die öffentliche Anerkennung wie früher. KLAGES (1984) spricht vom "neuen Sozialtypus" der berufstätigen Frau.

Dies hat für Gesellschaft und Individuum unterschiedliche Konsequenzen: Setzen sich die Betriebe verstärkt mit den Folgen der geänderten Werthaltungen bei Führungsnachwuchskräften auseinander (v. ROSENSTIEL, 1984; NERDINGER u.a., 1985), so werden auf seiten der Individuen neue Ansprüche geltend gemacht: Männer bzw. Väter verweigern sich einer kontinuierlichen Berufskarriere (HOFF & SCHOLZ, 1985; FTHENAKIS, 1985) und widmen sich im Zuge neuer Väterlichkeit traditionellen weiblichen Tätigkeitsbereichen wie Haushalt und Kindererziehung. Frauen hingegen fordern nicht nur die **formelle** Gleichberechtigung, wie sie das GRUNDGESETZ (1971) gewährt: Sie wollen gleiche Chancen im Beruf, aber auch eine bessere Vereinbarung von Beruf und Familie. Dabei stoßen sie immer noch auf strukturelle Hindernisse.

Betrachtet man einige situative Daten, wie sie z.B. im statistischen Jahrbuch (1981), in der LITERATURDOKUMENTATION des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (1984) oder bei STUTENBÄUMER-HÜBNER (1985) zu finden sind, so stellt sich das Problem wie folgt dar: Der Anteil von Frauen an den Erwerbstätigen machte 1982 38 % aus. Im Durchschnitt ist das Einkommen der Frauen niedriger als das der Männer, sie arbeiten mehr Teilzeit und sind - verglichen mit ihrem Anteil an den Erwerbstätigen - stärker von Arbeitslosigkeit betroffen. Frauen bilden eine breite Basis in den unqualifizierten Berufen, in leitenden Positionen sind sie kaum vertreten. Lediglich im Dienstleistungssektor gibt es mehr Frauen in mittleren Positionen. Betriebliche Weiterbildungsmaßnahmen werden von Frauen weniger als von Männern in Anspruch genommen. Als Resultat der Bildungsexpansion ist eine verbesserte Teilhabe der Frauen am Bildungswesen festzustellen.

Diese offiziellen Daten, auf die sich Wissenschaftler und Journalisten gleichermaßen stützen und die sie oftmals als Beleg für ihre Sichtweise zitieren, nennen keine Gründe, wieso die Erwerbstätigkeit von Frauen so strukturiert ist. Mit dem Begriff der "Erwerbstätigkeit" verknüpfen sich nun auch Definitionsprobleme: Vielfach wird Erwerbstätigkeit mit Berufstätigkeit gleichgesetzt, obgleich nicht jede Erwerbstätigkeit Berufsarbeit ist (vgl. OSTNER, 1983). Der Begriff "Beruf" wird im neuen BROCKHAUS, Bd. 1 (1984) wie folgt definiert:

"Kreis von Tätigkeiten mit Pflichten und Rechten, den der Mensch im Rahmen der Sozialordnung als Aufgabe ausfüllt, in

der Regel zum Erwerb des Lebensunterhaltes. Beruf bedeutete ursprünglich "Berufung" im geistlichen Sinn. Die ethische Seite im Berufsbegriff blieb erhalten; damit steht der Beruf im Gegensatz zur zufälligen Erwerbstätigkeit (Job)." (S. 277).

In dieser Definition ist schon implizit ausgedrückt, daß der Beruf noch nicht notwendig einen Arbeitsplatz garantiert. Soziologen sprechen hier von der "Inkompatibilität von Ausbildungs- und Beschäftigungssystem" (vgl. Kap. 3.1.5.1). Gleichzeitig ist mit 'Beruf' ein Mehr ausgedrückt, das über die unmittelbare Existenzsicherung hinausweist. Es gibt bekanntlich "Traumberufe", es gibt den leidigen "Brotberuf", es gibt Berufsgeheimnisse, Berufskrankheiten, Berufsverbände, das Berufsethos usw..

Das Lexikon verweist nicht ohne Grund vorzugsweise auf die Wissenschaft der **Soziologie**, aus der z.B. die Stichworte "Arbeitsteilung", "freie Berufswahl" und "Mobilität" bei der weiteren Berufsdefinition stammen. Entsprechend wurde die Problematik von Frau und Beruf besonders von Soziologen aufgegriffen. Es ist dabei von einer "Publikationsflut" die Rede (vgl. LITERATURDOKUMENTATION, 1984). Ebenso aber widmen sich auch die Medien dem Thema, wobei hier von verschiedenen Seiten Kritik laut wurde: Frauen würden verzerrt, unrealistisch, tendenziös dargestellt und diskriminiert (vgl. z.B. SCHMERL, 1984).

Großer Beliebtheit erfreut sich in diesem Zusammenhang der Rollenbegriff. Es ist von der weiblichen "Doppelrolle" die Rede, "von der Rolle der Frau", vom "Rollenverhalten", von "Geschlechtsrolle" usw..

Nicht von ungefähr erinnert der Rollenbegriff an die Welt des Theaters, der künstlich erzeugten Illusionen. GOFFMAN (1959) läßt in seinem Buch "Wir alle spielen Theater" am deutlichsten die Herkunft des Rollenbegriffs erkennen. Er entwirft eine ganze Dramaturgie mit Darstellung, Bühne und Publikum, die allesamt eine Metapher für die Doppelbödigkeit menschlichen Handelns bilden.

Jede Person spielt mehrere Rollen - diese Vorstellung wendet GOFFMAN gegen das alltägliche Denken, das "Rolle" und "Selbst" gleichsetzt. Dieser Standpunkt erfaßt aber nicht die Komplexität der sozialen Interaktionen, die aus einer "Gesamtszene von Handlungen" bestehen. Damit legt diese Betrachtungsweise eine **Distanz** nahe zum Alltagsgeschehen: Unter dem Blickwinkel der "Rolle" gewinnt der Alltag ein Moment von Äußerlichkeit und Verspieltheit.

Nun bezeichnen aber die gängigen sozialpsychologischen Definitionen "Rolle" als ein "Set von Erwartungen", das an den Menschen herangetragen wird (z.B. BANNISTER & FRANSELLA, 1981; KRAPPMANN, 1976). Diese Vorstellung impliziert zunächst ein **konformes Verhalten**, richtet sich doch das Individuum nach dem,

was von ihm erwartet wird. Das Individuum ist als **Passivum** gedacht, das auf Vorschriften reagiert. So erinnern CICOURELs (1973) Begriffe wie "Rolle" und "Status" auch eher ans Strafgesetzbuch als an eine zutreffende Beschreibung menschlichen Verhaltens. Bissig beschließt CICOUREL seine Abhandlung über den Rollenbegriff mit der Bemerkung:

"... mit unseren gegenwärtigen Konzeptionen von Status, Rolle und Normen wären wir gezwungen, Rollenverhalten durch Techniken der Simulation zu erklären. Wir würden besser daran tun, einen Theaterdirektor um Rat zu fragen." (S. 170).

Tatsächlich mag in manchem Beruf auch die Kunst der Hochstapelei gefragt sein. Doch Berufe fordern Leistung, Erfolg und Anpassung und sind vielfach prägend für ein ganzes Menschenleben. Aus der "Rolle" wird ein Stück Biographie.

Soziologische und psychologische Ansätze, die sich "Frau und Beruf" zum Gegenstand genommen haben, bedienen sich nun mit gleicher Selbstverständlichkeit des Rollenbegriffs, wobei seltsamerweise gerade die neuen Begriffsprägungen der "Rollendistanz", "Ambiguitätstoleranz", des "role-making" und "role-taking" (vgl. KRAPPMANN, 1976) kaum Eingang in die Verwendung des Begriffs in der Alltagssprache finden. Die Soziologin BECK-GERNSHEIM (1980) spricht von Frauen- und Männerrollen, die eine ungleiche Partizipation in der Berufswelt beinhalten und die Psychologin LEHR (1981; 1984) führt die Benachteiligung der Frauen auf Rollenerwartungen und tradierte Rollenvorstellungen zurück.

Beide Betrachtungsweisen thematisieren damit unisono **äußerliche** Momente, Erwartungen, die sich an das **weibliche** Individuum richten. Die Gründe aber, wieso sich Frauen diesen Forderungen, Normen usw. anbequemen, finden keine Erwähnung. Der Rollenbegriff selbst ist insofern unpsychologisch, sagt er doch nichts über individuelle Beweggründe und psychische Prozesse aus.

Wieso aber erfreut sich dieser Begriff einer so großen Beliebtheit, sowohl in der Wissenschaft als auch in den Medien und der Alltagssprache? Die implizierte Vorstellung eines passiv auf externe Reize reagierenden Individuums scheint nach wie vor Popularität zu genießen. Zwar kann der Mensch seine Rolle wechseln - das ist das gewisse Augenzwinkern bei GOFFMAN, das "take it easy", aber die Rollen selbst sind festgelegt. Das Individuum ist abhängige Variable in einem undurchsichtigen Szenario.

Diese Betrachtungsweise gewährt zwar einerseits eine gewisse Distanziertheit zum Alltagsdenken, sie vergibt sich aber auch die Chance, ein Stück "echte Psychologie" zu betreiben. Gerade eine

Psychologie, die berufliche und familiäre Lebenswelten von Frauen und Männern thematisiert, sollte sich offen für **tatsächliches** Verhalten und Erleben zeigen.

So wirft CICOUREL (1973) dem Wissenschaftsbetrieb vor, daß alle seine Fragen und Probleme aus dem Schema der Untersuchung stammen, "anstatt aus der Vertrautheit mit dem zu untersuchenden Bereich". Und:

"Der durch unmittelbare Beobachtung durchgeführten Erforschung dessen, was tatsächlich in einem bestimmten Bereich des sozialen Lebens geschieht, wird ... ein randseitiger Rang zuerkannt - man spricht von ihr als einer 'weichen' Wissenschaft oder von Journalismus."¹ (S. 145).

Dies verdeutlicht, daß sich schon in der Wahl der Methoden bestimmte Wertvorstellungen und Wertentscheidungen ausdrücken können.

Wie widmen sich nun vor dem Hintergrund gewandelter Wertvorstellungen Wissenschaft und Printmedien dem Problem "Frau und Beruf"?

Als für dieses Problem besonders relevante Wissenschaften wurden die Psychologie und die Soziologie ausgewählt, da beide mit unterschiedlicher Akzentsetzung Individuum und Gesellschaft thematisieren. "Frau und Beruf" impliziert eine Wertproblematik - so wird Autonomie eher mit beruflicher Unabhängigkeit als mit familiären Werten assoziiert - von daher scheiden z.B. biologische Erklärungsansätze aus.

Die zunehmende **Verwissenschaftlichung** der Medien, d.h. die Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse an ein breites Publikum und die Berufung auf wissenschaftliche Autoritäten, wirft nun auch für die Darstellung der Problematik "Frau und Beruf" Fragen auf: Welche Wissenschaft genießt besondere Popularität in den Medien? Verändern sich wissenschaftliche Ergebnisse, wenn sie für ein größeres Publikum aufbereitet werden? Zieht eine vereinfachte Darstellung komplexer Probleme tatsächlich eine "Verwässerung" oder gar Verfälschung zentraler Aussagen nach sich, wie mancher Wissenschaftler befürchtet? Welche Bedürfnisse und Probleme lassen sich auf seiten des an Wissenschaft interessierten Publikums vermuten?

Die verschiedenen Entwicklungslinien der wissenschaftlichen Befassung mit den Massen- bzw. Printmedien nachzuzeichnen, erschien als eine reizvolle Aufgabenstellung am Rande, haben doch zentrale Argumentationsstrukturen wie z.B. die der kritischen Theorie, die auf massen- bzw. sozialpsychologische Theorien verweisen, **prinzipiell** das

Verhältnis Masse bzw. Rezipient und Führung bzw. Medium zum Gegenstand.

Die Inhaltsanalyse von zwei exemplarischen Printmedien soll die bisherigen wissenschaftlichen Analysen überprüfen und gegebenenfalls ergänzen bzw. korrigieren.

Anmerkungen zu Kapitel 2

- ¹ Vergleiche auch die Klage, die Heiko ERNST in 'Psychologie heute' (1986) führt: " Wie so oft bei komplexen Problemen unserer Existenz geben die psychologischen Literaten präzisere Auskünfte als die wissenschaftlichen Psychologen. Denn sie können Einzelschicksale schildern, wo die Forscher Gesetzmäßigkeiten suchen müssen." (S. 24)

3. Die Sichtweise von "Frau und Beruf" in der Wissenschaft - Entproblematisierung durch Komplexität

3.1 Soziologische Sichtweisen - gesellschaftliche Determinierung?

Soziologen haben sich weitaus häufiger dem Problem "Frau und Beruf" gewidmet als beispielsweise die Psychologen. Sicherlich kommt den Soziologen dabei zugute, daß sie auf Theorien zum **Beruf** zurückgreifen können. So ist der Beruf, ein zuallerst **geschlechtsunspezifisches** Phänomen, nach SCHÄFERS (1981) dadurch gekennzeichnet, daß er "eine Kombination von spezialisierten Kenntnissen und Fähigkeiten zur Erbringung bestimmter Leistungen" und damit "die Grundlage für eine kontinuierliche Versorgungs- und Erwerbchance" im Sinne Max WEBERs darstellt. Zugleich wird betont, daß der Beruf eine wesentliche "Quelle und Stütze der persönlichen Identität eines Menschen" ist, ebenso wie die für "den sozialen Status eines Individuums wichtigste soziale Position". (S. 70).

Schon dieses Zitat zeigt, daß die soziologische Sichtweise von Beruf auch die "Fähigkeiten und Leistungen", die das Individuum im Beruf zu erbringen hat, zwar nicht schwerpunktmäßig thematisiert - dies ist nach FRIELING (1980) Aufgabe der Psychologie - jedoch, ebenso wie die Betonung von Beruf "als Quelle persönlicher Identität", psychologische Betrachtungsweisen impliziert. Genuin soziologisch erscheint dagegen die Bestimmung, den Beruf als wichtig für den "Sozialstatus" und "die soziale Position" zu erachten. SCHÄFERS spricht im Sinne DAHEIMs von einer "Verberuflichung sozialer Positionen".

3.1.1 Berufsrolle versus Geschlechtsrolle

An der nachfolgenden Berufsdefinition durch DAHEIM (1970) scheint bedeutsam, daß der **Beruf nicht nur** als wichtigstes Mittel zur Sicherung der materiellen Existenz einer **einzelnen** Person, sondern auch die dazugehörige gesamte **Familie** mitumfaßt (vgl. auch Kap. 3.1.6.1., die Position von MARX).

"Berufliche Organisation der arbeitsteiligen Differenzierung soll zunächst bedeuten, daß die Positionen im Rahmen der strukturellen Differenzierung nach den Aufgaben, die für die Errei-

chung der Ziele der Gesellschaft zu erledigen sind, von Individuen übernommen werden. Die Erfüllung der eine solche Position definierenden Rollenerwartungen nimmt die volle Arbeitskraft des Individuums in Anspruch und erfolgt im Regelfall in einer Arbeitsorganisation. Die Entschädigung, die das Individuum für sein Rollenverhalten erhält, ergibt den Lebensunterhalt für es selbst und die zugehörige Kernfamilie." (S. 70).

DAHEIM deutet hier Beruf gemäß der **Rollentheorie**, die nach SCHEER (1984) versucht, das "reale Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft" darzustellen. Der Rollenbegriff hat eine Nähe zur Alltagswelt, die ihm große Plausibilität verschafft. So kommentiert FRIELING die DAHEIMsche Berufsdefinition als "bildlich gesprochen ist der Beruf eine Art Uniform, die sich eine Person anzieht" (S. 107, 1980). Dies kennzeichnet treffend das Moment von **Äußerlichkeit**, das dem Rollenbegriff anhaftet. Die **soziale Rolle** wird nach SCHEER dann als "normative Verhaltenserwartungen" an das Individuum definiert. (Vgl. auch: DREITZEL, 1984).

Nun ist an der Definition von DAHEIM besonders die explizite Betonung der Erforderlichkeit der **ganzen** Arbeitskraft des Individuums für die Berufswelt bemerkenswert. Hieran knüpft BECK-GERNSHEIM (1980) kritisch an. Dabei erfährt allerdings das Verhältnis Individuum-Rolle-Beruf eine neue Wendung: Spricht DAHEIM geschlechtsneutral von **beruflichem** Rollenverhalten des Individuums, so besteht nach BECK-GERNSHEIM für Frauen- und Männerrollen eine ungerechte Partizipation in der Berufswelt.

Mögen also nach der DAHEIMschen Definition Frauen und Männer unterschiedliche berufliche Rollen spielen, so ist nach der BECK-GERNSHEIMschen Sicht der biologische Geschlechtsunterschied zu ungeahnter Ehre gekommen, denn sie spricht ja von **Frauen-** und **Männerrollen**.

Gleichzeitig definiert sie die Rolle der Frau gemäß der Rollentheorie als "Komplex von Erwartungen, die gesellschaftlich an die Frau herangetragen und ihr zugemutet werden" (S. 14, 15). Von der Kindheit über Erzieher, Eltern, Lehrer, Texte von Lesebüchern, Werbung und Massenmedien wird den Frauen vermittelt, wie sie sich zu verhalten haben (Sozialisationsprozeß). Zwar unterliegen auch die Männer Rollenanforderungen, doch stellt sich nach BECK-GERNSHEIM die Frage, ob nicht die Männerrolle doch mehr Spielraum beinhaltet, indem sie mehr Macht und Chancen für die Rolleninhaber bereithält, da der Mann immer noch stärker als die Frau in die Berufswelt integriert ist.

Die Berufswelt gehorcht den sachlichen Gesetzen des Marktes, es zählt der Erfolg und die individuelle Durchsetzung. Das Idealbild der

Berufsarbeit, die sich an der asketischen Ethik von Max WEBER orientiert, ist der "familienfreie Mann".² Insofern bedeutet dann der Verzicht auf Kinder ein systemgerechtes Verhalten und ist gleichbedeutend mit der Anpassung an die Spielregeln der Berufsarbeit (vgl. die Diskussion um den Geburtenrückgang, v. ROSENSTIEL u.a., 1986).

3.1.2 Der Leistungsaspekt in der Berufswelt

BOLTE, BECK & BRATER (1983) unterscheiden in ihrer soziologischen Analyse des Berufs in die frühe Berufssoziologie, die Zeit der bildungsökonomischen Debatten und die aktuelle Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Die ältere Berufssoziologie vernachlässigte betrieblich-ökonomische Kontexte des Berufs, indem sie vorwiegend die "persönliche und gesellschaftliche Bedeutung des Berufes" thematisierte. In der Phase der bildungsökonomisch orientierten Arbeitskräfteforschung wurde dagegen der Vorwurf der Ideologie und puren emotionalen Bestimmung von Beruf erhoben. Im Zuge eines grundlegenden technologischen Strukturwandels verschwinden ganze Berufsgruppen, an denen von der älteren Berufssoziologie besonders die traditionell-handwerklichen Tätigkeitsmerkmale festgehalten wurden. Allerdings vernachlässigten die Theorien der Bildungsökonomien Fragen der "individuellen und sozialen Bedeutung von Bildungs- und Arbeitsplatzstrukturen". Gerade die von der Berufs- und Arbeitskräfteforschung thematisierten Diskrepanzen zwischen Beschäftigungs- und Bildungssystem und das inflexible Arbeitsmarktverhalten seitens der Arbeitenden [vgl. auch hierzu das Konstrukt der "Flexibilität" (MERTENS & KAISER 1981)] gaben neue Denkanstöße.

An dieser Bruchstelle plädieren BOLTE, BECK und BRATER mit ihrem Ansatz für eine "subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie", die sich wieder stärker mit den Arbeitsfähigkeiten und ihren persönlich-sozialen Bedingungen auseinandersetzt. Damit wenden sie sich auch gegen die These des technisch determinierten Arbeitsprozesses. Mit ihrer stärkeren Betonung der Subjektseite am Beruf rückt dann auch wieder der Leistungsaspekt in den Vordergrund.

So stimmt BECK-GERNSHEIM in ihrer Kennzeichnung der Berufswelt mit den verschiedenen soziologischen Definitionen zum Beruf überein, die die Betonung der Leistung festhalten (DAHEIM, 1970; SCHÄFERS, 1981; HÖRNING & KNICKER, 1981; BOLTE, 1979). Demnach spielt die Erbringung von Leistung innerhalb des Berufssystems eine äußerst bedeutsame Rolle. Und zwar geht es darum, Leistung um ihrer selbst willen zu erbringen. DAHEIM

spricht von Max WEBERs säkularisiertem "Geist der protestantischen Ethik", wonach der Calvinismus einen wesentlichen Einfluß auf das moderne Berufsverständnis ausgeübt hat. Auch HÖRNING & KNICKER (1981) streichen diese Tatsache heraus:

"Die Tatsache, daß Namen wie Leistungsbereitschaft, persönliches Engagement, Identifikation mit dem Beruf auch weiterhin Anerkennung finden, zählt Max WEBER zu den grundlegenden Wesenszügen moderner Wirtschaftsgesellschaft." (S. 13)

Allerdings fügen HÖRNING und KNICKER im Anschluß daran hinzu, daß Berufe nicht nur als Fähigkeitskombinationen angesehen werden sollten (dies verweist ja auf die psychologische Komponente), sondern als ein Tätigkeitsfeld, über "dessen Form und Inhalt vornehmlich betriebliche Nutzungsinteressen entscheiden".

Es erscheint aber unleugbar, daß im Sinne BOLTES (1979) "die Faszination des Leistungsprinzips darin (liegt), daß ihm zufolge jeder sein Schicksal selbst in der Hand hat" (S. 19). Dies schlägt sich auch in der Persönlichkeitsstruktur nieder, wie psychologische Theorien zum Attribuierungsstil zeigen (vgl. Kap. 3.2.6). So wird der Glaube, daß "jeder seines Glückes Schmied" sei, als internaler Attribuierungsstil (MIELKE, 1982) bezeichnet. Dies wiederum entspricht dem Leistungsprinzip.

3.1.3 Zur Funktion der Familie

In Zusammenhang mit dieser Charakterisierung der Berufswelt ist nach BECK-GERNSHEIM die Funktion der Kernfamilie so bestimmt, daß der Frau die Aufgabe zufällt, alle Energien des Mannes für die Berufsarbeit freizusetzen. Hierzu wurde der Begriff des "Einhalb-Personen-Berufes" geprägt (vgl. auch STIEGLER, 1984).

"So sind Berufe darauf zugeschnitten, daß im Bereich der Alltagsversorgung der Berufstätige entlastet wird durch die stillschweigende Hintergrundarbeit einer anderen Person." (BECK-GERNSHEIM, 1983, S. 323)

BECK-GERNSHEIM sieht den Beruf nun einerseits als Möglichkeit an, wonach eine Person hier ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten entfalten kann, andererseits aber erfährt das Individuum auch Einschränkungen. Das Empörende für BECK-GERNSHEIM ist nun, daß der Mann scheinbar doch besser mit seiner Berufsrolle zurechtkommt als vergleichsweise die Frau (vgl. aber die Literatur zu Schäden durch

Industriearbeit, z.B. FRESE, GREIF & SEMMER, 1978, die beide Geschlechter betreffen).

Die "weibliche Normalbiografie" ist immer noch durch die Vorbereitung von Frauen auf Familie und Kinder gekennzeichnet, obgleich sich - im Vergleich zum 19. Jahrhundert z. B. - durchaus Veränderungen ergeben haben:

"Denn Frauen heute sind nicht mehr so selbstverständlich wie früher über das Familiendasein und den Mann als Ernährer definiert; aber sie sind immer noch, weit mehr als Männer, für die Familienaufgaben zuständig, weit weniger durch eine eigene Arbeitsmarkt- und Berufsexistenz abgesichert. Dieses "nicht mehr" und "noch nicht" erzeugt zahlreiche Ambivalenzen und Widersprüche im weiblichen Lebenszusammenhang." (BECK-GERNSHEIM, 1984, S. 309)

Es wird in diesem Zusammenhang deutlich, daß die Familie (Theorien zur Familie sollen hier nicht vorgestellt werden, vgl. aber ROSENBAUM 1978; MÉTRAL, 1981) für Frauen eine besondere Bedeutung hat. (OSTNER & PIEPER, 1980; BECKER-SCHMIDT, 1981).

Die geringeren Berufschancen der Frauen werden von HEGELHEIMER (1977) mit der Priorität der familialen Rolle der Frau in der Bundesrepublik Deutschland begründet und mit der Nichtberücksichtigung von "wirtschaftlichem und sozialem Wandel". In erster Linie führt die Autorin die "Sozialisation" als Begründung für weibliche berufliche Benachteiligung ins Feld. Sozialisation wird als "Internalisierung der sozialen Erwartungen" definiert, wobei auch die Frauen überwiegend die gesellschaftliche Norm von der Priorität der familialen Rolle der Frau akzeptieren:

"Wenn in der modernen Gesellschaft der Beruf als zentraler Faktor für die soziale Bestimmung und die gesamtgesellschaftliche Integration des Individuums angesehen wird, und die Integration des Individuums in die Gesellschaft als umso vollständiger gilt, in je höherem Maße berufliche Autonomie, fachliche Anerkennung, soziales Ansehen, hohes Einkommen usw. erreicht werden, dann hat eine an der traditionellen Konzeption von der sozialen Rolle der Geschlechter orientierte geschlechtsspezifische Sozialisation eine prinzipielle Benachteiligung der Frau zur Folge." (S. 262)

Diese von HEGELHEIMER konstatierte traditionelle Einstellung von Frauen - d.h. daß die Familienaufgaben an erster Stelle in der Lebensplanung stehen - wird durch geschlechtsspezifische Sozialisa-

tion hervorgerufen und bewirkt die Benachteiligung der Frauen angesichts einer sozialen Realität, für die der **Beruf** bedeutsam ist für soziales Vorankommen.

Diese **ausschließliche** Begründung weiblicher Benachteiligung durch die Sozialisation läßt zum einen die Realitäten des Arbeitsmarktes (vgl. auch HEINZ et al., 1985) außer acht. Zum anderen wird wiederum wie in der Rollentheorie das Individuum bzw. die Frau als Passivum vorstellig gemacht, das sich blind in sein vorgezeichnetes Schicksal durch äußere - gesellschaftliche - Kräfte fügt. Zweifelsohne ist aber der Hinweis von HEGELHEIMER verdienstvoll, daß die bei Frauen durchaus noch verbreitete Einstellung des **Setzens** auf Familie bzw. von daher ein gebremstes berufliches Engagement in einer in erster Linie durch Beruf gekennzeichneten Welt Nachteile nach sich zieht.

Die besonders für Feministen bedeutsame Frage nach der Bestimmung der Hausarbeit soll hier nicht explizit aufgegriffen werden (vgl. KITTLER, 1980). Doch hat die Einschätzung, die die Psychologin RÜHLE-GERSTEL (1932) über den "Hausfrauenstatus" gab, auch heute noch Aktualität:

"Hausfrau war früher einmal ein produktiver Beruf ... Hausfrau sein heißt heute nicht mehr produzieren, sondern Fremd-Produziertes instandhalten. Eine undankbare und unsichtbare Arbeit! ... Als einziger Arbeitsanreiz bleibt der Hausfrau die Freude an der Arbeit selbst und das Bewußtsein erfüllter Pflicht ..." (S. 246)

Haushaltstätigkeiten haben als Ziel die Alltagsbedürfnisse der Familienmitglieder zu decken und sind **privat**:

"Ihre 4 Wände versperren ihr (der Hausfrau) den gesellschaftlichen Ausblick... Wer dieser Tätigkeit obliegt, wird gestachelt von einem quälenden Gefühl der Geltungslosigkeit, welches nach Kompensation drängt... Die Verlockung zu Vergötzung des Haushalts ist groß.... Aber eben dieser Umstand, daß die unentbehrliche Leistung: Menschen mit Essen, Wärme, Sauberkeit, Ruhe zu versorgen, auf Millionen Einzelfälle verteilt ist, verleiht ihr den Charakter des Unsachlichen, Kleinlichen und Privatpersönlichen. ... Denn die Weise der Bedürfnisbefriedigung im Kleinhaushalt ist überständig ... Die Hausfrau selbst hat fast ebensoviel zu tun, wie ihre Urgroßmutter zu tun hatte. Aber es kommt objektiv dabei viel weniger heraus." (S. 247-248)

Die Arbeit von Hausfrauen wird als gesellschaftlich rückständig bestimmt, da sie, ähnlich wie kleine Handwerker, einer veralteten Pro-

duktionsmethode anhängen. (Die Psychologie, die RÜHLE-GERSTEL den Hausfrauen zuschreibt, entspringt der Individualpsychologie ADLERS (1966, 1926)).

"So schimpft die Hausfrau auf Gasthausessen, Großwäscherei und Konservenfabrik." (S. 249)

Kurz: Die Hausfrau ist neurotisch. Als Vorschlag bringt RÜHLE-GERSTEL, daß Funktionen des Haushalts außer Haus verlagert werden, z.B. in Hotels oder durch Rationalisierung des Einzelhaushaltes. Es gibt aber psychologische Hemmungen seitens der Frauen, den Haushalt dergestalt zu modernisieren.

Für die berufstätige Frau, für die ein stärkeres Interesse an praktischer und rationeller Haushaltsgestaltung angenommen wird, gilt aber, daß auch für sie der Haushalt eine besondere Bedeutung haben kann:

"Nachdem sie tagsüber unter Diktat und unpersönlichen Gesetzen hat arbeiten müssen, mag sie in ihrer Freizeit nicht ebenfalls unpersönlich-sachlich verfahren, sondern gefällt sich in einer gewissen Privatwillkür, die sich im Haushalt je nachdem als Betulichkeit, Originalität oder Unordnung äußert..." (S. 250)

Dieser Typus einer berufstätigen Frau betrachtet also den Haushalt als Teil ihrer Persönlichkeit. Die Nur-Hausfrauen haben andere Motive zur Aufrechterhaltung eines an sich rückständigen Status:

"Sie befürchten, durch Rationalisierung oder Teilauflösung des Hauswesens sich den Boden unter den Füßen abzugraben. ... Sie macht sich mithilfe des Haushalts unentbehrlich ... Hier ist der Haushalt zu einer Art Arbeitsonanie geworden. Der Mann kann nicht ausgehen, weil das Gekochte gegessen werden muß. ... Die Mutter selbst kann sich nicht sauber und nett kleiden, weil sie das Frischgebügelte schonen will ... Die anderen flüchten schließlich in die Kneipe, auf den Sportplatz, ins Kino. Die wütige Hausfrau aber muß zu Hause bleiben, denn es gehört zu ihrer Religion, daß man die Wohnung nicht allein lassen darf." (S. 251)

Nach RÜHLE-GERSTEL ist also die altbekannte Forderung nach bezahlter Hausarbeit anachronistisch, unterstützt sie doch eine im Grunde veraltete Produktionsform. Sie drängt auf die Vergesellschaftung des Privaten. (Vgl. dazu die 'neuen Wohnformen' wie z.B. Wohngemeinschaften, die Alternativen zum herkömmlichen Kleinhaushalt bedeuten (SPIEGEL, 1983)). Ebenso legt aber die psychologische Charakteristik der Hausfrau sensu RÜHLE-GERSTEL eine Kritik

nahe von Ansätzen, die von einer "Zurichtung der Frau zur Hausfrau" (vgl. z.B. ARBEITSGRUPPE, 1985, S. 253) sprechen. HEINSOHN & KNIEPER (1976) bemühen gar die drastische Kennzeichnung einer "Verhaustierung". In diesen modernen Bestimmungen des Hausfrauendaseins wird der eigene Verhaltensanteil völlig durchgestrichen. Die Frau ist Opfer ihres Status. Damit begibt man sich aber Möglichkeiten zur Intervention auf der Subjektseite.

3.1.4 Die These vom 'segregierten Arbeitsmarkt'

Diesen Gegensatz von Familienwelt und Arbeitswelt hat nun KICKBUSCH (1984) noch radikaler ausgedrückt: Sie spricht von einem **segregierten Arbeitsmarkt**, indem Familie als Beruf und Beruf als Familie bestimmt erscheint. Als zentrale Frage gilt ihr die nach der ökonomischen Bestimmung von Hausarbeit, die sie als unbezahlte Dienstleistung definiert. Sie führt dies auf die patriarchalische Organisationsform der Frauenarbeit zurück, die in Form der Hausarbeit eine weibliche Kultur geschaffen hat. KICKBUSCH sieht hier im Gegensatz zu anderen Autoren für die Frauen keine Wahlfreiheit zwischen Familie und Beruf. Dies macht sie schon an den Berufswünschen von jungen Frauen aus: Demnach bevorzugen diese besonders Berufe, die den Dienst an und für den Menschen implizieren. Dies zeigt, daß sich die jungen Mädchen schon für ihre spätere typische Frauenrolle vorbereiten. So bringen die Frauen dann "unbezahlte Weiblichkeit wie Lächeln, sich Einfühlen" in ihre Berufe (wie z.B. Krankenschwester, Sozialpädagogin) ein.

Ebenso verweisen HEINZ et al. (1985) auf ein "arbeitsmarktseitiges Interesse an der Einmündung von Mädchen in sogenannte 'typische' Frauenberufe", da diese Berufe selbst "zu ihrer aufgabenadäquaten Erledigung weibliches Arbeitsvermögen" verlangen, das wiederum über die "Hausarbeit entwickelt wurde" (S.266). Die Frauenforschung spricht in diesem Zusammenhang von der **Funktionalität weiblicher Ausbildungs- und Berufskarrieren für die Betriebe**.

Die These vom geschlechtsspezifischem Arbeitsmarkt ist zwar populär (vgl. auch LITERATURDOKUMENTATION, 1984, S. 4), dennoch findet eine eigentümliche Umkehrung des Verhältnisses Beruf - Individuum statt: Aus der Tatsache, daß in vielen Berufszweigen Frauen bzw. Männer überwiegen, wird geschlossen, daß das **Geschlecht** das Selektionskriterium ist. Dafür ist aber auch eine andere Erklärungshypothese möglich: Die Berufsarbeit folgt immer noch dem Prinzip der "Kontinuität, Linearität und Permanenz der Arbeitsaufgabe" (BRATER, 1983, S. 260). Sie **abstrahiert** von den individuellen

Besonderheiten wie Alter, Geschlecht usw. und steht unter der Idee eines kontinuierlichen Karriereaufbaus. Berufsunfähigkeit oder Verlust des Berufes sind dann persönliche Katastrophen. (Das gilt eben nicht nur für Frauen!) Es gibt nur den Phasenwechsel von der Ausbildung in den Beruf und vom Beruf in den Ruhestand. Von daher schafft dieses traditionelle Berufssystem Schwierigkeiten für alle Personen, die sich nicht nahtlos in dieses Schema hineinfügen. Insofern Frauen eine Familie gründen und sich zumindest einige Jahre der Kindererziehung widmen wollen, läßt sich dies oft schwer mit der Beibehaltung einer vollzeitlichen Berufstätigkeit vereinbaren. OSTNER spricht daher von der "Fristigkeit weiblicher Berufsperspektiven". Demnach ist die weibliche berufliche Sozialisation in drei Phasen gegliedert: Zunächst besteht Interesse an beruflicher Tätigkeit. Dann erfolgt eine Evaluation der Aufgaben, die zur Verstärkung oder einem Abbau der Berufsorientierung führt. Bei Familiengründung überwiegen zumeist private Interessen die beruflichen.³ Sollten sich nun im Zuge der "neuen Väterlichkeit" (FTHENAKIS, 1985) auch Männer verstärkt für die Kindererziehung interessieren, dürften sich für sie Probleme ähnlicher Art durch die relative Starrheit und Inflexibilität des Berufssystems ergeben.

Die Ergebnisse der Längsschnittstudie von HEINZ et al. (1985) bei Jugendlichen vor und nach dem Hauptschulabschluß zeigen, daß die Mädchen die Berufsausbildung genauso ernst nehmen wie die Jungen: Der Beruf ist notwendig zur Existenzabsicherung. Allerdings führt die Wahrnehmung und die Erfahrung von Chancenungleichheit auf dem Arbeitsmarkt zu einem Prozeß der "Selbstsozialisation", d.h. die Mädchen identifizieren sich mit erfolgten Berufszuweisungen, die ihren Berufswünschen zunächst nicht entsprechen und entwickeln dann möglicherweise eine geringere Berufsmotivation, die wiederum Vorbedingung für ein schwaches "Berufscommitment" ist.

3.1.5 Resultate der Bildungsreform

3.1.5.1 Das Verhältnis von Ausbildungs- und Beschäftigungssystem

Nach SCHÄFERS (1981) muß **Bildung** in einer Gesellschaft, für die das Leistungsprinzip oberste Norm ist, als Qualifikation für den Beruf zur wichtigsten Variablen für den sozialen Status des einzelnen Individuums werden.

SCHÄFERS verweist auf die Diskussion um soziale Ungleichheit, die in den 60er Jahren besonders die **Bildungschancen** in den Mittelpunkt stellte. Demnach war "Verbesserung von Chancengleichheit"

durch die Schaffung verbesserter Bildungschancen und der Abbau von Bildungsbarrieren die bildungspolitische Parole.

Besonders die Strukturveränderung durch die Bildungsreform schuf nach HÖRNING & KNICKER (1981) Voraussetzungen für gleiche Chancen. Dies bedeutete auch einen Ausgleich für die Benachteiligung der Mädchen. Allerdings werden Diskrepanzen zwischen "erlerntem" und "ausgeübtem" Beruf festgestellt. Daraus wird der Schluß gezogen, daß Ausbildungs- und Beschäftigungssysteme nicht miteinander kompatibel sind bzw., daß eine relative Eigenständigkeit des Bildungssystems vorliegt und eine Distanz zu den betrieblichen Arbeitsanforderungen besteht (vgl. SONNTAG, 1982). Zusammenfassend wird eine problematische Übereinstimmung von beruflichen Anforderungen und beruflicher Qualifikation konstatiert. Gerade für die Mädchenbildung heißt dies nach SEIDENSPINNER (zitiert nach BECK-GERNSHEIM, 1984, S. 324):

"Im Bildungsbereich stehen Mädchen die Türen offen, auf dem Beschäftigungs- und Arbeitsmarkt werden sie wieder zugeschlagen."

Sehr explizit wenden sich HEINZ & KRÜGER (1981) gegen die immer noch verbreitete Vorstellung, daß es so etwas wie eine weibliche Berufsneigung gäbe. In ihrem Artikel "Berufsfindung unter dem Diktat des Arbeitsmarkts" stellen sie keine Kongruenz zwischen Berufsoptionen und **Berufseinmündung** fest. Die schlechten Arbeitsmarktbedingungen lassen den Mädchen vielfach keine andere Wahl als auf geschlechtsspezifisch festgelegte Zuordnungen zurückzugreifen. Die strukturellen Benachteiligungen von Frauen bestehen besonders bei der Berufseinmündung. Bei den Mädchen ist durchaus das Bewußtsein ihrer Chancenminderung vorhanden.

Die These von der Festlegung des Berufswahlverhaltens durch geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse läßt nach HEINZ & KRÜGER die realen Benachteiligungen und deren Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung außer Acht. So weisen sie darauf hin, daß es geringe geschlechtsspezifische Differenzen bei Berufswahlüberlegungen im 7. Hauptschuljahr bei Jungen und Mädchen gibt, hingegen größere Differenzen dann bei der Berufseinmündung: Dies liegt an den konkreten Erfahrungen bei der Lehrstellensuche bzw. auch der Antizipation von schlechten Erfahrungen. HEINZ & KRÜGER legen die Notwendigkeit einer Neureflexion der These von geschlechtsspezifischer Sozialisation nahe, da sie von einem geschlechtsspezifisch geteilten Arbeitsmarkt ausgehen. (Vgl. auch: KICKBUSCH, 1984).

Die These einer "geschlechtsspezifischen Sozialisation" ist deshalb fragwürdig (vgl. Kap. 3.1.4), da sie lediglich darauf verweist, daß die

Frauen - wählen sie sogenannte typische Frauenberufe oder das Hausfrauendasein - gar nicht anders konnten. Der Grund liegt nicht in ihrer individuellen Entscheidung, sondern - ganz abstrakt - in "der" Erziehung. Sie ist zwar sicherlich nicht ohne Einfluß auf die persönliche Entwicklung, sie ist aber auch nicht deren alleinige Determination, sind doch aktuelle Umweltbezüge und Antizipationen künftiger Chancen mindestens ebenso bedeutsam. (Vgl. BANNISTER & FRANSELLA, 1981).

Die optimistische Parole der "Verwirklichung von Chancengleichheit" ist mittlerweile gerade auch im pädagogischen Bereich resignierteren Statements gewichen (BOURDIEU & PASSERON, 1971, SCHÄFERS, 1981). "Problemgruppen" wie Unterschichtangehörige konnten entweder kaum "ihre Chancen wahrnehmen" oder aber sie erfahren, wie die Frauen auf einer anderen Ebene, dem Arbeitsmarkt, Benachteiligungen, die demotivierend wirken.

Frauen konnten durch die Bildungsreform durchaus ihre Berufschancen verbessern. Dies bewirkte nach BLOSSFELD (1985) sowohl einen Rückgang des Anteils von ungelernten Frauen zugunsten von Absolventinnen mit Mittlerer Reife als auch eine Zunahme weiblicher Abiturienten. Bei inzwischen erfolgtem Abbau des Wohlfahrtsstaates sind Frauen überproportional arbeitslos bei den Hoch- und Fachhochschulabsolventen, da sie bevorzugt Lehramts- und Sozialpädagogikstudiengänge wählten (vgl. auch: KAISER, 1983). WINDOLF & HOHN (1984) konstatieren als eine der "nicht-intendierten" Folgen der Bildungsexpansion einen "Verdrängungswettbewerb". Zwar kann Bildung den Nachteil sozialer Herkunft ausgleichen, die gesellschaftlich bedingte Ungleichheit wird aber dadurch nicht reduziert.

3.1.5.2 Zum Begriff der 'Chancengleichheit' - oder: Die BOURDIEU'SCHE Kritik am Bildungswesen und an den Bildungsideologien

Bildung beseitigt keine sozialen Ungleichheiten, sie reproduziert sie vielmehr - dies ist die radikale These von BOURDIEU & PASSERON (1971), die sich kritisch mit der Chancengleichheit auseinandergesetzt haben.

Das bestehende Bildungssystem ist im Kern resistent gegen Reformen, die nicht den Rahmen des gegenwärtigen Systems übersteigen. Die Funktion des Bildungswesens besteht wesentlich darin, die Ideologie zu verbreiten, daß eben jeder "seines Glückes Schmied sei":

"Damit soziales Schicksal in freie Berufung und persönliches Verdienst umgedeutet werden kann ... muß das Bildungswesen

die Individuen erfolgreich davon überzeugen, daß sie ihr Schicksal ... selbst gewählt und verdient haben." (BOURDIEU & PASSERON, 1971, S. 225,)

Dagegen führt BOURDIEU anhand empirischer Analysen (Sekundärstatistiken) des französischen Bildungssystems die soziale Tatsache ins Feld, daß besonders die unteren sozialen Schichten frühzeitig das Bildungssystem verlassen. Diese Selektion von Angehörigen der unteren sozialen Schichten findet vornehmlich anhand der im Bildungswesen verlangten **sprachlichen** Fertigkeiten statt.

Die privilegierten Studenten verdanken ihrem Herkunftsmilieu ein Verhalten, daß ihnen indirekt im Studium zugute kommt. Je höher die soziale Herkunft - so lautet der entsprechende empirische Befund - umso vielfältiger sind die kulturellen Interessen.

Für die Kinder aus der Unterschicht ist hingegen die Schule der einzige Vermittler bezüglich kulturellen Wissens. (Daß diese Tatsache weniger gegen eine mangelhafte Schulbildung als vielmehr gegen das versagende Individuum gerichtet wird, ist eine verbreitete Denkfigur). Da der zu vermittelnde Stoff für diese Kinder nicht in ihrer Erfahrung ist, wird die Schule für sie zu einer Schule der Unaufrichtigkeit. Die Kinder aus Arbeiter- und Kleinbürgermilieu müssen sich mühsam erwerben, was die Kinder aus großbürgerlichem Milieu quasi "gratis" durch die familiäre Umgebung mitbekommen: Stil, Geschmack, Kultur.

Nun führt schon für den Bereich der Schule die Blindheit gegenüber sozialer Ungleichheit dazu, daß tatsächliche Ungleichheiten als **natürliche**, als unterschiedliche Begabungen angesehen werden. So produziert und unterhält das Bildungswesen die Ideologie der Begabung, die die Funktion der Religion ersetzt, wesentlich effektiver als diese: Nach Max WEBER verhalf die Religion den herrschenden Klassen dazu, ihre Privilegien mit einer "Theodizee" auszustatten: Sie sind gottgewollt, d.h. durch ein höheres Wesen legitimiert. Im Zeitalter der Säkularisierung tritt an die Stelle der Religion die **Begabungsideologie**, die gesellschaftliche Unterschiede am einzelnen Individuum festmacht. An der Universität, in der formelle Gleichheit bei allen Studenten vorherrscht, findet diese Ideologie ihre Fortsetzung und Bestätigung.

Hier wird der sprachliche Stil vervollkommenet. Daß er nicht unbedingt der Verständigung und Klarstellung dient, sondern zur "Mystifikation" bzw. zur Zelebrierung der Intellektualität, verdeutlichen BOURDIEU & PASSERON (1971) anhand eines durchgeführten Experimentes: Studenten wurde eine Liste mit Fremdwörtern vorgelegt, die sie definieren sollten. Es befand sich darunter auch ein nicht-existentes Wort "Gerophagie", das aber alle Studenten zu umschreiben

versuchten. Am wortreichsten taten dies die Studenten aus privilegiertem Milieu. Das Bildungssystem vermittelt also auch eine bestimmte **Einstellung** zu Sprache und Kultur, die BOURDIEU mit dem "Habitus" des freischwebenden Intellektuellen zu beschreiben versucht.

Das Examen offenbart in Gestalt des 'schlechten Studenten', der "wie das Böse in der Theologie" (BOURDIEU & PASSERON, 1971) die Wahrheit über das Bildungssystem (es dient weniger der Ausbildung als der Auslese) und zugleich seine Rechtfertigung (die schlechten Studenten "verdienen" die Bildung nicht, sie eliminieren sich selbst als Unbegabte) ausmacht.

Nun ist diese Kennzeichnung des universitären Ausbildungsbetriebes vor allem auf französische Verhältnisse zugeschnitten. BOURDIEU verweist auf den Einfluß des Jesuitenkolleges auf das französische Bildungssystem, das den Primat des Stils und die Abwertung von Übungen postulierte.

BOURDIEUs Vorstellungen einer "rationalen" Pädagogik und die Hoffnung, daß neue Technologien etwas von der Mystik des Professorenkults entzaubern können, mögen angesichts westdeutscher Didaktikbemühungen und der zunehmenden Kritik an programmierten Unterweisungen (GEBERT & v. ROSENSTIEL, 1981) veraltet erscheinen.

Dennoch finden BOURDIEUs Grundgedanken zur Funktion des Bildungswesens - daß es kulturelle Privilegien bewahrt und dies erfolgreich zu verschleiern versteht, da diejenigen, die frühzeitig ausscheiden, dies als ihr persönliches Versagen werten - zunehmend Eingang in die sozialwissenschaftliche Diskussion (z.B. SCHMEISER, 1986; BORCHERT, 1986).

Eine konservative Argumentationsstruktur bedient sich gerne der Begabungsideologie, um einen Status quo zu rechtfertigen. Frauen, für die die Teilnahme am Bildungssystem historisch erst jüngeren Datums ist und die z.T. mühevoll erkämpft werden mußte, wurden mit derselben, sich manchmal wissenschaftlichen Schein verschaffenden Argumentation bedacht. (Daß viele Frauen diese Argumentation auch auf sich anwenden, widerlegt die allzu simple Opfertheorie, wie sie Feministen manchmal vertreten). Psychologische Charakteristiken "typischer" weiblicher Verhaltensweisen unterliegen damit auch stets der Gefahr, durch bloße Deskription von Verhaltensweisen solchen Ideologien Vorschub zu leisten, ohne bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen zu berücksichtigen.

3.1.6 Exkurs: Historische Aspekte und aktuelle Parallelen

3.1.6.1 Frauenarbeit zu Beginn der Industrialisierung

Frauenarbeit hat es schon immer gegeben – so die Auskunft verschiedener Wissenschaftler (LEHR, 1981; FREVERT, 1986). Rein quantitativ betrachtet hat sich das Ausmaß weiblicher Erwerbstätigkeit kaum geändert: Die Erwerbsquote schwankte zwischen 1882 und 1980 zwischen 30 % und 35 %. Allerdings war die frühe weibliche Erwerbstätigkeit in andere Strukturen eingebunden: Frauen arbeiteten vorzugsweise im Gesindedienst, in der Landwirtschaft, als mithelfende Familienangehörige oder als Tagelöhnerin. Mitte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der Fabrikarbeiterinnen, die sich vor allem in der Textilbranche konzentrierten.

Nach BOURDIEU (1971) stellt der Eintritt von Frauen in Männerberufe eine wesentliche Veränderung im Zuge der Industrialisierung dar. Karl MARX (1972) hat detailliert die Entstehungsbedingungen von Frauenarbeit in der Industrie beschrieben:

"Die Maschine, wovon die industrielle Revolution ausgeht, ersetzt den Arbeiter, der einzelnes Werkzeug handhabt, durch einen Mechanismus, der mit einer Masse derselben oder gleichartiger Werkzeuge auf einmal operiert." (S. 417)

MARX nennt nun als eine der Auswirkungen der Maschinerie, die die Muskelkraft entbehrlich macht, die Entwertung der männlichen Arbeitskraft. Deren Wert war bisher wie folgt bestimmt:

"Der Wert der Arbeitskraft war bestimmt nicht nur durch die zur Erhaltung des individuell erwachsenen Arbeiters, sondern durch die zur Erhaltung der Arbeiterfamilie nötige Arbeitszeit ... Indem die Maschinerie alle Glieder der Arbeiterfamilie auf den Arbeitsmarkt wirft, verteilt sie den Wert der Arbeitskraft des Mannes über seine ganze Familie. Sie entwertet daher seine Arbeitskraft." (S. 417)

In einer Fußnote wird dies so veranschaulicht:

"Die Arbeiten, welche der Familienkonsum erheischt, wie Nähen, Flicker, usw., müssen durch Kauf fertiger Waren ersetzt werden. Der verminderten Ausgabe von häuslicher Arbeit entspricht also vermehrte Geldausgabe ..." (S. 417)

Frauen und Kinder, die nunmehr in den Fabriken arbeiten, werden zu Konkurrenten für die männlichen Arbeiter. Möglicherweise erklärt sich auch von daher der "proletarische Antifeminismus" in der frühen

Arbeiterbewegung (vgl. TORNIÉPORTH, 1979; RÜHLE-GERSTEL, 1932).

"Durch den überwiegenden Zusatz von Kindern und Weibern zum kombinierten Arbeitspersonal bricht die Maschinerie endlich den Widerstand, den der männliche Arbeiter in der Manufaktur der Despotie des Kapitals noch entgegengesetzte." (S. 424)

Die Fabrikanten wußten das weibliche Arbeitskräftepotential geschickt für sich auszunutzen. In einer Fußnote beschreibt MARX wie ein Fabrikant die weibliche Psyche einschätzt und für sein Geschäft herzurichten versteht:

"Ein Herr E., ein Fabrikant, unterrichtete mich, daß er ausschließlich Weiber bei seinen mechanischen Webstühlen beschäftigte. Er gebe verheirateten Weibern den Vorzug, besonders solchen mit Familie zu Hause, die von ihnen für den Unterhalt abhängt; sie sind viel aufmerksamer und gelehriger als unverheiratete und zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte gezwungen, um die notwendigen Lebensmittel herbeizuschaffen. So werden die eigentümlichen Tugenden des weiblichen Charakters zu seinem Schaden verkehrt - so wird alles Sittliche und Zarte ihrer Natur zum Mittel ihrer Sklaverei und ihres Leidens gemacht." (S. 424)

Auch bei MARX taucht also schon die Familie in Zusammenhang mit der Frauenarbeit auf, in dem vorliegenden Falle taugt die Familie zur besseren Erpressung der weiblichen Arbeitskraft. Daß solche instrumentellen Betrachtungen von Arbeitskräften auch in der Moderne nicht unbekannt sind, deuten die Auseinandersetzungen um "Monotonieresistenz" speziell von Frauen an, die angeblich monotone Arbeiten besser ertragen können als Männer (vgl. LEHR, 1981; STIEGLER, 1984).

Interessanterweise entspricht auf der deskriptiven Ebene die Darstellung von weiblicher Fabrikarbeit derjenigen von RIEHL (1924), der allerdings einen gänzlich anderen Beweiszweck als MARX verfolgt: So beschreibt SCHÄFERS (1981) das Anliegen von Wilhelm Heinrich RIEHL, die Gestalt und Funktion des ganzen Hauses vor der Auflösung durch die Ideen der politischen Revolution sowie der industriellen Revolution bewahren zu wollen. Nach SCHÄFERS kommt RIEHL das Verdienst zugute, die empirisch-soziologische Familienforschung mit begründet zu haben.

RIEHL geht es darum, die soziale Ungleichheit als naturgegeben zu legitimieren. Aus der Tatsache, daß es Mann und Frau gibt, wird auf eine gottgewollte Ungleichheit geschlossen, denn - so die Schlußfol-

gerung von RIEHL - wären die Menschen geschlechtslos, dann wäre Gleichheit und Freiheit möglich. Im Gegensatz von Frau und Mann ist aber nach RIEHL die natürliche Gliederung der Gesellschaft vorverkündet (vgl. S. 22). Folglich postuliert er, daß die Familie die Welt der Frauen ist und beklagt die wachsende Familienlosigkeit, deren Ursache er in einem mangelhaften Familiensinn sieht:

"Lieber mietet der moderne Hausvater drei wildfremde Mägde, als daß er ein einziges armes Bäschen in seine Familie aufnehme. So sehen sich unzählige Frauen in einen Zustand versetzt, welcher vollkommen dem des sozialen Proletariats entspricht ... Der Jammer dieser weiblichen Proletarier wird nicht in der Presse zur Schau getragen wie bei dem männlichen Arbeitervolk: Sie machen auch keine Aufläufe und bauen keine Barrikaden. Sie verhungern und verkommen ganz in der Stille, ihr Notschrei stört nicht die behagliche Verdauung dinierender und soupierender Minister ... (S. 58). Sieht man aber die von der verdorbenen Luft, dem Staub und Maschinenöldunst der Fabriksäle gebleichten Gesichter dieser Arbeiterinnen, dann möchte man es wahrlich nicht auf sein Gewissen nehmen, die Fabriken als Zufluchtstätten für Berufslose besonders zu empfehlen ... Dadurch wird der Geist der Familienlosigkeit selber wieder gehegt, der eben darin wurzelt, daß jeglicher sein eigener Herr zu sein begehrt und nicht erkennt, daß es höher ist, seinen Eigenwillen vor der großen sittlichen Einrichtung der Familie zu beugen." (S. 59)

Aus seiner Beschreibung der modernen Fabrikarbeit in ihrer ungesunden Auswirkung auf die weibliche Physis und Psyche zieht nun RIEHL nicht den Schluß, hier Verbesserungen anzustreben, sondern er plädiert für den Wiedererhalt der "Großfamilie". Abgesehen von der Schlußfolgerung RÜHLs wird in einer empirischen Studie von 1977 durch PEIKERT festgestellt, daß Frauen auf dem sich verengenden Arbeitsmarkt **disponible** Größen darstellen, deren Verdrängung **keine** sofortigen **Konflikte** nach sich zieht.

Eine ähnliche Parallele läßt sich für die RIEHLsche Beschreibung des weiblichen politischen Engagements ziehen. Treffend charakterisiert er das mangelhafte weibliche politische Engagement, über das er seine Freude nicht verhehlen kann:

"Deutschland besitzt kein revolutionäres Proletariat unter den Frauen. Unsere armen Tagelöhnerinnen stecken noch viel zu tief in der Weiblichkeit, um revolutionär sein zu können. Die weiblichen Demagogen sind gebildete Frauen, Blaustrümpfe, die ihr Geschlecht verleugnen ... Eine Frau, die an die Gleichstel-

lung ihres Geschlechtes mit den Männern denkt, muß bereits sehr viele verworrene Bücher gelesen haben. Von selber verfällt eine deutsche Frau noch nicht auf den Gedanken, der "Emanzipation der Frau" ... Erscheinungen wie die russischen Nihilistinnen oder geistesverwandte Pariser Bürgerinnen, muten uns Deutsche doch gottlob sehr ausländisch an." (S. 29)

Dieses unpolitische Bewußtsein von Frauen führt HORKHEIMER (1974) auf die Erziehungsleistung der bürgerlichen Familie zurück:

"In doppelter Weise stärkt die familiäre Rolle der Frau die Autorität des bestehenden. Als abhängig von der Stellung und vom Verdienst des Mannes ist sie darauf angewiesen, daß der Hausvater sich den Verhältnissen fügt ... Ein tiefes ökonomisches, ja physiologisches Interesse verbindet die Frau mit dem Ehrgeiz des Mannes ... Die Einführung des Wahlrechts der Frau hat auch in den Staaten, wo eine Stärkung der Arbeitergruppen erwartet wurde, den konservativen Mächten Gewinn gebracht." (S. 303, HORKHEIMER, 1974)

Selbst eine empirische Untersuchung von 1979 (LEHNER & BÜRKLIN) konstatiert noch für die Frauen, daß sie "politisch eher desinteressiert und auf Familie und Sicherheit, Ruhe und Ordnung" bedacht sind, also mehrheitlich den traditionell-konservativen Werten verhaftet bleiben. Deshalb versprechen sich diese Autoren auch wenig von einer Interessenvertretung durch eine reine Frauenorganisation, sondern empfehlen der Frauenbewegung "den langen Marsch durch die Institutionen".

SIMMEL (1985) weist auf den Unterschied, den die Industrialisierung zwischen Frauen der unteren sozialen Schicht - Fabrikarbeiterinnen - und den Damen aus besseren Häusern hervorruft:

"Die Proletarierin hat nicht zuwenig, sondern zuviel soziale Freiheit - so kümmerlich es mit ihrer individuellen auch stehen mag. Ganz umgekehrt in den höheren Ständen. Hier hat die moderne Arbeitsteilung der Frau so viele frühe hauswirtschaftliche Funktionen abgenommen, daß einer ungeheuren Zahl von Frauen der Rahmen des Hauses keine ausreichende Bewährung ihrer Kräfte mehr ermöglicht ... das Haus, aus dem die Proletarierin gewaltsam vertrieben ist, hält jene gewaltsam zurück; die ökonomisch-selbständige Tätigkeit, die der einen zum Elend wird, würde der anderen zum Segen reichen". (S. 136)

Eine ähnliche Differenzierung unternimmt NAVE-HERZ (1972), die bezüglich der **Frauenbildung** für die sozialistische Frauenbewegung konstatiert, daß sie die Verbesserung der Lage der Fabrikarbei-

terinnen erstrebte, während die bürgerliche Frauenbewegung (größtenteils aus Lehrerinnen bestehend) für gleichberechtigten Zugang zur **Bildung** plädierte.

3.1.6.2 Der Ausschluß der Frauen vom Bildungssystem

BOURDIEU (1971) nennt als ein wesentliches Kennzeichen traditioneller Gesellschaften den **Ausschluß** der Frauen vom höheren Bildungswesen. Diese soziale Tatsache findet sich im Spiegel literarischer und wissenschaftlicher Beschreibungen, die allerdings zumeist legitimatorischen Charakter haben: So karikiert KNIGGE weibliche Gelehrsamkeit im 18. Jahrhundert, die sich nicht der schlechten bzw. gar nicht vorhandenen Bildung der Frauen verdankt, sondern schlechterdings ein Irrweg der Natur ist:

"Ich muß gestehen, daß mich immer eine Art von Fieberfrost befällt, wenn man mich in Gesellschaft einer Dame gegenüber oder an die Seite setzt, die hohe Ansprüche auf Schöngesterei oder auf Gelehrsamkeit macht ... Was hilft es ihnen mit Männern in Fächern wetteifern zu wollen, denen sie nicht gewachsen sind, wozu ihnen mehrenteils die ersten Grundbegriffe, welche den Knaben schon von Kindheit an eingebleut werden, fehlen? ... Es erregt wahrlich ... Mitleiden, wie solche arme Geschöpfe sich erkühnen, über die wichtigsten Gegenstände, die Jahrhunderte hindurch der Vorwurf der mühsamsten Nachforschungen großer Männer gewesen sind und von denen diese dennoch mit Bescheidenheit behauptet haben, sie sähen nicht ganz klar darin, wenn man hört, wie ein eitles Weib darüber am Tee oder Nachtsche in den entscheidensten Ausdrücken Machtsprüche wagt, indes sie kaum eine klare Vorstellung von der Materie hat, wovon die Rede ist. Aber der Haufen der Stutzer und Anbeter bewundert dennoch mit lautem Beifalle die feinen Kenntnisse der gelehrten Dame und bestärkt sie dadurch in ihren unglücklichen Ansprüchen ... Es geht alles verkehrt im Hause. Die Speisen kommen kalt oder verbrannt auf den Tisch. Es werden Schulden auf Schulden gehäuft. Der arme Mann muß mit durchlöchernten Strümpfen einherwandeln. Wenn er nach häuslichen Freuden seufzt, unterhält ihn die gelehrte Frau mit Journalsnachrichten oder rennt ihm mit einem Musenalmanach entgegen, in welchem ihre platten Verse stehen und wirft ihm höhnisch vor, wie wenig der Unwürdige, Gefühllose den Wert des Schatzes kennt, den er zu seinem Jammer besitzt." (KNIGGE, 1977, S. 168, Erstveröffentlichung 1790).

Man täte KNIGGE allerdings unrecht, ihn als Verfechter einer besonders rückschrittlichen Einstellung hinzustellen, stellte doch sein Sittengemälde der damaligen Zeit - das im übrigen weit mehr umfaßte als lediglich formelle 'Benimmregeln' aufzustellen - durchaus manche Verhaltensweisen besonders des Adels als kritikwürdig dar. Die psychologisch interessante Beschreibung weiblicher Exaltiertheit unterliegt dennoch der Gefahr einer 'naturalistischen' Deutung, die den 'Status quo' als naturgegeben nimmt.

Den "übelsten Angriff auf Frauen in der modernen wissenschaftlichen Literatur" startete nach GOULD (1983) LE BON, der pseudo-wissenschaftliche Beweisgründe für die Minderwertigkeit der sogenannten "weiblichen Natur" anführte:

"Bei den intelligentesten Rassen, wie bei den Parisern, gibt es eine große Anzahl Frauen, deren Gehirn der Größe nach den Gorillas näher steht als den höchstentwickelten männlichen Hirnen. Diese Unterlegenheit ist so offensichtlich, daß niemand sie auch nur einen Augenblick lang bestreiten kann; nur ihr Ausmaß lohnt die Erörterung. Alle Psychologen, die die Intelligenz von Frauen studiert haben, erkennen heute ebenso wie Dichter und Romanschriftsteller, daß sie eine der minderwertigsten Formen der Menschheitsentwicklung darstellen und Kinder und Wilden näher sind als dem erwachsenen zivilisierten Mann. Sie zeichnen sich aus durch Launenhaftigkeit, Sprunghaftigkeit, Gedankenarmut, Mangel an Logik und durch die Unfähigkeit zu denken. Zweifellos gibt es einige hervorragende Frauen, die dem Durchschnittsmann weit überlegen sind, doch sind sie so außergewöhnlich wie die Geburt einer Monstrosität, z. B. eines Gorillas mit zwei Köpfen; daher können wir sie völlig außer Acht lassen." (LE BON in: GOULD, 1983, S. 108).

Es charakterisiert eine **rassistische** Argumentationsstruktur (vgl. auch SALM, 1984), daß sie aus der Beschreibung des weiblichen Charakters (die man im übrigen nicht unbedingt abstreiten muß) auf eine allgemeine, **naturgegebene** Minderwertigkeit schließt und gerade die **Produziertheit** dieses Phänomens - Ausschluß der Frauen von Bildung bzw. Erziehungsziel Mutter - ignoriert. Entsprechend hält LE BON Vorschläge amerikanischer Reformer, Frauen den Zutritt zur Universität zu gewähren, für unsinnig.

Allerdings sprachen sich nicht alle Gelehrten jener Zeit derartig vehement gegen die Öffnung der höheren Bildungsinstitutionen für das weibliche Geschlecht aus. So gehörte SIMMEL zu den Befürwortern des Frauenstudiums, indem er für eine gleichmäßige Bildung der

weiblichen und männlichen Jugend eintrat (SIMMEL 1985, S. 78: Der Frauenkongreß und die Sozialdemokratie, 1896).

Die Geschichte der Mädchenbildung anhand der Bildungskonzeption in Lehrplänen und Büchern des hauswirtschaftlichen Unterrichtes analysiert TORNIÉPORTH (1979). Sie setzt sich mit der vorindustriellen Lehre vom "Haus" auseinander. In dieser Hausväterliteratur war die Rolle des Mannes als bäuerlicher Hausvater in der christlich-patriarchalisch geprägten Feudalgesellschaft unumstritten. Die Institutionen der höheren Mädchenbildung, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden sind, verdanken sich dem Bildungsidealismus des aufstrebenden Bürgertums, das sich der Aufklärung verpflichtet wußte. Man richtete sich vornehmlich an KANT und ROUSSEAU aus, die einen Geschlechtsdualismus propagierten (z. B. "der Mann stark und die Frau schwach, die Frau verkörpert Soziales, der Mann das Wissen".) Als Bildungsideal wurde die Unterstützung des weiblichen Geschlechtscharakters propagiert, die darin münden sollte, die Frau als gute Gattin, Hausfrau und Mutter zu erziehen.⁴

An diese Bildungskonzeption schloß die bürgerliche Frauenbewegung an. Sie vertrat die Ideologie der "geistigen Mütterlichkeit und weiblichen Kulturaufgabe." Für sie war Gleichberechtigung der Frau nur Mittel zum Zweck, nicht Ziel. Das eigentliche Ziel war, die Frauen auf ihre "mütterliche Menschheitsaufgabe" hin zu erziehen, die auf Volk und Vaterland bezogen wurde. Entsprechend war dann auch die staatsbürgerliche Erziehung und die hauswirtschaftliche Unterweisung ausgerichtet. Die Idee des Abbaus von Familienegoismus und Erziehung hin zum Gemeinwohl, wie sie schon in der bürgerlichen Frauenbewegung enthalten war, entfaltete allerdings erst im Nationalsozialismus seine volle Blüte.

Die sozialistische Frauenbewegung dagegen sah die Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft in Zusammenhang mit deren Eigentums- und Produktionsverhältnissen. Die weibliche Erwerbstätigkeit auch in der Industrie wurde positiv bewertet (vgl. Clara ZETKIN, in: FREVERT, 1986, S.138). Für Kindererziehung und die Bewältigung der Haushaltsaufgaben wurden Modelle von gesellschaftlichem und genossenschaftlichem Zusammenleben entworfen.

An der traditionellen Mädchenerziehung, die sich einem "Geschlechtsdualismus" verpflichtet sah, hat schon 1932 die Psychologin RÜHLE-GERSTEL Kritik geübt und sie als eine "unsachliche, ...parteiische, eine voreingenommene, eine wirklichkeitsfremde Erziehung" (S. 63) gegeißelt.

Es findet so eine Erziehung von negativen Eigenschaften statt:

"Mangel an Mut heißt positiv Angst, Mangel an Selbstvertrauen heißt Unsicherheit, Mangel an Gemeinschaftssinn heißt Ich-

haftigkeit, Mangel an Welt- und Lebenskenntnis heißt Hilflosigkeit und Schwäche". (S. 63)

Die Erziehung im Sinne der traditionellen "Geschlechtsunterschiedlichkeit" bedeutet eine Erziehung zur "Minderwertigkeit" und entsprechend zu "Minderwertigkeitsgefühlen". An dieser Charakterisierung der schon bildungsmäßig bedingten Benachteiligung von Frauen wird die Verbundenheit RÜHLE-GERSTELS mit der Individualpsychologie ADLERS deutlich. (vgl. auch Kap. 3.2.5)

Die zumindest formelle Gleichberechtigung von Frauen in den höheren Bildungsinstitutionen mußte erst mühsam durchgesetzt werden (vgl. hierzu die Dokumentation von FREVERT, 1986). Viele psychologisch durchaus treffende Charakteristika weiblicher Psyche aus jenen Zeiten, in denen Frauen höchstens ein Mädchenpensionat besuchen konnten, werden dadurch verständlicher. Es kennzeichnet allerdings eine konservative Argumentationsfigur, solche Deskriptionen als letztendliche Wahrheiten über die Menschennatur zu zementieren, statt deren Relativität durch bestimmte soziale Bedingungen zuzugestehen.⁵

Die soziologische Betrachtungsweise des Problems 'Frau und Beruf' scheint nun zur **Relativierung** von solcherart hypostasierenden Deskriptionen geeignet. Zwar mögen dabei die soziologischen Ansätze die individuelle Seite angesichts der Thematisierung struktureller Bedingungen vernachlässigen. Andererseits jedoch bedienen sich Soziologen vielfach psychologischer Termini, ohne dies zu explizieren (vgl. z.B. BOLTE, BECK & BRATER, 1983; BECK-GERNSHEIM, 1980).

Die Besonderheit der psychologischen Befassung mit der Problematik soll von daher im folgenden an typischen Kategorien wie "Vorurteil" und "Selbstwert" dargestellt werden.

3.2 Psychologische Sichtweisen - Personalisierung des Problems?

Schon in den soziologischen Erklärungsansätzen trat die Bedeutsamkeit des Berufs für männliche **und** weibliche Individuen zutage, obgleich FRIELING (1980) der soziologischen Betrachtungsweise ein "überindividuelles" Berufsverständnis vorwirft und von einer "Abstraktion des Berufs vom Individuum" (S. 10) spricht. Dies scheint zu pointiert, denn auch die Soziologie sieht sich **beiden** Seiten - Individuum und Gesellschaft - verbunden (STOOß, 1984). Beruf bedeutet auch schon in der soziologischen Sichtweise stets ein "Mehr" für das Individuum als die bloße Existenzsicherung: "Sinnerfüllung", "Ansehen

und Achtung zu genießen", "etwas zu sein und zu gelten" - all diese psychologischen Aspekte verbinden sich nach STOOß mit dem Beruf. Doch obgleich nun schon Soziologen vielfach psychologisch argumentieren, überwiegt die Betonung der **strukturellen** Aspekte. Psychologen hingegen sehen sich dem Verhalten und Erleben der **Individuen** verpflichtet, folglich knüpft Psychologie an die individuelle Seite des Berufes an.

3.2.1 Beruf als Leistungsverhalten

FRIELING (1980) lehnt sich bei seiner Bestimmung des Berufes aus psychologischer Sicht an die Definition an, wie sie im "Handbuch für Berufspsychologie" zu finden ist:

"Verkürzt gesprochen, wird der Beruf im wesentlichen als **Leistungsverhalten** verstanden, das sich an die Arbeitsbedingungen anzupassen hat und das zur Verwirklichung der Persönlichkeit beitragen soll." (S. 15)

Das bedeutet, daß eine intensive Auseinandersetzung mit der Berufswelt nicht weiter interessiert, wird sie doch als eine **Bedingung** für das individuelle Leistungsverhalten gesehen. Damit verschwindet aber auch jede spezifische Differenz zu anderen Lebensbereichen, z. B. der Familie.⁶

Entsprechend aber gibt es insgesamt wenig explizit psychologische Untersuchungen und Theorien zum Beruf und zur Berufswelt. Deren Wirkungen sind vielmehr unterstellt, wenn sich Psychologen "dem" Individuum widmen. (Zur Kritik an der Herauslösung des Individuums aus den gesellschaftlichen Kontextbedingungen, vgl. HOLZKAMP 1972).

3.2.2 Vom familienzentrierten Lebensstil zur Priorität des Berufs

Entsprechend zu dem zuvor konstatierten Ausgangspunkt der Psychologie gibt es auch zu dem Komplex 'Frau und Beruf' wenig psychologische Untersuchungen (vgl. MOHR, ROMMEL & RÜCKERT, 1982). Weibliche Berufstätigkeit interessiert weniger ihrem Inhalt nach, sondern in ihrer **Auswirkung** auf Partnerschaft und Kinder (LEHR, 1984). Dies impliziert, daß Frauen eigentlich immer noch vorrangig als alleinig für die Familie zuständig gedacht werden. Eine wichtige frühe Studie in diesem Zusammenhang ist die "psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle" von LEHR (1969). Es han-

delt sich um fünfhundert Lebenslaufschilderungen von Frauen der sozialen Mittelschicht und 160 Biographien von Männern, die systematisch exploriert und nach der biographischen Methode ausgewertet wurden. Als wesentliches Resümee dieser empirischen Studie wird festgehalten, daß die Auswirkungen der **ersten beruflichen** Erfahrungen den frühkindlichen Erlebnissen für die Persönlichkeitsprägung entsprechen, d.h. die sozialisierenden Wirkungen von institutionell bedingten Erfahrungen sind äußerst wichtig. So bedingten erste negative Berufserfahrungen einen häufigeren Stellen- und Berufswechsel, während positive Erfahrungen auch positives Erleben der Berufssituation nach sich zogen.

LEHR spricht nun davon, daß die Gesellschaft den weiblichen Berufsanfängern die Flucht aus dem Berufsleben erleichtere. Die berufliche Zukunftsbezogenheit der Männer ist stärker strukturiert, während Frauen vagere Berufsvorstellungen haben. Sie neigen stärker zu einem Stellen- und Berufswechsel und entwickeln deshalb keine innere Bindung an den Beruf. Dies führt LEHR auf traditionelle Rollenvorstellungen zurück, die für Frauen 'Familie' als eigentliche Bestimmung vorsehen. Der soziologische Rollenbegriff wird so von LEHR für das Problem "Frau und Beruf" aus **psychologischer** Sicht fruchtbar gemacht.

Insgesamt beschreibt LEHR den Lebensstil der Frauen als stärker **familienzentriert**. Dies sieht sie 1969 durchaus noch als **Chance** an:

"Denn der Frau ist durch gesellschaftliche Rollenvorstellungen in gewisser Hinsicht auch "mehr Freiheit" als dem Mann gewährt ... Die Frau kann es sich eher leisten, zeitweilig mit ihrer Tätigkeit auszusetzen, wenn die beruflichen Bedingungen nicht ganz ihren Vorstellungen entsprechen." (S. 397)

Entsprechend wird die berufliche Tätigkeit der Frau als eine zusätzliche Form der Selbstverwirklichung betrachtet, die Berufsrolle erhält für die Frau einen "Spielcharakter". Dies bedeutet, daß der Beruf nicht unbedingt eine Existenznotwendigkeit für die Frauen darstellt.

Diesen Standpunkt vertritt LEHR in ihren neueren Arbeiten zur Frau in der Arbeitswelt (1981; 1984) nicht mehr. Das Festhalten von Frauen am "Primat der familialen Rolle" interpretiert sie als eine prinzipielle Benachteiligung von Frauen. Entsprechend fordert LEHR, daß die Frauen den Beruf als Selbstverständlichkeit mit in ihre Lebensplanung aufnehmen und die Männer sich stärker für Familienaufgaben engagieren sollten.

Neuere empirische Untersuchungen zur Berufsmotivation von Frauen (KRAAK & NORD-RÜDIGER, 1985; BERTRAM, 1983)

konstatieren denn auch eine weitgehend am Beruf ausgerichtete, weibliche Lebensplanung. Die von LEHR thematisierten Zusammenhänge zwischen Selbstsicherheit, Selbstkonzept und Selbstvertrauen mit dem Berufserfolg sollen gesondert in Kap. 3.2.6 behandelt werden, da diese psychologischen Kategorien eine stets wieder betonte Besonderheit weiblichen Verhaltens kennzeichnen.

3.2.3 Frauen als Gegenstand der differentiellen Psychologie

Frauen werden in der Psychologie hauptsächlich unter der Rubrik von "Geschlechtsunterschieden" betrachtet bzw. sind als eine von vielen "Variablen" Gegenstand der differentiellen Psychologie. Dies wird auch von BAMBERG & MOHR (1982) festgestellt, die dabei die biologistische Betrachtungsweise kritisieren.

Gerade hiervon aber distanzieren sich differentielle Psychologen wie z. B. ANASTASI (1976) oder HOFSTÄTTER (1971). In ihren Kapiteln über die Geschlechtsunterschiede wird sehr **methodisch** argumentiert: So konstatiert ANASTASI, daß zwar bei etlichen psychischen Merkmalen signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern hervorgetreten sind, daß aber innerhalb der Geschlechter extrem große individuelle Unterschiede existieren und zudem die ganze Betrachtungsweise rein deskriptiv sei.⁷ Entsprechend wird auch zu Geschlechtsrollen und Stereotypen von ANASTASI vermerkt, daß hieran besonders der kulturspezifische Anteil überwiegt. Die Tatsache, daß sehr viel mehr Männer im Beruf "Auszeichnung und Berühmtheit" erworben haben, wird damit erklärt, daß den Frauen vielfach ganze Berufszweige völlig verschlossen waren (vgl. Kap. 3.1.6.2).

Fast noch schärfer drückt HOFSTÄTTER das **soziale Moment** aus: Demnach besteht ein sozialer Zwang zur Identifikation mit einer der beiden Geschlechterrollen. Schwächen und Stärken der Geschlechter werden als soziale Bestimmungsleistung gefaßt und nicht als Konsequenz der biologischen Gegebenheiten dargestellt. Am Beispiel von FREUD (Penisneid) wird kritisiert, daß der anatomische Unterschied eine kulturelle Interpretation erfährt.

Treffender als der "Biologismus-Vorwurf" von BAMBERG & MOHR (1982) ist daher die Kritik von BIERHOFF-ALFERMANN & RUDINGER (1979), die der differentiellen Psychologie das Forschungsinteresse nach **Unterschieden** zwischen den Geschlechtern vorwirft statt die Analyse von Gemeinsamkeiten zu betreiben. Nun sollten existente Unterschiede nicht geleugnet werden, sie bedürfen aber einer **Erklärung** (z. B. die empirisch mehrfach konstatierte Tat-

sache des geringeren weiblichen Selbstvertrauens, vgl. Kap. 3.2.6) und nicht deren pure Referierung.

Ironischerweise treibt dies ausgerechnet eine sich der Frauenbewegung zugehörig fühlende Psychologin auf die Spitze: So möchte BILDEN (1982), die Geschlecht als "soziale Kategorie" verstanden haben will, eine "Ontogenese als geschlechtsspezifische Aneignung der sozialen und psychischen Welt angesichts der historischen Arbeitsteilung der Geschlechter" entwickeln. Sie besteht geradezu auf der prinzipiellen **Differenz** von männlicher und weiblicher Erfahrungswelt. In den männlichen und weiblichen Normalbiographien findet Rollenanzipation statt, und dies bedeutet für beide Geschlechter dann verschiedenes: Frauen fühlen sich mehr für ihre zukünftigen Familienaufgaben zuständig und Männer für die Berufswelt. Hierin liegt im übrigen eine Parallelität zu den Ansätzen von OSTNER (1983) und BECK-GERNSHEIM (1980). (Vgl. auch Kap. 3.2)

Einen pragmatischeren Ansatz verfolgt hier LEHR (1984), wonach die Vermengung von Lerntheorie und differentieller Psychologie der Geschlechter für die "Anregung der Forschung weit fruchtbarer wurde als die Annahme eines naturgegebenen, d.h. durch Anatomie und Physiologie präformierten generellen Unterschieds". (S. 270)

3.2.4 Die Logik von Vorurteilen

3.2.4.1 Resultate der Vorurteils- und Stereotypenforschung

Die Benachteiligung von Frauen wird vielfach auf Vorurteile (HECKHAUSEN, 1976; BRUNOTTE, 1965) zurückgeführt, die den Frauen in der Arbeitswelt entgegengebracht werden. Im folgenden soll sich etwas ausführlicher mit der Definition von Vorurteilen auseinandergesetzt werden, da für die Erklärungsschemata von "Geschlechtsrollenstereotypen" bzw. "Geschlechtsunterschieden" Ergebnisse aus der Vorurteilsforschung eine nicht unerhebliche Rolle spielen (vgl. GERARD, 1984; BERGLER & SIX, 1972).

Für den Klassiker der Vorurteilsforschung - Gordon ALLPORT (1971) - bedeutet ein **Vorurteil** gleichsam auch ein **Werturteil**. Es wird schlicht bezeichnet als "Von anderen ohne ausreichende Begründung schlecht denken"(S. 20).

Die logische Seite hat BERGLER (1966) begrifflich klar herausgearbeitet:

"Der Begriff des Vorurteils beinhaltet, rein vom sprachlichen her, schon den Begriff des alogischen, besagt also, daß hier Aussagen über personelle oder dingliche Gegebenheiten gemacht

werden, die nicht das Ergebnis objektiver und damit empirisch eindeutiger Schlußfolgerungen sind." (S. 98, BERGLER, 1966)

Die zweite Seite der ALLPORTschen Definition betrifft das **negativ wertende** am Vorurteil. Nach KARSTEN (1978) ist das Vorurteil gefühlsmäßig untermauert.

Neuere Bestimmungen des Vorurteils⁸ beschreiben es als Sonderfall des Einstellungskonzeptes (SIX, 1982) und betrachten es im Rahmen des Prozesses von "kognitiver Informationsverarbeitung", wonach es sich dann um eine "vereinfachende Kategorisierung" handelt. Sie stellt eine "Übergeneralisierung" dar, die im Sinne selektiver Wahrnehmung sowohl steuernd als auch gesteuert ist, eine "hohe Änderungsresistenz" aufweist und sich dadurch auszeichnet, daß "Schutz vor Unsicherheit" gewährt wird.

Auffällig an dieser Vorurteilsdefinition ist die **Ausklammerung** der emotionalen und negativ wertenden Komponenten. Das Vorurteil stellt lediglich eine etwas engstirnige und einseitige Sicht der Realität dar und bietet dem Individuum obendrein einen unschätzbaren Vorteil: Es schützt vor Unsicherheit und entlastet den Menschen vor differenzierenden Anstrengungen.

Dies wäre auch im Rahmen der "kognitiven Wende" innerhalb der Vorurteilsforschung zu interpretieren, die TAJFEL (1982), selbst zunächst Verfechter eines kognitiven Ansatzes in der Vorurteilsforschung, mittlerweile als unzureichend bezeichnet, da der **soziale Kontext** nicht mitberücksichtigt wird.

Dennoch ist auch diese "versachlichende" Bestimmung nicht frei von einem Widerspruch, den REHM (1986) aufgreift und ihn die radikale Frage nach dem Scheitern des traditionellen Forschungsprogrammes der Vorurteilsforschung stellen läßt: Implizit geht die Vorurteilsforschung davon aus, daß Vorurteile und Stereotype Urteile sind, die von der Realität abweichen. Z. B. beinhaltet die Bestimmung von "Übergeneralisierung" eine verzerrte Darstellung von Realität. Die Vorurteilsforschung unterstellt also einen **Maßstab** der Bewertung, den sie allerdings nie expliziert. REHM fordert nun für die Vorurteilsforschung die empirische Prüfung der Vorurteile, die mit korrespondierenden Wirklichkeitsausschnitten verglichen werden müßten - ein Vorhaben, das wiederum nach wissenschaftstheoretischen Paradigmen schwerlich einzulösen sein wird.⁹

Den impliziten Maßstab in der Vorurteilsforschung haben FEIL & SCHÖNHAMMER (1983) in deren **Praxisorientiertheit** und der **moralischen** Intention ausgemacht. Sie verweisen im übrigen auf die Beeinflussung der Forschung durch den deutschen Antisemitismus und das Rassenproblem in den USA.

Ebenso unterschiedlich wie die allgemeine Definition des Vorurteils ist die Bestimmung der **Funktionen**, die es für das "vorurteilige" Individuum hat: Nach KARSTEN erhöht und bekräftigt das Vorurteil das Selbstwertgefühl. Am Beispiel des Antifeminismus von SCHOPENHAUER führt ALLPORT aus, daß dieses Vorurteil "Zufriedenheit und Sicherheit für die eigene Geschlechtszugehörigkeit mit sich bringt". Diesen Gedanken haben besonders die Feministen (BENARD & SCHLAFFER, 1978; JANSSEN-JURREIT, 1979) aufgegriffen (vgl. auch Kap. 3.4).

Die traditionellen Vorurteilsforscher haben stets auch versucht, eine **Typologie** einer vorurteilsvollen versus einer vorurteilsfreien Persönlichkeit zu entwerfen: Z. B. ALLPORT "Die vorurteilshafte versus die tolerante Persönlichkeit". Am bekanntesten ist wohl die Typologie von ADORNO (1973), der den "autoritären Charakter" als Begriff geprägt hat und die Syndrome der vorurteilsvollen und der vorurteilsfreien Persönlichkeit beschrieb. Nach HORKHEIMER (1978) erfüllt das Vorurteil irrationale Funktionen im Urteilenden, der sich durch Ich-Schwäche, die ihre Ursache in frühen Kindheitsdefekten hat, auszeichnet.

All diese Typologien müssen sich jedoch die Frage gefallen lassen, die ROTTER (1982) für das Konstrukt der "internalen versus externalen Kontrollüberzeugung" aufgeworfen hat, wonach das "Eindringen der 'guter Kerl-schlechter Kerl'-Dichotomie" ein Problem darstellt, da vorschnell angenommen wird, es sei gut, intern, und schlecht, extern zu sein. Ebenso könnte eine Typisierung einer "vorurteiligen versus vorurteilsfreien" Persönlichkeit lediglich moralische Verurteilung nach sich ziehen, ohne die jeweiligen Vorurteile **explizit** zu machen und zur **Diskussion** zu stellen (vgl. FEIL & SCHÖNHAMMER, 1983).

Wesentlich **formeller** und unbestimmter sind die Definitionen von BERGLER (1984), der die positive Funktion für die individuelle Daseinsbewältigung durch Vorurteile wie folgt beschreibt:

"Verfestigte, schematische, objektiv weitgehend unrichtige, kognitive Formeln im Dienste der Umweltbewältigung und damit Verhaltensstabilisierung." (S. 238)

Vorurteile erlauben "Verhaltensstabilisierung", sie sind also in gewissem Maße nötig und gegen ein Vorurteil ist nichts einzuwenden, solange es keine negativen Wirkungen zeitigt. Der Maßstab für positive oder negative Vorurteile wird dabei in ihrer **Wirkungsweise** gesehen.

Einigkeit besteht jedoch in der Konstatierung nahezu aller Vorurteilsforscher, daß die Beseitigung von Vorurteilen ungeheuer schwierig

rig ist und situative Momente eine große Rolle spielen. (KARSTEN, 1978; TAJFEL, 1982).¹⁰

Hierzu bemüht BERGLER (1984) lerntheoretische Erkenntnisse, wonach Vorurteile zwar gelernt werden, aufgrund ihrer hohen Änderungsresistenz jedoch nicht einfach abzubauen sind. Dies erfolgt erst bei Fehlanpassung. Deshalb endet BERGLER mit der eher resignativen Aussage:

"Die Liebe zu den eigenen Vorurteilen ist der zentrale Katalysator für deren Beibehaltung und Überlieferung." (S. 248)

TAJFEL (1982) betont, daß die sozialen Stereotype keine Situationen schaffen, sondern lediglich einen Verweis auf zugrundeliegende Interessenkonflikte darstellen. Dies bedeutet nun auch, daß die Bekämpfung von Vorurteilen **allein** bei weitem nicht ausreichend ist.

Abschließend zu den Stereotypen sollte daran erinnert werden, was FEIL & SCHÖNHAMMER (1983) in ihrer Studie "Mentalität und Vorurteil - ausländische Kinder aus der Sicht von Erzieherinnen" - fordern:

Die Gefahr betonter Vorurteilslosigkeit birgt **Harmonisierungstendenzen** in sich. Statt Vorurteile zu leugnen, sollten sie bewußt gemacht werden. Denn die Zugabe von Vorurteilen erlaubt es, "sie zum Gegenstand eines rationalen Diskurses" (NEUENDORF-BUB, 1979) zu machen.

3.2.4.2 Geschlechtsrollenstereotype

Die allgemeinen Bestimmungen über Vorurteile gelten auch für die Definition der "Geschlechtsrollenstereotype". Nach HUICI (1984) besteht ein Konsens darüber, welche "Traits" gewöhnlich Frauen und Männern zugeschrieben werden. Das männliche Stereotyp besteht in "unhibited social style, competence and rational ability, action, vigour and effectiveness". Die negativen Aspekte stellen dann die Übertreibungen von diesen Eigenschaften dar. Für Frauen gilt: "Social skills, warmth and emotional support". Als Defekte werden dann die Eigenschaften von "submission and unreasonable emotionality" (S. 581) bezeichnet. Das männliche Stereotyp gilt als vorteilhafter. Gleichfalls besteht die Tendenz "to ascribe more positively valued characteristics to men than to women."

Auch nach ZAHLMANN-WILLENBACHER (1979) enthält der Katalog der geschlechtsspezifischen Stereotype mehr positiv bewertete männliche als weibliche Eigenschaften. Obendrein werden die weiblichen Eigenschaften von den Frauen noch negativer eingestuft. Dem-

nach verhalten sich die Frauen wie ethnisch Diskriminierte: Sie verachten das eigene Geschlecht bzw. die eigene Gruppe.

HUICI sieht dies im Zusammenhang damit, daß Gruppen mit einem höheren sozialen Status eher in Begriffen von "competence and economic success" beschrieben werden, während für Gruppen mit einem niedrigeren sozialen Status "terms of the dimension of warmth, good-heartedness, humanitarianism" gelten.

Nach SALM (1984) entsprechen sich die Stereotype, die über Schwarze und Frauen existieren. Frauen wird eine größere Emotionalität und eine geringere Intelligenz zugesprochen. Sie geht dabei besonders auf die **gesellschaftliche** Entlastungsfunktion von solchen Vorurteilen ein:

"Ausgehend von den sichtbaren körperlichen Unterschieden gegenüber Männern bzw. Weißen, wird bei beiden Gruppen eine angeborene geringere Intelligenz angenommen, und das Verhalten als mehr von Instinkten und unberechenbaren Emotionen geleitet, betrachtet. Die Nützlichkeit dieser Verknüpfung liegt auf der Hand: Durch die Privilegierten ... werden die gesellschaftlich höher bewerteten Eigenschaften definiert und ihnen selbst zugesprochen und damit zugleich begründet, daß sie zu Recht die besseren Positionen haben." (S. 122)¹¹

BEM (1985) möchte die unzulässige Koppelung von biologischen mit psychischen Merkmalen aufgeben und plädiert für das Lernziel 'Androgynie', d.h. maskuline und feminine Eigenschaften sollen von allen Personen gelernt werden. Dies erlaubt dann einen größeren Verhaltensspielraum:

"In short, human behaviors and personality attributes should no longer be linked with gender, and society should stop projecting gender into situations irrelevant to genitalia." (S. 222)

Ursula LEHR (1984) kommt in ihrer Abhandlung über Geschlechtsrollenstereotype zu dem Schluß, daß zwar insgesamt relativ wenig Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Verhalten letztlich empirischen Bestand haben, daß jedoch eindeutig die **stärkere soziale Orientierung** der Frau bewiesen wurde sowie ihre **stärkere Umweltabhängigkeit** und damit verbunden ein **weniger stabiles Selbstwertgefühl**. Ursula LEHR führt dies auf Erziehungseinflüsse und allgemeine Rollenerwartungen der Gesellschaft zurück, da die konstatierten Geschlechtsunterschiede erst in der Adoleszenz auftreten.

Zwar richtet sich die Argumentation von LEHR implizit gegen biologische Dispositionen zur Erklärung der Geschlechtsunterschiede.

Dennoch ist mit der Kennzeichnung dieser Unterschiede durch gesellschaftliche "Rollenerwartungen" das weibliche Subjekt als passiv und lediglich reagierend gedacht. Inwieweit die Frauen selbst bestimmte Vorstellungen und Absichten verfolgen - indem sie z.B. durchaus für sich in der Gründung einer Familie Chancen sehen - bleibt ausgeklammert. Ebenso werden die strukturellen Aspekte weiblicher Berufstätigkeit, daß also Frauen auch tatsächlich auf Schwierigkeiten in bestimmten Berufsfeldern stoßen, nicht berücksichtigt.

"Männlichkeit" versus "Weiblichkeit" werden nun zum einen in den Termini der Vorurteilsforschung ausgedrückt. Zum anderen handelt es sich hier um Konstrukte, die SPENCE (1985) als "the muddiest in all of psychology" (S. 63) bezeichnet. Die Adjektive "weiblich" und "männlich" haben zunächst eine schlichte Orientierungsfunktion:

"First masculine and feminine have an empirical meaning being used as labels to identify specific objects ... associated with males or with females. (S. 90)

Zweitens aber sind besonders die Substantive "Weiblichkeit" und "Männlichkeit" theoretische Konstrukte "that refer to a fundamental property ... of the individuals self-concept". (S. 90) Neuere Untersuchungen haben zwar die Hypothese eingeführt, wonach Männlichkeit und Weiblichkeit zwei unabhängige Dimensionen bilden, die beide in demselben Individuum verschieden ausgeprägt sein können. Doch ist die bipolare Hypothese, auf der viele traditionelle Männlichkeits-/Weiblichkeitsmessungen beruhen, durchaus noch verbreitet. Dabei weist besonders das Alltagsdenken hierzu eine größere Affinität auf:

"It could be that people, acting as naive scientists, have adopted the same single-factor, bipolar conception of masculinity - femininity implicitly adopted by most psychologists". (S. 78)

Letztlich aber läßt sich nicht entscheiden, welche der beiden Hypothesen zutrifft:

"The empirical data, however, support neither the one-factor nor the two-factor model of gender-differentiating phenomena, suggesting in stead that they are multidimensional." (S. 91)

Nun sind aber mit den Dimensionen "Männlichkeit" und "Weiblichkeit" Wertungen verbunden, die u.a. auch schon in der Individualpsychologie ADLERS (1966, Erstauflage 1926) Thema sind. Die individualpsychologischen Gedanken hierzu entsprechen zwar keinen modernen methodischen Gütekriterien, sie haben jedoch gerade auch feministisch orientierte Wissenschaftler (vgl. Kap. 3.4) und neuere psychoanalytische Konzepte (z.B. KOHUT, 1979) angeregt. Deshalb

soll im nächsten Kapitel das Konzept "Weiblichkeit" und "Männlichkeit" aus individualpsychologischer Sicht kurz dargestellt werden.

3.2.5 "Männlichkeit" und "Weiblichkeit" aus individualpsychologischer Sicht

"Männlichkeit" und "Weiblichkeit" sind immer noch, trotz des Konzeptes der "Androgynie" (vgl. BEM, 1985) verbreitete Denkkategorien. Schon ADLER (1966) hat die damit verbundenen Wertungen kritisiert: So gelten gewisse Charakterzüge als "männlich", andere als "weiblich", "ohne daß irgendwelche Grundtatsachen zu diesen Wertungen berechtigen" (S. 119). Es wird dies zwar mit unterschiedlichen "Seelenzuständen" von Jungen und Mädchen zu beweisen versucht, doch ist gerade dies nicht als Bestätigung naturgegebener Unterschiede zu werten. Denn nach ADLERS Theorie entwirft jeder Mensch schon in seiner Kindheit unter dem Einfluß elterlicher und gesellschaftlicher Vorbilder einen "Lebensplan", den er zu verwirklichen sucht. ADLER postuliert ein "**Bewegungsgesetz**", das Menschen zwischen "Gemeinschafts- und Minderwertigkeitsgefühlen" schwanken läßt. Die kindliche Situation legt bei jedem Menschen **Gefühle von Minderwertigkeit** nahe, die jedoch durch Erziehung besonders bestärkt (oder auch vermieden) werden können. Dieses Gefühl versucht das Kind durch ein Streben nach "Geltung" und "Überlegenheit" auszugleichen.

Die "Vormachtstellung des Mannes in der Kultur" impliziert den "männlichen Handlungsimperativ" (BENARD & SCHLAFFER 1984). Diesen kennzeichnet ADLER als ein "fortwährendes Ringen um persönliche Überlegenheit", das in seinen extremen Formen einem "künstlich gezüchteten Größenwahn" (S. 119) gleich kommt. "Das **übertriebene** Ideal der Männlichkeit bedeutet eine Forderung, einen fortwährenden Anreiz, eine ewige Unruhe, wobei nicht anderes herauskommt als Forderungen der Eitelkeit ..." (S. 136). Den Charakterzug der "Eitelkeit", den ADLER mit "Ehrgeiz" gleichsetzt, beschreibt er als eine "erhöhte Spannung" im Seelenleben, wobei

"der Mensch das Ziel der Macht und Überlegenheit deutlicher ins Auge faßt ... Sein Leben wird wie die Erwartung eines großen Triumphes. Ein solcher Mensch muß unsachlich werden, weil er den Zusammenhang mit dem Leben verliert, weil er immer mit der Frage beschäftigt ist, was er für einen Eindruck macht und was die anderen von ihm denken." (S. 170)

Gemessen am Männlichkeitswahn muß eine allgemeine Geringschätzung der Frau stattfinden. Das weibliche Kind wird schon in der Kindheit entmutigt,

"die ganze Welt (liegt ihm) mit einem Vorurteil in den Ohren, das nur geeignet ist, den Glauben an seinem Wert, sein Selbstvertrauen zu erschüttern ..." (S. 123).

An diesen Gedanken ADLERS hat die Psychologin RÜHLE-GERSTEL (1932) angeknüpft. So sind **Frauen** in einer "**verschärften Minderwertigkeitsposition**", die sich "in einem vertieften Minderwertigkeitsgefühl" (S. 127) bemerkbar macht. Sie unterscheidet in weibliche, männliche und übergeschlechtliche Lebenspläne, an denen sich die Frauen ausrichten und z.T. scheitern. Es entstehen typische "Fraueneurosen", für die aber die allgemeine Definition der Individualpsychologie zutrifft, wonach sie "auf dem Boden einer falschen Selbsteinschätzung" zustandekommt und "gespeist (wird) von dem Geltungsverlangen entmutigter Ehrgeiziger" (S. 118).

Sowohl ADLER als auch RÜHLE-GERSTEL haben **Typologien** entworfen, wobei ADLER geschlechtunabhängige, allgemeinere Charakterzüge wie Eitelkeit, Eifersucht, Neid usw. beschrieb, während RÜHLE-GERSTEL spezielle Frauentypologien entwarf wie "die Ideale", "die Barmherzige"¹², "die Furie" usw..

Nun haben diese Typologien keine im modernen Sinne gesicherten methodischen Grundlagen und können sich in keinster Weise mit methodisch exakten Typologien sensu OPPITZ (1984) oder NERDINGER u.a. (1985) vergleichen. Die Typologien ADLERS bzw. RÜHLE-GERSTELS wurden aus sogenanntem 'Erfahrungswissen' gewonnen. Sie entsprechen den "überraschenden Beobachtungen", die BARTON & LAZARFELD (1979) als Kennzeichen qualitativer Analyse beschreiben. Es handelt sich dabei um "unsystematische, aber fruchtbare Klassifikationen von Menschen und Situationen" (S. 54), wie sie z.B. von den Stadtsoziologen aus der Chicago-Schule berichtet werden (vgl. z.B.: "Some Jewish Types of Personality" von L. WIRTH. In: BARTON & LAZARFELD, 1979). So bezeichnet WIRTH die Typenbildung als eine "Feinanalyse der wesentlichen Persönlichkeitstypen in einem bestimmten Gebiet oder einer Kulturgemeinschaft", die zeigt, "daß sie von einer Reihe von Gewohnheiten und Einstellungen in der Gruppe existentiell abhängen und daß sie der unmittelbare Ausdruck des Wertsystems der Gruppe sind" (S. 56 in: BARTON & LAZARFELD 1979).

Betrachtet man also die Typologien, wie sie ADLER und RÜHLE-GERSTEL entworfen haben, weniger auf dem Hintergrund ihrer in-

dividualpsychologischen Ausrichtung, sondern im Sinne 'moderner', qualitativer Beschreibung, so gewinnen sie an ungeahnter Aktualität.¹³

Das Lob weiblicher Tugenden (vgl. Kap. 3.4), wie sie Teile der Feministen vertreten, ist diesen Psychologen unbekannt. Lediglich vom Typus der "Überspannten" führt RÜHLE-GERSTEL aus, daß das "Ziel, sich den Bindungen des Geschlechts zu entheben ... neurotisch und lebensfremd nur innerhalb der heutigen Realität" (ist) (S. 121). Der Typus der "Überspannten" weist in seinen Zielen zuweilen auf "die menschliche Zukunft, wo die Ränge zwischen den Menschen aufgehoben sein sollen". Dieses "utopische Moment" in der Neurose haben Vertreter der **kritischen Theorie** wieder aufgenommen (vgl. Kap. 5.1.1).

Die kritischen und handlungsrelevanten Aspekte der ADLERSchen Theorie hat die Psychoanalytikerin MILLER (1979) aufgegriffen. Sie spricht von einem weiblichen Gefühl der "Mangelhaftigkeit" (S. 89) und verweist in diesem Zusammenhang auf einen Widerspruch: So deklariert die Gesellschaft typisch weibliche Tätigkeitsgebiete wie Alten- und Krankenpflege für weniger wertvoll und versucht gleichzeitig den Frauen das Gefühl zu vermitteln, daß sie gleichwertige Personen darstellen. Dies wirkt natürlich unglaubwürdig. Nach einem anderen Maßstab sind diese Tätigkeiten zwar mindestens genauso bedeutsam wie die eines Börsenmaklers, doch muß dies erst gesellschaftlich zur Geltung gebracht werden. Deshalb fordert MILLER für Frauen vor allem die Fähigkeit, **Konflikte austragen** zu können.

3.2.6 Der 'Selbstwert' - Gemeinsamkeiten und Differenzen bei Mann und Frau

Schon die zitierten Untersuchungen über "Geschlechtsrollenstereotype" halten ein geringeres weibliches Selbstwertgefühl fest. Hierfür schließen sich diverse Erklärungsversuche an:

So werden von BIERHOFF & BIERHOFF-ALFERMANN (1983) die konstatierten Geschlechtsunterschiede mit den Erfolgserwartungen erklärt. Demnach sind "die Erwartungen für Männer immer höher als die für Frauen, zumindest in aufgabenorientierten Situationen". Es existiert eine implizite Theorie, wonach Männer meist als "intelligent, kompetent und aktiv, Frauen als warm, emotional und einfühlsam beschrieben" werden. Dies wirkt sich dann auf die Erwartungen aus. Z. B. wird in spezifischen Leistungssituationen von Männern eher eine erfolgreiche Lösung erwartet als von Frauen. Das Geschlecht wirkt als **Etikett**, das zu unterschiedlichen Kausalattributionen für Erfolg und Mißerfolg in leistungsbezogenen Situationen führt. Diese

Erklärung ist von mechanistischem Denken geprägt, das die Subjektivität leugnet: Die Individuen werden durch "Erwartungen" zum Handeln gebracht.¹⁴

Den Erfolg selbst führen Männer in der Regel auf ihre hohen Fähigkeiten zurück, während die Frauen eher auf das Glück attribuieren.¹⁵ Männer äußern optimistische Erfolgsprognosen, Frauen hingegen unterschätzen leicht ihre Erfolgsaussichten. (Diese Unterschiede gelten jedoch nach BIERHOFF-ALFERMANN für den anglo-amerikanischen Bereich).

KRAHÉ (1984) spricht nun vom "self serving bias" in der Attributionsforschung. Diese Hypothese postuliert eine systematische Verzerrung von Kausalattributionen im Dienste der Verteidigung und **Steigerung des Selbstwertgefühls**. Es gilt nachgerade als anthropologische Konstante "sich selbst in ein möglichst positives Licht zu setzen". Dies wird besonders bei männlichen Versuchspersonen konstatiert. Diese "hohe Bedeutung der Fähigkeitsvariablen" (KRAHÉ 1984) könnte man auch als Ausdruck leistungsorientierter westlicher Ethik verstehen.

"This bias might follow from the Western ethic of individualized justice, by which one presumes that control over one's actions and hence responsibility for them lies with the actor". (HOWARD, 1984, S. 495)

Eine andere Erklärung für dieses Phänomen, das nach HERKNER (1980) auch "Attributionsfehler" genannt wird liefert HAMILTON (1980): Danach handelt es sich um einen "Attributionsfehler" nur, wenn man von einem Modell des "intuitive psychologizing" ausgeht. Versteht man Attribuierung eher als Schuldzuweisung - "intuitive lawyering" - bleibt man durchaus konsistent. Allerdings ließe sich dieser "Attributionsfehler" gleichfalls als Widerspruch deuten, wie ihn REHM (1986) für die Vorurteilsforschung festgestellt hat: Daß ein Maßstab vorausgesetzt wird, der nie expliziert wird.

Differenziertere Analysen erbrachten nach KRAHÉ (1984), daß Frauen bei als "feminin" charakterisierten Aufgaben selbstwertbezogene Voreingenommenheit zeigten. So ist also auch das weibliche Geschlecht dem Bedürfnis der "positiven Selbstdarstellung" zugetan, wengleich sich dies anders darstellt. Sind nun zum einen **bescheidene** Attributionen ("kontradefensive Attributionen") ebenfalls dem Selbstwert dienlich, so verweist doch das "geringere" weibliche Selbstwertgefühl gerade auch in beruflicher Hinsicht auf eine mangelhafte Durchgesetztheit weiblicher Berufstätigkeit in der Gesellschaft.

NEUENDORF-BUB (1979) halten das Selbstvertrauen von Mädchen für "verletzlicher" (vgl. auch ALLEMANN-TSCHOPP, 1979). Umge-

kehrtes gilt für den traditionell eingestellten Mann (nach HUICI, 1984). Dieser verliert sein an sich gesundes Selbstvertrauen erst, wenn er einer Frau unterliegt:

"For the traditional man ... losing against a woman involves a loss of self-esteem. This is related to the belief of males superiority. The implication is that ethnocentrism, produced by the sex classification, will only appear when there is a joint threat to the individuals value system." (HUICI, 1984, S 585)

D.h., ein Mann produziert besonders dann Vorurteile, wenn er sich in irgendeiner Weise von Frauen bedroht sieht. Nach HUICI stellt sich hier die interessante Frage, ab wann denn nun weibliches Verhalten als Bedrohung empfunden wird. Wäre dies herauszufinden, so könnte sozusagen im Vorfeld gegen dieses Vorurteil angekämpft werden.

Eine extreme Zuspitzung findet dieser Gedanke bei BENARD & SCHLAFFER, nach deren Aussage die Männer geradezu auf die Frauen angewiesen sind, um ihr Selbstgefühl zu heben:

"Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind durch Ungleichheit gekennzeichnet und auf Macht begründet. Wo immer es den Menschen schlecht geht, geht es den Frauen unter ihnen noch um einiges schlechter als den Männern. Gegenüber ihren eigenen Frauen haben selbst die armen, die unterdrückten, die ausgebeuteten Männer noch Anspruch auf gewisse Privilegien, zumindest auf den Oberflächen ihres Selbstwertgefühls. Es gibt immer noch jemanden, der etwas tiefer steht, dem man sich überlegen fühlen kann; das hebt die Selbstzufriedenheit und macht den Alltag erträglicher." (S. 14, 1978)

Allerdings haben BENARD & SCHLAFFER von dieser pauschalisierenden Aussage inzwischen etwas Abstand genommen. So stellen sie in ihrer Arbeit "Liebesgeschichten aus dem Patriarchat, 1984" fest, daß es im "Patriarchat" nicht allen Frauen schlecht geht, denn "wo es eine Besatzungsmacht gibt, gibt es Kollaborateure". Sie berichten hier über die Frauen von wohlhabenden Männern, die sich deren Schaffenskraft gerne unterordnen, die zwar einiges aufgeben, aber auch allerhand dafür gewinnen:

"Für das Selbstwertgefühl ist es wahrscheinlich angenehmer zu denken 'keine Frau kann etwas' als zu denken, 'ich könnte, aber ich habe nicht die Courage es zu tun'." (S. 24)

Die Wiener Sozialwissenschaftlerinnen BENARD & SCHLAFFER haben sich schon in einer ihrer ersten Arbeiten - "Die ganz gewöhn-

liche Gewalt in der Ehe" (1978) von den herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden gelöst und praktizieren eine Form von engagiertem Journalismus, der Ergebnisse aus der Wissenschaft und Aussagen Betroffener zusammenfügt. Diese offensive Praktizierung subjektiver Methoden - Interview, Recherche vor Ort etc. - handelt sich von seiten der Wissenschaft den Vorwurf der 'Unwissenschaftlichkeit' ein und von seiten des Journalismus den Vorwurf der mangelnden 'Objektivität'. Ist nun Anspruch und Wirklichkeit von 'Objektivität' im Journalismus durchaus umstritten (BENTELE, 1982), so bedeutet auf seiten der Wissenschaft die pauschale Abqualifizierung dieser subjektiven Vorgehensweise durchaus auch einen Verzicht der Analyse dieser Produkte. Gerade die Beliebtheit von journalistischen Arbeiten, die Selbstaussagen von Betroffenen zum Gegenstand haben (vgl. LUKASZ-ADEN, 1986), könnte Auskunft geben über Bedürfnisse und Motive des rezipierenden Publikums.

Insofern man nun den weiblichen Teil des Publikums betrachtet, stellt HOFFMANN (1983) über Frauen lakonisch fest:

"Es ist hinreichend belegt worden, daß es Frauen nicht gelingt, ihr intellektuelles Potential zu realisieren. Erklärungen dafür gibt es in solcher Fülle, daß man sich fast fragen möchte, wieso Frauen überhaupt etwas leisten". (S. 11)

Es werden hierfür tiefere Wurzeln vermutet, die in der Kindheit liegen, denn "als Vorbote der leistungseingeschränkten Frau kann bereits das weibliche Kind angesehen werden". Mädchen haben zu intellektuellen Aufgaben ein anderes Verhältnis als Jungen. Sie möchten "gefallen ... Jungen zeigen ein größeres Interesse an der Aufgabe selbst, **mehr Selbstvertrauen** ..." . Diese sozialen Rollen werden durch die Eltern vermittelt. Zusammenfassend konstatiert HOFFMANN: "Es gibt für kleine Mädchen a) weniger Ermunterungen zur Unabhängigkeit, b) stärker ausgeprägte elterliche Schutzhaltung, c) weniger kognitiven und sozialen Druck, eine von der Mutter unabhängige eigene Identität aufzubauen und d) weniger Konflikt mit der Mutter, die eine solche Trennung unterstreicht."

Nun besteht bei den umfangreichen Erklärungsansätzen, die auf die Sozialisation verweisen (z. B. BILDEN, 1982) die Gefahr, daß dies Entschuldigungscharakter im Sinne SLOTERDIJKs (1985) annimmt:

"Die 2. Psychologie kann daher niemals mehr werden als eine Wissenschaft von den objektiven Entschuldigungen, warum der Mensch nicht so ist, wie er sein könnte". (S. 290)

Es ist zwar durchaus verdienstvoll, auf den immer noch Frauen benachteiligenden Erziehungsprozeß hinzuweisen. Doch besteht in der ausschließlichen Thematisierung von Sozialisation die Gefahr, blind zu werden für **aktuelle** Möglichkeiten der vermehrten beruflichen Partizipation.

Ein typisches Beispiel für die Überbetonung des "Entschuldigungsargumentes" liefert die Studie von RODIN, SILBERSTEIN & STRIEGEL-MOORE (1985). Das Ausgangsproblem lautet, daß "for an overwhelming number of women in our society, being a woman means feeling too fat." (S. 267) Das Resultat der Studie bringt einen "typisch weiblichen" Verhaltensaspekt: "that women in general, more than men, spend a great deal of time and energy worrying about appearance" und wiederholt dann das konstatierte Ausgangsproblem: ".. and feeling too fat."(S.294)

Daß Frauen sich mehr mit ihrem Äußeren beschäftigen, erscheint nun einerseits als Banalität und ist andererseits auch noch keine Erklärung dafür, daß Frauen sich "zu dick" fühlen. Die weitere Erklärung, die die Autorinnen der Studie hierfür geben, weist nun explizit das individuelle Verhalten der Frauen zurück - Frauen sind Opfer der an sie herangetragenen Ansprüche:

"...Thus it is not vanity or conceit, but shame and social pressure that lead to women's preoccupation with their appearance." (S. 294)

Damit vergibt man sich aber Interventionsmöglichkeiten, die sich aufs persönliche (Fehl)verhalten beziehen. Oder anders gefragt, wieso lassen sich denn die Frauen solche gesellschaftlichen Normen für ihre äußere Erscheinung aufzwingen?

Psychologische Theorien zum Selbstkonzept der beruflichen Entwicklung bestimmen nach SCHELLER & HEIL (1979) das Selbstkonzept als das Bild, das ein Individuum von sich selbst hat und das das Verhalten mitdeterminiert. Das Selbstwertgefühl bedeutet dann die evaluative Komponente des Selbstkonzeptes.

Inzwischen sind allerdings Modelle, die von Selbstverwirklichung von Individuen in beruflichen Kontexten sprechen, doch etwas überholt, denn die Berufswelt bietet dafür kaum Gelegenheit. Deshalb schlagen SCHELLER & HEIL vor, den **Beruf** selbst als die **Determinante des Selbstkonzeptes** anzusehen und nicht wie bisher das Selbstbild als den Beruf determinierend.

In den psychologischen Beiträgen zur Arbeits- und Lebenssituation von Frauen von MOHR, ROMMEL & RÜCKERT (1982) ist zwar nicht in erster Linie das Selbstwertgefühl Thema, dennoch scheint es in vielen Fällen als eine den verschiedenen Autorinnen brauchbare

Interpretationshilfe: So werden z. B. die Probleme von nicht-erwerbstätigen Frauen auf die fehlende soziale Anerkennung zurückgeführt, die sich auf das Selbstwertgefühl auswirkt.

STIEGLER (1982) hat Frauen in untypischen Berufen untersucht. Dabei werden die psychologischen Voraussetzungen für Frauen in z. B. gewerblich-technischen Berufsausbildungen u.a. dadurch mitbedingt, daß ein starkes Selbstbewußtsein, Durchhaltevermögen und viel Selbstvertrauen erforderlich scheinen.

Eher kritisch wird jedoch das Selbstwertgefühl von SCHMERL behandelt: Sie sieht in den Forderungen nach mehr Bildung für Frauen sowie nach einem höheren Selbstbewußtsein einen Standpunkt, der die Frauen als defizitäres Wesen ansieht. Sie möchte hingegen eher die positiven Resultate weiblicher Sozialisation mit in die Arbeitswelt einbringen, z. B. Mitmenschlichkeit, Rücksicht, Einfühlungsvermögen (vgl. auch Kap. 3.4.). Dies entspricht der feministischen Annahme, die eine andere und bessere weibliche Moral (vgl. GILLIGAN, 1984) postuliert:

"Frauen haben eine geschärfte Wahrnehmung der anderen Seite des Erfolgs im Wettbewerb, nämlich des großen emotionalen Preises, um den der Erfolg im Wettbewerb oft erreicht wird." (S. 25)

GILLIGAN schließt aus ihren Untersuchungen über weibliches Konkurrenzverhalten, daß Frauen eine Moral haben, die sich mehr auf der Beziehungsebene befindet.

Nun ist die Frage des Selbstwertes nicht nur eine sogenannte Frauenfrage. SCHÖNHAMMER (1985) stellt in seiner Untersuchung über die Mentalität von Führungskräften fest, daß der Selbstwert eine durchaus heikle Frage für diese Population darstellt. So konstatiert er, daß:

"... wenn Selbstgefälligkeit ... auch keineswegs die einzige Form der motivationalen bzw. emotionalen Richtungsweisung für Denk- bzw. Attributionsprozesse ist, so scheint dieses Bedürfnis doch in der alltäglichen Selbst- bzw. Fremdreflexion eine erhebliche Rolle zu spielen ... Selbstwertdienliche Begründungsmuster werden aber auch im Zurückweisen des Credit of success gesehen, wenn man unterstellt, das Individuum schreibe sich nur deshalb einen Erfolg nicht zu, weil es glaubt, auf diese Weise dem Aufkommen überhöhter Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit ... entgegen treten zu müssen; ..." (S. 147)

Diese Tatsache bezeichnet SCHÖNHAMMER gut deutsch als falsche Bescheidenheit. Damit thematisiert SCHÖNHAMMER auch

Momente von Unaufrichtigkeit oder "Heuchelei", die sich bei den subjektiven Bemühungen um Selbstdarstellung vor sich und anderen einstellen. Gerade auch für berufliches Verhalten bzw. den durch den Beruf genährten Selbstwert scheinen diese subjektiven Anstrengungen - von Psychologen bisher wenig beachtet - eine große Rolle zu spielen.¹⁶ So bemerkt NEUBERGER (1985), daß es "für das Selbstgefühl von Führungskräften abträglich" ist, sich "nur" als Geldmacher zu definieren. Doch im "narzißtischen Zeitalter" sind nicht nur die Individuen, sondern auch die Organisationen bestrebt, sich vorteilhaft darzustellen. Davon kündigt das neue Schlagwort der "Unternehmenskultur": Unternehmen wollen sich ein Denkmal setzen. Dabei hat "Kultur" den Charakter einer "Zauberformel", die für Begeisterung statt Denken steht und damit das Interesse nach Machterhaltung ausdrückt. NEUBERGER bezeichnet diesen Standpunkt als "anti-aufklärerisch" und befürchtet eine "Infantilisierung" des Menschen.

Der Selbstwert ist für alle modernen Individuen eine enorm wichtige Angelegenheit. Frauen und Männer haben hier durchaus unterschiedliche "Verfahrensweisen" der Selbstdarstellung, ob aber die bescheidenere, - wissenschaftlich: kontradefensive Attribuierung - Variante der Frauen auch zugleich eine "bessere" beinhaltet, wie einige Feministen sich wünschen, sei dahingestellt. Plausibel erscheint jedoch angesichts der besonders von Soziologen hervorgehobenen Bedeutung des Berufes für das Subjekt, dessen Status z. B. dann ja auch den sogenannten Selbstwert steigert (oder mindert), daß das psychologisch mehrfach konstatierte Phänomen des geringeren weiblichen Selbstvertrauens damit zusammenhängt, daß sie realiter (vgl. Kap. 3.1) weniger in die Berufswelt integriert sind. Der Lebensbereich 'Familie' genießt aufgrund des durchgesetzten Leistungsprinzips keine vergleichbare Anerkennung (vgl. auch VOLLMER, 1983). SCHUMACHER (1983) spricht von einer generellen Höherbewertung der Erwerbsarbeit gegenüber der Familienarbeit. Dies könnte eine Erklärung für das in psychologischen Studien zutage tretende geringere weibliche Selbstwertgefühl sein, ebenso wie es auf immer noch bestehende Benachteiligungen von Frauen im Berufssystem weist.

Der Begriff des "Habitus", wie ihn BOURDIEU (1974) expliziert, scheint nun - im Gegensatz zum rollentheoretischen Ansatz - geeigneter, die in der psychologischen Kategorie des "Selbstwertes" enthaltenen Momente individueller Selbstinszenierungsbemühungen bezüglich beruflichen Verhaltens zu erfassen, denn der Habitus-Begriff impliziert den Anspruch, Verhalten in den Kontext gesellschaftlicher und historischer Bedingungen zu stellen.

Das nächste Kapitel stellt daher den Versuch einer Synthese dar, indem am Habitus - einer zunächst soziologischen Kategorie - die

psychologischen Momente herausgearbeitet werden. Am Beispiel des gesellschaftlichen Phänomens "Wertwandel" wird durch Heranziehung des Habitus eine alternative Erklärungsweise vorgeschlagen, die auch für das Verhältnis "Frau und Beruf" von Bedeutung sein könnte.

3.3. Versuch einer Synthese: Der 'Habitus' - psychologische Momente einer soziologischen Kategorie

3.3.1 Die soziologische Genese des Habitus

Nach HONNETH (1984) hat das theoretische Werk von Pierre BOURDIEU in der sozialwissenschaftlichen Diskussion der Bundesrepublik Deutschland fast keine Resonanz gefunden. Dies wird als Preis dafür gewertet, daß sich den herkömmlichen Schablonen soziologischer Theorienbildung nicht gebeugt wird. Pierre BOURDIEU begann seine sozialwissenschaftliche Laufbahn als Ethnologe:

"Unter dem böartigen Blick, den Bourdieu in seinen ethnographischen Studien auszubilden lernte, verwandelte sich die Welt der symbolischen Formen, denen die Bewunderung der Ethnologie seit jeher gegolten hat, in eine Sphäre des sozialen Kampfes." (S. 150, HONNETH, 1984)

BOURDIEU entwickelte die Hypothese, daß ebenso wie "in den Stammesgesellschaften die Verwandtschaftsgruppen, auch in den entwickelten Klassengesellschaften die sozialen Berufsgruppen um ihre Position in der Sozialhierarchie konkurrierten." (S. 150) Als wichtiges Indiz hierfür gelten die Institutionen der Bildungseinrichtungen (vgl. BOURDIEU & PASSERON, 1971). Die Stellung und Lebenschancen einer sozialen Gruppierung bemessen sich daran, welche Menge an ökonomischen und kulturellen Gütern sie im gesellschaftlichen Verteilungskampf um Geld und Titel erwerben konnte. BOURDIEU unterscheidet in ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (1983), wobei er die Besonderheit des kulturellen Kapitals hervorhebt: Die "Transmission" kulturellen Kapitals erfolgt in der Familie - BOURDIEU spricht auch von "inkorporiertem Kulturkapital" - dessen Verinnerlichungsprozeß vor allem auch Zeit - Ausbildungszeit - kostet.¹⁷

Wichtig für das Verständnis des Werkes von BOURDIEU sind die beiden Begriffe des **Habitus** und der **Distinktion**. Mit dem Begriff **Distinktion** wird der Vorgang kultureller Abgrenzung beschrieben. Demnach dient die Alltagskultur herrschender Klassen dazu, "den

eigenen Lebensstil durch die demonstrative Abgrenzung gegenüber dem Massengeschmack die Aura kultureller Höherwertigkeit zu verleihen" (HONNETH, 1984, S. 156).

Habitus wird definiert als

"ein System verinnerlichter Muster ... die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen ..." (S. 143, BOURDIEU, 1974).

In dem Werk "Die Soziologie der symbolischen Formen" (1974) wird der Habitus am Beispiel der Kunst erläutert: Demnach verbindet der Habitus den Künstler mit der Kollektivität und dem Zeitalter, der, "ohne daß dieser merkte, seinen anscheinend noch so einzigartigen Projekten Richtung und Ziel weist" (S. 132). Der Habitus gilt als quasi unbewußtes Wahrnehmungs- und Bewertungsschema der sozialen Gruppen, die gruppenspezifische Handlungsorientierungen ermöglichen:

"Vom Habitus einer Klasse ... oder Kultur zu sprechen, heißt also ... in Erinnerung zu bringen ..., daß die interpersonalen Beziehungen niemals ... Beziehungen eines Individuums zu einem anderen Individuum sind, und daß die Wahrheit der Interaktion nie gänzlich in dieser selbst gründet ... (BOURDIEU, 1974, S. 181)

Nach HONNETH sind die Habitusformen ein weit gefaßter Begriff von Alltagskultur: Angehörige bestimmter Berufsgruppen fällen ähnliche Geschmacksurteile. In BOURDIEUS umfangreichsten Werk - "Die feinen Unterschiede" (1982) - wird anhand von kulturellen Gewohnheiten und Verhaltensweisen die Unterschiedlichkeit in der Geschmacksstruktur von sozialen Klassen nachgewiesen. In der Bewertung von HONNETH setzt hier BOURDIEU den Prozeß der "wissenschaftlichen Desillusionierung fort, an dem soziologische Aufklärung seit je her gearbeitet hat" (S. 48).

Der Habitus der unteren Sozialschichten sorgt dafür, daß die Not einer ökonomisch begrenzten Existenzsituation übersetzt wird in die Tugend eines Lebensstils, der geprägt ist von einem "realistischen Hedonismus" und einem "skeptischen Materialismus". Dies faßt sich zusammen in einem "proletarischen Notwendigkeitgeschmack" (HONNETH, 1984). Es entsteht ein Dualismus zwischen dem "vulgären" Geschmack, der sich auf lebenspraktische Funktionen beschränkt und eines gehobenen Geschmacks, der stärker die ästhetische Form betont. Diese beiden gegensätzlichen Modalitäten der kulturellen Kompetenz sind auf unterschiedliche Arten des Erwerbs von Kultur und Bildung zurückzuführen.

Den Angehörigen der oberen Schichten vermittelt die Familie die wichtigsten Bildungsgüter und von daher auch Selbstsicherheit. Für die unteren Schichten gilt, daß Bildung zwar **anerkannt**, aber zugleich wenig bekannt ist. Dies weist BOURDIEU (1982) in der seinem Werk zugrundeliegenden Befragung nach. Besonders die Kleinbürger sind von einer **Bildungsbeflissenheit** geprägt, die sich durch Ergebenheit auszeichnet nach dem Motto, daß "Malerei schön, aber schwierig" (S. 503) sei. Für diese Gruppe, die spürt, daß die legitime Kultur nicht für sie geschaffen ist, wird Kultur zu einer ernstesten Frage. Die Kultur entbehrt jedes Momentes von spielerischem, ungezwungenem Umgang mit ihr, den gerade die Oberschicht sich zugute hält. Dies erzeugt die Illusion von der Spontaneität des Geschmacks. Nach BOURDIEU handelt es sich aber beim ersten Erkennen um ein "Verkennen wie Anerkennen einer auch in den Köpfen feststehenden Ordnung" (S. 281). Von daher definiert er den 'Habitus' im Sinne einer 'Erzeugungsformel':

"Der Habitus ist Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem dieser Formen. In diesen beiden den Habitus definierenden Leistungen: Der Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und Werke zum einen, der Unterscheidung und Bewertung der Formen und Produkte zum andern, konstituiert sich die repräsentierte soziale Welt oder der Raum der Lebensstile" (S. 281).

Damit enthält der 'Habitus' einen Hinweis auf die unterschiedlichen sozialen Voraussetzungen, denen Individuen ausgesetzt sind. So wird auch die "charismatische Ideologie" fragwürdig, die der Person, ihren natürlichen Gaben und Verdiensten, die Verantwortung für ihr soziales Schicksal zuschreibt. Dabei handelt es sich nachgerade um ein populäres Verfahren, "soziale Tatsachen als Sachen oder Personen zu behandeln, denn als Relationen" (S. 68). In diesem Kontext kritisiert BOURDIEU (1985) die falsche Dichotomie von Gesellschaft und Individuum. Denn das Subjekt ist nicht mit der Gesellschaft als "äußerm Objekt konfrontiert" (S. 69). Es handelt sich vielmehr um "Zustände des Sozialen", zum einen um "in Gestalt von Institutionen objektivierte Geschichte" und zum anderen um ein System von "dauerhaften Dispositionen", den Habitus als "leibhaft gewordene Geschichte".

PFEFFER (1985) bezeichnet den Habitus als "Konfliktmodell". Nun lautet nach PFEFFER ein Generalvorwurf an BOURDIEU, daß seine Habituskonzeption "Negativismus" und "fatalistische Überdetermination" beinhaltet. Nach PFEFFER besteht der Aufklärungswert des Habitus nicht darin, Neues über die beschränkten Chancen der

Unterprivilegierten zu erbringen, sondern vielmehr darin, Klarheiten über Geschmack und Bildung der eigenen Person zu schaffen. (Daß dies wiederum hauptsächlich ein Bedürfnis von Intellektuellen befriedigt, die das Privileg der höheren Bildung genießen, stellt eine Ironie am Rande dar).

In einer Studie über die soziale Herkunft und die berufliche Karriere von Fachhochschulern (BORCHERT, 1986) wird der BOURDIEU'sche Ansatz als fruchtbar für die Hypothesenfindung bezeichnet, wobei jedoch der empirische Geltungsbereich als eingeschränkt angenommen wird: So gilt er hauptsächlich für berufliche Spitzenpositionen, da die untersuchten Fachhochschulabsolventen in Tätigkeitsfeldern münden, für die der Besitz von kulturellem und sozialem Kapital nur untergeordneten Stellenwert hat:

"Was die Ideologie des natürlichen Geschmacks als zwei gegensätzliche Modalitäten der kulturellen Kompetenz und ihrer Anwendung ausgibt, sind in Wirklichkeit unterschiedliche Arten des Erwerbs von Kultur und Bildung: Das umfassende und unmerklich vor sich gehende, bereits in frühester Kindheit im Schoß der Familie einsetzende Lernen ... unterscheidet sich ... weniger ... durch die Tiefe und Dauerhaftigkeit ihrer Wirkungen als durch die Modalitäten des Bezugs zur Sprache und Kultur, die es zusätzlich vermittelt. Es verleiht ... Selbstsicherheit und jene Ungezwungenheit, an der man die herausragende Persönlichkeit zu erkennen meint." (S. 121, BOURDIEU, 1982)

Diese Beschreibung unterstützt die Befunde von BORCHERT: BOURDIEU bezieht sich hier explizit auf Eigenschaften, die von Personen verlangt werden, die ganz oben in der beruflichen Hierarchie stehen.

3.3.2 Psychologische Aspekte des Habitus

BOURDIEU (1985) bestimmt als ein wesentliches Bestimmungsmoment von Gesellschaft die Bedeutung des **Anerkanntseins** des Individuums durch die anderen. Damit enthält die soziologische Kategorie des Habitus ein psychologisches Pendant in Gestalt der individuellen Selbstdarstellungen bzw. Selbstinszenierungen, die psychologische Theorien als generelle Tendenz des Menschen nach "selbstwertdienlichen Attributionsmustern" (KRAHÉ, 1984) bzw. dem Bedürfnis nach Erhöhung des Selbstwertes (MEYER, 1984) postulieren.

SCHÖNHAMMER (1985) spricht bei den subjektiven Bemühungen um den Selbstwert von "nichtkalkulierter Intentionalität":

"Ein in der positiven Darstellung des eigenen Selbstwerts (einer Darstellung vor sich wie vor anderen) engagierten Subjekts mag sein Denken im Dienst an dieses Ziel 'verbiegen' - bewußte Berechnung muß das nicht sein, obgleich dem mentalen Prozeß die Intentionalität nicht abzusprechen ist". (S. 183)

Besonders im beruflichen Bereich gibt es nach ARGYLE (1972) Elemente des Zur-Schau-Tragens" im Verhalten, weswegen GOFFMAN diese Momente beruflichen Verhaltens mit denen eines Hochstaplers vergleicht. Doch wird auch hier von ARGYLE konzediert, daß dieses Verhalten nicht bewußt sein muß, und sich eine Persönlichkeit nach einer Weile so verändern kann, daß sie der Maske entspricht.¹⁸ Denkt man dies am Begriff der "Berufsrolle" durch, so bedeutet dies, daß der Rollenbegriff das Moment von Äußerlichkeit verliert und der Beruf prägend für den Charakter wird. Auch dies wäre ein Übergang zu Psychologie und möglicherweise im Terminus des Habitus zu fassen.

Interessanterweise hat nun der Habitusbegriff auch Eingang in die Diskussion um den Wertwandel gefunden.

3.3.3 Der Wertwandel - ein veränderter Habitus?

Folgt man den Ausführungen der Wissenschaftler zum Wertewandel, so handelt es sich um ein zwar umstrittenes, aber dennoch feststehendes Faktum: Die Umfrageergebnisse zeigen eine deutlich gewandelte Einstellung zur Arbeit (vgl. NOELLE-NEUMANN & STRÜMPEL, 1984 in: v. ROSENSTIEL u.a., 1985). Nun zeigen in dem Streitgespräch von NOELLE-NEUMANN & STRÜMPEL beide Autoren an, daß derselbe Befund - weniger Arbeitsengagement - sehr unterschiedliche Interpretationen hervorrufen kann. NOELLE-NEUMANN sucht prinzipiell die Ursache bei den Menschen und ihrer sinkenden Arbeitslust, während STRÜMPEL eher die Arbeit dafür blamiert, daß man sich nicht mehr so recht engagieren möchte: Der Arbeit fehlt der Sinn.

Auch aus geschichtswissenschaftlicher Sicht hat man sich dem Phänomen des Wertewandels angenommen und in den Verhaltensleitbildern von Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit, "denen das Ideal der Sauberkeit eng verbunden ist", das Zentrum eines "gemeinhin als bürgerlich qualifizierten Wertekatalogs" ausgemacht. Dieser Tugendkatalog erlitt nach MÜNCH (1984) seine erste tiefe Krise schon Ende des 18. Jahrhunderts:

"Im Zeichen des romantischen Aufbruchs sang man das Lob des Müßiggangs, der Unordnung und des Rausches und attackierte damit die traditionelle, von den Hausvätern und den Bürgern idealisierten Leitbilder des Fleißes, der Ordnung und der haus-hälterischen Sparsamkeit." (S. 25)

In Einklang mit der These Max WEBERs wonach der aufstrebende Protestantismus die wirtschaftlichen Tugenden geschaffen und propagiert (FULLERTON, 1959) hat, die für die Entstehung und Verbreitung des Kapitalismus verantwortlich gemacht werden, wird dann auch vermutet:

"Vielleicht hat die evangelische Dämonisierung des Kampfes gegen Faulheit und Müßiggang ... tatsächlich größere Erfolge gezeigt als die im katholischen Raum lebendig gebliebene Tradition des faulen Narren." (MÜNCH, S. 37, 1984)

Die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Interpretationen des demoskopischen Phänomens enthalten nun neben methodischen Bedenklichkeiten (vgl. z.B. JAGODZINSKI, 1985) auch eine interessante inhaltlich alternative Erklärung (BEHRENS, 1984). BEHRENS sieht in der Abnahme solcher Tugenden wie Fleiß, Pflichtbewußtsein usw. eine **Veränderung der Darstellungsnorm**, so daß die Bindungen in Beruf und Familie nicht als bloße Pflichterfüllung, sondern als Selbstverwirklichung **stilisiert** werden müssen.

BEHRENS nennt dies im Sinne BOURDIEUs (1974) den **Habitus der Selbstverwirklichung**. Darin spiegelt sich nicht nur die Struktur einer Gesellschaftsklasse wider, sondern er ist auch ein Statussymbol, das Lebenschancen eröffnet. Speziell die Selbstverwirklichung ist nun ein Statussymbol der höheren Angestellten, das im Bildungssystem erworben worden ist und bessere Arbeitsmarktchancen eröffnet. Werte wie Unabhängigkeit, Entfaltung und Selbstverwirklichung entsprechen dem Habitus eines leitenden Angestellten und wurden auch bevorzugt von diesen gewählt, während Arbeiter in den entsprechenden Umfragen eher pflichtethische Werte wählten (z. B. Ordnung, Fleiß). BEHRENS interpretiert dies als Verschwinden einer vormals öffentlich anerkannten Rolle des "seine Pflicht tuenden Malochers", wobei sich nicht die Maloche, sondern deren Anerkennung gewandelt hat. So wird heute schon von 15jährigen auch die **Neigung zum Beruf** verlangt:

"Berufswahl muß als Produkt der Selbstfindung darstellbar sein ... In Berufen mit Kunden- und Klientenkontakt ist die Fähigkeit, sich als mit seiner Arbeit identifiziert zu zeigen, eine Mindestvoraussetzung." (S.127 f.)

Das bedeutet, daß z. B. "Selbstverwirklichung" ein schichtspezifisch unabdingbares Selbstdarstellungsmuster geworden ist.

BEHRENS (1983) plädiert in seiner methodischen Reflexion der Umfragedaten dafür, diese Indikatoren nicht mehr als Zeichen für eine sogenannte 'wahre' Zufriedenheit zu nehmen, sondern als Verbreitungsmaß für "(sub)-kulturell legitimierte Anrechte und Statussymbole" (S. 201).

BOURDIEU (1982) selbst thematisiert den Wertwandel unter der Titelüberschrift "von der Pflicht zur Pflicht zum Genuß". Die "Moral der Pflicht" zog die Angst vor dem Genießen nach sich. Die moderne Moral hingegen verpflichtet zum Genuß und zerstört ihn damit. Die Unfähigkeit zum Genuß wird als Selbstwertbedrohung wahrgenommen. Folge davon ist u.a. die Sorge um die seelische Gesundheit der Person und die "Psychotherapiewelle" (vgl. auch KEUPP, 1982; KÜNZEL & BÖHMER, 1982).

Die Kategorie des 'Habitus' könnte sich als durchaus fruchtbare und produktive sozialwissenschaftliche Interpretationskategorie erweisen, denn der 'Habitus' geht über den Rollenbegriff hinaus. Er bezeichnet das menschliche Verhalten einerseits als gesellschaftlich und historisch Bedingtes. Er könnte eine exaktere, deskriptive Kategorie bilden, die das, was GOFFMAN 'Selbstinszenierung' nennt, als notwendiges Verhalten kennzeichnet: Daß sich z. B. in Abhängigkeit von Schicht oder Geschlecht Individuen unterschiedlich sich und anderen gegenüber darstellen. Beruf ist nicht nur Leistungs- oder Rollenverhalten. Indem Berufe einen bestimmten Habitus verlangen, der von den Individuen dann an den Tag gelegt wird, prägen sie sich auch in ihr Verhalten und Denken ein, werden aktiv erzeugt.

Deshalb könnte die Anwendung des Habitusbegriffes auf die Problematik von 'Frau und Beruf' zu einem übergreifenden soziologisch-psychologischen Erklärungsansatz führen: Die soziologischen Ansätze laufen zum einen Gefahr, die individuelle Seite beim Beruf zu vernachlässigen. Zum anderen gilt es auch als eine weitere, neuere Berufsbestimmung, daß Berufe Resultate und Austragungsorte von Kämpfen sind, die manche Verlierer ausgrenzen (OSTNER, 1983). Dieses letzte Merkmal trifft nun besonders auch einen Teil der Frauen, die sich schwer tun, bei einem verengten Arbeitsmarkt überhaupt einen Arbeitsplatz zu bekommen.

Die psychologische Seite beschreibt zwar unterschiedliche Formen der Selbstdarstellung, bezieht diese aber nicht (vgl. z. B. die Attributionstheorie) auf historisch-gesellschaftliche Hintergründe. Gerade, wenn Frauen im beruflichen Bereich ein zum Teil anderes Verhalten oder Formen der Selbstinszenierung an den Tag legen wie die Männer (vgl. z. B. die beschriebene, bescheidenere Variante der Selbstattri-

buierung) sollte man hier nicht nach genetischen Determinanten, sondern im Berufs- und Erziehungssystem nach **Gründen** suchen. Hierbei ist besonders auch die Frage der wahrgenommenen Antizipation von Chancen und Möglichkeiten wichtig, die sich ja im Falle der Frauen auf deren berufliches Engagement niederschlägt.

Die immer noch existente Benachteiligung von Frauen im Berufssystem findet einerseits ihre Erklärung in den strukturellen Momenten eines kontinuierlichen Karriereaufbaus und andererseits in den Bedürfnissen, Kinder zu haben und eine Familie zu gründen. Lebensentscheidungen psychologisch zu bewältigen und gegebenenfalls zu rechtfertigen - dies scheint sich in der psychologischen Kategorie des Selbstwerts auszudrücken. Um die psychologischen Aspekte mit soziologischen Notwendigkeiten zu erklären, dafür erscheint der BOURDIEU'sche Habitus vielversprechend.

3.4 Exkurs: Die feministische Perspektive

Feministische Ansätze fristen in der Wissenschaft als eigenständige ein Schattendasein - vereinzelt feministische Ideen haben jedoch in soziologische und psychologische Erklärungen Eingang gefunden. Einige zentrale Argumentationslinien sollen im folgenden dargestellt und kritisch gewürdigt werden.

3.4.1 Frauen - das andere Geschlecht?

Als Beispiel für eine sehr ausführliche und theoretisch fundierte Darstellung einer feministischen Sichtweise, die den Charakter der 'Andersartigkeit' von Frauen herausarbeitet, soll hier die Arbeit von PROKOP (1976) angeführt werden, die den Titel trägt: "weiblicher Lebenszusammenhang". So konstatiert PROKOP, daß bei den Frauen "ein allgemeines Desinteresse an den Problemen der Gleichstellung der Frau in den Bereichen Beruf und Politik" existiert. Gegen das Leitbild vom Abbau weiblicher Defizite in Beruf und Politik wird eingewendet, daß die Unterprivilegierung von Frauen nicht einfach als Vorurteil zurückgewiesen werden kann:

"Die Frauen sind kinderzentriert, beruflich wenig qualifiziert, sie zeigen keinen Karriereehrgeiz, sie gehen vor allem in weibliche Berufe." (S. 20)

Wer schlichtweg von gesellschaftlichen Vorurteilen spricht, die dem weiblichen Karrierestreben gegenüberstehen, der verkennt die "objektiven Produktionskräfte im weiblichen Lebenszusammenhang".

Positiv bemerkt PROKOP zur feministischen Literatur - deren Standpunkt sie übrigens nicht völlig teilt - "die männliche Herrschaft als unmittelbare Gewaltherrschaft ist eine Fiktion" - daß sie die kulturelle Erscheinungsform "Weiblichkeit" als Lebenslüge entlarvt. Hier sieht PROKOP einen Vorteil "und doch sind diese Lebenslügen mehr, als Momente der Wiederherstellung verausgabter Arbeitskraft: Wiederherstellung von Menschen, soweit sie vom Prinzip des Nutzens nicht völlig erfaßt sind". Daher entwickelt PROKOP einen Ansatz zur Erklärung des weiblichen Sozialcharakters:

"Die Elemente der im weiblichen Lebenszusammenhang strukturell angelegten bedürfnisorientierten, kommunikativen Produktionsweise sind ein Teil des weiblichen Erfahrungsmodus und des weiblichen Sozialcharakters überhaupt ..." (S. 69)

Dieses Bedürfnis der Frauen **anderssein** zu wollen, wird als durchaus konformistisch beschrieben:

"Die Frauen wollen vor allem anders leben; d.h. zunächst empirisch, sie wollen mehr konsumieren ..." (S. 85)

Was PROKOP schlicht als weibliches Bedürfnis nach Konsum ausspricht, kritisiert ADORNO dezidiert als "angepaßtes Verhalten", das keine Hoffnung auf Protest erlaubt:

"So steht es um die Frauenfrage. In der Tat ist sie durch die Auflösung der männlich liberalen Konkurrenzwirtschaft, durch den Anteil der Frauen im Angestelltentum, in dem sie so selbstständig sind wie die unselbständigen Männer, durch die Entzauberung der Familie und die Lockerung des Sexualtabus an der Oberfläche nicht mehr akut. Zugleich aber hat der Fortbestand der traditionellen Gesellschaft die Emanzipation der Frau verbogen ... sie bleiben im Großbetrieb, was sie in der Familie waren, Objekte ... sofern ihnen nur eine gewisse Fülle von Waren gewährt wird, stimmen sie in ihr Los begeistert ein ..." (Adorno, *Minima Moralia*, 1973, S. 115)

Dieses Bedürfnis interpretiert nun PROKOP - übrigens ganz im Gegensatz zu manipulationstheoretischen Theorien - als ein ambivalentes, weil es nicht nur "Ideologie ist, sondern auch Mittel der Artikulation latenter Kritik". Im Sinne ihrer psychoanalytischen Argumentationsweise sieht sie dies als ein Festhalten der Frauen an "nar-

zißtischen Größenphantasien: An der unrealistischen Vorstellung, jedermann müsse sie lieben":

"Frauen (konzentrieren) sich größtenteils auf den Lebenszusammenhang von Haushalt, Familie und Geselligkeit ... (diese sind) als Momente legitimen Protestes, wie immer verzerrt und realitätsuntüchtig, zu sehen." (S. 98)

PROKOP ist insofern typisch für eine Variante der feministischen Sichtweise, die an den weiblichen Charakter Hoffnungen auch von anderen Lebensalternativen knüpft. Dagegen steht die eher pessimistische Sichtweise von ADORNO, der am 'typisch weiblichen Charakter' den Konformismus von Frauen sieht:

"Der weibliche Charakter und das Ideal der Weiblichkeit, nach dem er modelliert ist, sind Produkte der männlichen Gesellschaft ... Dort wo sie human zu sein vorgibt, züchtet die männliche Gesellschaft in den Frauen souverän ihr eigens Korrektiv und zeigt sich durch die Beschränkung als unerbittlicher Meister. ... Jene Art Weiblichkeit, die auf den Instinkt sich beruft, ist stets genau das, wozu eine jegliche Frau mit aller Gewalt - mit männlicher Gewalt - sich zwingen muß: die Weibchen sind die Männchen. ... Ohne alle Ausnahme konformieren die weiblichen Naturen ... Die Glorifizierung des weiblichen Charakters schließt die Demütigung aller ein, die ihn tragen." (S. 120, 1973)

Beide - PROKOP und ADORNO - stimmen in der Analyse von Gesellschaft als 'männlich dominiert' überein sowie der Tatsache, daß das typische Frauenbild deren Produkt ist. Nur sieht PROKOP darin auch eine Chance zur Veränderung. Andere Protagonisten der Frauen sind hier noch dezidiierter: So schreibt auch WOLFER-MELIOR (1985) der Frauenbewegung ein verändertes Verhältnis zur Weiblichkeit zu: Demnach entdeckte sie "widerständige und utopische Qualitäten ... Sie insistiert auf dem Anderssein der Frauen". Dies interpretiert sie im Sinne von SIMMELS "Philosophie der Geschlechter" und konstatiert hier eine Nähe von SIMMEL zur bürgerlichen Frauenbewegung, die ebenfalls den weiblichen Charakter in seiner "Andersartigkeit" überhöhte (vgl. auch TORNIEPORTH, 1979).

Neuere Theorieansätze zu weiblicher Subjektivität aus philosophischer Sicht (NAUMANN & BÖHME, 1985) gehen in eine ähnliche Richtung - der Ausmalung des weiblichen Charakters (hier von weiblicher Subjektivität) als Chance für die Frauen. Dabei fällt den Autorinnen an "Subjektivität" deren "fundamentale Kategorie des bürgerlichen Individuums" auf und insofern deren geschlechtsunspezifischer Charakter.

Dennoch möchten sie einen weiblichen Standpunkt in der Subjektivität geltend machen. Sie grenzen sich dabei explizit von der Vorstellung einer subjektiv gefühlsbetonten Frau ab, die "nicht als Folie einer theoretischen Bestimmung weiblicher Subjektivität dienen kann". Vielmehr möchten sie Weiblichkeit in der Verknüpfung mit "gesellschaftlich gewachsener präformierter Bedingtheit" betrachten. Hier besteht allerdings die Schwierigkeit, daß Frauen in der Geschichte "nicht selbstverständlich, nicht mit einem spezifischen Ort des Weiblichen" auftauchen. Frauen sind Ausgegrenzte. Es muß eine Vorarbeit, die "Archäologie des Weiblichen" geleistet werden.

"Die Reflexion weiblicher Subjektivität muß also diese doppelte Unsicherheit durchqueren, muß versuchen, den Nicht-Ort des Weiblichen zuallererst durch einen Ort zu ersetzen, um überhaupt ein Theoriegebäude der Subjektivität darauf erheben zu können." (S. 9)

Hier stellt sich allerdings die Frage, welchen Gegenstand dieses Theoriegebäude denn eigentlich haben soll, ist doch Weiblichkeit nach dieser Aussage "Nicht-Ort"!

Als Verdienst der Frauenbewegung wird hervorgehoben, daß eine "Solidarisierung ... und Stabilisierung von Selbstbewußtsein" stattgefunden hat.

Trotz dieser philosophischen Prämisse werden dennoch sehr psychologische Themen verhandelt, z. B. die psychosexuelle Entwicklung der Frau, das Verhältnis Frau und Mutter, frühe Kindheit und Geschlecht und das Verhältnis von Gefühl und Verstand. Zwar halten die Autorinnen die in der Frauenbewegung akzeptierte Trennung von Gefühl und Verstand ebenso wie in der Wissenschaft für "fatal", denn dies bedeutet die Aufrechterhaltung von den traditionellen Frauen- und Männerrollen. Dennoch konstatieren die Autorinnen in ihrem Beitrag:

"Frauen sind stärker in Gefühle involviert als Männer - das ist ihr Verhängnis -, aber es kann auch eine Chance sein. Ihre Chance besteht darin, sich in das Eigene zu verwickeln." (S. 134)

Dies wird mit Unterschieden beim Gesprächsverhalten belegt, wobei Frauen weniger auf die Durchsetzung von Interessen drängen, sondern sich eher um die gemeinsame Lösung von Aufgaben bemühen.

Von daher gewinnen sie auch eine Gegenperspektive zu der in ihren Augen männlichen Wissenschaft:

"Mit etwas weniger Vertrauen, mit etwas mehr Zweifel, weniger mit Starrheit als vielmehr mit Offenheit sollte das herrschende Muster männlicher Wissenschaft konfrontiert werden." (S. 137)

Hier wie auch in anderen Beiträgen, die sich speziell der Frauenforschung zugehörig fühlen, wird übereinstimmend festgehalten, daß Frauen heutzutage **selbstbewußter** auftreten (SCHWEMMER, 1985). Dies wird z.T. auch auf die Frauenbewegung zurückgeführt, die als feste Größe im gesellschaftlichen Willensbildungsprozeß betrachtet wird (GAUBE, 1985). Auch TAJFEL (1982) bemerkte schon zur amerikanischen Frauenbewegung, daß diese - im Unterschied zu den Suffragetten, die die Devise hatten "Alles was du kannst, kann ich besser" - die Forderung 'anders, aber gleichberechtigt' für die Frauen stellt.

3.4.2 Ansprüche und Realitäten der Frauenbewegung

Unter dem Stichwort "Feminismus" wird in den psychologischen Grundbegriffen (1981) von SCHMERL in die "erste Frauenbewegung" unterschieden, die von Mitte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts in erster Linie für die gesetzliche Gleichstellung der Frauen kämpfte, und in die zweite (neue) Frauenbewegung Mitte der sechziger Jahre, die sich für die praktische Durchsetzung dieser auf dem Papier erreichten Rechte engagiert sowie darüber hinausreichende Perspektiven entwickelt. Als praktische Beispiele für die Aktivitäten dieser Bewegung werden Frauenhäuser und Beratungsaktivitäten genannt, die allerdings wenig Beachtung in der Presse finden.

Weniger theoretisch als z.B. PROKOP, sondern mehr an den gesellschaftlichen Realitäten orientiert, argumentiert Betty FRIEDAN, die in ihrem Buch "Der zweite Schritt - ein neues feministisches Manifest" (1982) für einiges Aufsehen gesorgt hat. Sie setzt sich darin kritisch mit Positionen der Frauenbewegung auseinander und reflektiert hier auch ihr eigenes mitunter als bahnbrechend bezeichnetes Werk des "Weiblichkeitswahnes" (1966).

Darin stellte Betty FRIEDAN (1966) eine Veränderung des Leitbildes in amerikanischen Frauenzeitschriften fest: In der Nachkriegszeit verschwand das Leitbild der glücklichen berufstätigen Frau und es wird die Hausfrau als neues Leitbild beschworen. Dies bezeichnet sie dann als den "Weiblichkeitswahn", der besagt, daß "der höchste Wert und die einzige Verpflichtung für Frauen die Erfüllung ihrer Weiblichkeit sei." (S. 33) Sie attestierte den Redakteuren von Frauenzeitschriften Engherzigkeit und warf ihnen vor, den Geist der Frauen zu beschneiden.

(Es bietet sich allerdings hierfür eine alternative Interpretation an, die sich mehr dem gesellschaftlichen Hintergrund widmet: So wurden die Frauen im zweiten Weltkrieg als Arbeitskräfte gebraucht. Bei Ende des Krieges kehrten die Männer zurück und die Frauen wurden wieder "an die Kochtöpfe" geschickt. In gewisser Weise fügten sich die Frauen dann auch in ihr neues Hausfrauenlos und kompensierten bzw. idealisierten ihr Dasein mit Hilfe der Frauenzeitschriften.)

Dieses frühe Werk sieht sie 1982 durchaus kritisch, besonders auch seine Rezeption: "Der Weiblichkeitswahn war nicht mehr zeitgemäß". Deshalb konnte dann auch der Kampf der Frauenbewegung für dessen Beseitigung leicht gewonnen werden.

Sie gibt in ihrem neuen Werk ihrer Enttäuschung Ausdruck, daß "Entscheidungsmöglichkeiten, die wir angeblich errungen haben, real überhaupt nicht existieren ...". Sie führt das Beispiel an, daß in den USA Frauen jetzt auch Militärdienst leisten dürfen und hält das für eine durchaus fragwürdige Errungenschaft. Sie schließt daran die Frage an, "verändern sich Frauen ... wenn sie erst einmal an den Schalthebeln stehen und teilhaben an der Macht?"

Resümierend konstatiert FRIEDAN, daß "der Geschlechterkampf gegen die Männer ein fruchtloses, selbstzerstörerisches Ausagieren von Wut (ist). Beim zweiten Schritt müssen sich die Frauen gemeinsam mit den Männern den Tag zurückerobern". (S. 235)

Einige Feministen sehen sich in letzter Zeit gleichfalls genötigt, eigene Ansätze zu relativieren bzw. zu kritisieren (vgl. z.B. BENARD & SCHLAFFER 1985). Dabei ist der Hauptkritikpunkt, daß sich die Frauenbewegung zunehmend nur noch mit sich selbst beschäftigt.

Dabei beinhaltet die Kritik durchaus auch implizit eine an den Adressaten der Frauenbewegung, die eben als 'unterdrückt' behaupteten Frauen. Die beiden Autorinnen BENARD & SCHLAFFER rechnen in diesem Buch neben der Frauenbewegung auch mit den Frauen selber ab und üben - als Feministinnen - eine solidarische Kritik an ihren Schwestern:

"Wen analysierte die Frauenbewegung? Sich selbst. Wessen Fehler und Schwachstellen erörterte sie ausführlich und publizierte bändeweise? Ihre eigene. Das ist nicht nur taktisch unbrauchbar, das ist selbstmörderisch." (S. 79)

Diese Feststellung ist zugleich auch ein Indikator für die Beliebtheit von Psychologie bzw. psychologischen Versatzstücken beim feministischen Publikum.

Wurde noch in "Der Mann auf der Straße" (1980) von BENARD & SCHLAFFER eine Psychologie der Männlichkeit entworfen - Männlichkeit wird als ein **Handlungsimperativ** gedeutet und es wird "über

das merkwürdige Verhalten von Männern in ganz alltäglichen Situationen" berichtet, so z. B.

"ständig öffnen ihnen (den Frauen, Anmerk. d. Verf.) Männer die Türen, bezahlen ihnen kleine Mokkas, flüstern ihnen im Vorübergehen Obszönes zu, singen im Radio pausenlos über die Liebe. Ob das alles noch normal ist?"

- so wird im neuesten Buch der Autorinnen - "Viel erlebt und nichts begriffen" (1985) - ein erheblicher "Wertwandel" festgestellt:

"Dem neuen Mann dagegen ist alles erlaubt. Die Türen werden einem ins Gesicht geknallt, am Arbeitsplatz muß man sich explizite sexuelle Angebote gefallen lassen, und nach der Scheidung können Frauen sehen, wie sie zurechtkommen, da Unterhaltszahlung als nicht mehr zeitgemäß auf ein Minimum reduziert wurde ... Der neue Mann wünscht sich eine Frau, die nichts kostet und für die er nicht verantwortlich ist ..." (S. 12).

In diesem Buch wird auch mit gewissen Ideologien der Frauenbewegung abgerechnet: So wird sie als "Kulturrevolution" bezeichnet, die insbesondere durch die Behandlung der sexuellen Frage in den Medien eine große Beachtung fand. Betrachtet man aber die tatsächlichen Rechte und Errungenschaften von Frauen, so besteht nach wie vor eine gravierende Benachteiligung. In gewisser Weise üben die Autorinnen - als engagierte Feministinnen - auch Selbstkritik, Kritik an einem "Zuviel" an Psychologie und zwar an Psychologie mit dem eigenen Geschlecht. SIMMEL (1985), den die Soziologie und die Frauenbewegung (OSTNER 1983, WOLFER-MELIOR 1985) gleichermaßen wiederentdeckt haben, schreibt in seiner "Psychologie der Frauen":

"Die alte Meinung, von der Sicht brutaler und ignoranter Selbstüberschätzung bis zu der der sublimsten philosophischen Spekulation reichend: daß nur der Mann der eigentliche Mensch sei - findet in dieser größeren Leichtigkeit, das Wesen der Frau als das des Mannes zu definieren, sein begriffliches Pendant. Daher es denn auch unzählige Frauenpsychologien, aber kaum eine Männerpsychologie gibt." (S. 214)

BENARD & SCHLAFFER (1985) ziehen aus diesem "neualten" Tatbestand die Schlußfolgerung, daß sich Frauen bevorzugt um ihre Ausbildung und Zielstrebigkeit im Beruf bemühen sollen. Sie sind in dieser Hinsicht um einiges pragmatischer als andere Feministinnen.

So plädieren DUELLI-KLEIN, NERAD & METZ-GÖCKEL (1982) radikal für eine andere, bessere und menschlichere Wissenschaft: Sie

wollen insbesondere eine Psychologie für Frauen. In dieser Forderung sehen sie sich von der etablierten Wissenschaft im Stich gelassen:

"Die Verbindung von frauenemanzipatorischem Erkenntnisinteresse, Betroffenheit, parteilicher Stellungnahme und Forschung, die die feministische Wissenschaft auszeichnet, steht der Vorstellung von Wissenschaft als wertfrei entgegen" (S. 8).

Zwar wissen auch die Autorinnen um die selbstkritischen Zweifel der Sozialwissenschaften am Wertfreiheitspostulat, dennoch rechnen sie bei ihrem Engagement über die Universität hinaus auf wenig kollegiale Unterstützung.¹⁹

Andererseits erscheint die feministische Behauptung von der 'Andersartigkeit' der Frauen und das hiermit verbundene Lob weiblicher Eigenschaften (vgl. z.B. MILLER, 1979) durchaus auch als eine fragwürdige Annahme.²⁰

Die in feministischer Literatur bevorzugte Beschäftigung mit vergangenen Herrschaftsformen (z.B. die Frage von Matriarchat und Patriarchat, vgl. POMATA, 1983; RENTMEISTER, 1985) mag zwar den eigenen Standpunkt untermauern und feministisches Selbstgefühl steigern, ob es allerdings für die **gegenwärtigen** Probleme weiblicher Erwerbstätigkeit Fortschritte bringt, sei dahingestellt.

Anmerkungen zu Kapitel 3

- ² So berichten WINDOLF & HOHN (1984) über die betrieblichen Rekrutierungsmuster von Führungskräften, daß jeder Schritt in der Biografie auf den Beruf dargestellt sein muß und sprechen von einem "quasi feudalen" Prinzip der Verkoppelung von Beruf und Privatsphäre.
- ³ BRATER (1983) beschreibt die besonderen Schwierigkeiten von Frauen, nach einigen Jahren Hausfrauen- und Muttertätigkeit in den Beruf zurückzukehren.
- ⁴ Die Erziehungsziele "Hausfrau und Mutter" waren bis 1960 und 1970 in den Lehrplänen der allgemeinen hauswirtschaftlichen Ausbildung vertreten. Die neueren Lehrpläne betonen nun mehr die Fähigkeit zur rationalen Strukturierung und sind technologisch orientiert. Allerdings tradieren sie durchaus auch noch die traditionelle Frauenrolle, wonach die Frau alleine für den Haushalt zuständig ist und ihre Erwerbsrolle lediglich ein Provisorium darstellt. Entsprechend sieht dann TORNIEPORTH (1979) in dem konservativen Rollenstereotyp der Antizipation der Hausfrauen-

- rolle eine Ursache für die Nichtwahrnehmung von Bildungschancen für Frauen an.
- 5 Vgl. auch die Arbeit von POLIAKOV, L.; DELACAMPAGNE, C.; GISCARD, P., 1984 über den Rassismus, die dessen typischen Argumentationslinien und geschichtlichen Hintergründe aufzeigt.
 - 6 Neuere Untersuchungen (z. B. VOLLMER, 1983) vermuten im Zuge des Wertwandels einen Widerspruch von beruflicher und familialer Leistungsbereitschaft.
 - 7 ANASTASI (1976) stellt ihrer Abhandlung über Geschlechtsunterschiede folgende Anekdote voran: Auf die Frage, wer denn intelligenter sei, der Mann oder die Frau, wird mit der Gegenfrage gekontert, welche Frau, welcher Mann? (Vgl. S. 481) Dennoch ist diese Frage für viele Sozialwissenschaftler, ebenso wie in diesen Dingen engagierten Journalisten, Ausgangspunkt für ihre Fragestellungen (vgl. Kap. 3.4).
 - 8 Stereotyp und Vorurteil werden in der Regel als synonym betrachtet (vgl. IRLE, 1975; BERGLER, 1984). "Das Vorurteil ist insofern stereotyp: Bei hoher Variabilität der Stimulussituation ist die Variabilität der Urteile minimal (S. 386, IRLE, 1975). Diese Bestimmung wird am Beispiel des antisemitischen Spruches "Jud' bleibt Jud'" bebildert.
 - 9 "Wir suchen nach Wahrheit, aber wir besitzen sie nicht." (S.60, POPPER, 1973)
 - 10 Die Wichtigkeit struktureller Bedingungen wird besonders in einer Studie von HEINTZ et al. (1978), die an Frauen in der Schweiz durchgeführt wurde, betont.
 - 11 Daß auch Teile der Frauenbewegung rassistische Vorstellungen der 'umgekehrten Art' pflegen, wird ebenfalls festgehalten: "Die Vorstellung von einer besonderen weiblichen Emotionalität und von Rationalität als männlicher Eigenschaft wird jedoch, wenn auch mit umgekehrter Bewertung, von einem Teil der Frauenbewegung gepflegt." (SALM, 1984, S.122)
 - 12 Sie hebt als besonderes Kennzeichen der "Barmherzigen" deren Verbissenheit hervor: "Ich diene euch alle nieder". Sie begnügt sich nicht mit einfacher Pflichttreue: "Sie haben eine penetrante Art, ihren Mitmenschen Gewissensbisse zu verschaffen ... ihre Haltung ist ein ständiger Vorwurf an die Umgebung" (S. 92). Allerdings konstatiert schon ADLER, daß auch weibliche Mittel wie z. B. Unterwerfung ein gewisses Maß an Machtausübung bedeuten können.
 - 13 KOHUT (1979) hat in Ergänzung zur klassischen Theorie der Psychoanalyse Ansätze einer "Theorie des Selbst" entworfen. Der "schuldige Mensch", wie er der klassischen Theorie der Psycho-

- analyse entspricht, richtete seine Ziele auf die Triebbefriedigung. Der moderne, "tragische Mensch" befindet sich dagegen "jenseits des Lustprinzips" und versucht "die Erfüllung seines Selbst" (S. 120). Da die Niederlagen häufiger sind als die Erfolge des Menschen, herrscht eine 'Selbstopathologie' vor (S. 273). Die Probleme des modernen Menschen bestehen nach KOHUT vor allem in einem Mangel an Vorbildern. Er spricht vom "zerbrechlichen, verwundbaren, leeren Selbst des Erwachsenen" (S. 280). Sein Erklärungsansatz, der das 'Selbst' in den Vordergrund rückt, verweist somit auch auf die ADLERSche Individualpsychologie (S. 15).
- 14 Vergleiche dazu aber BANNISTER & FRANSELLA (1981), die zur "Gegenwehr" gegen die übermächtigen Stereotypen auffordern: "Nur wenn wir uns von unseren Stereotypen fortbewegen, können wir die Welt außerhalb uns selbst verändern. Und nur in dem Prozeß der Veränderung der Welt außerhalb uns selbst können wir beginnen, neue Wege zu entwickeln, uns selbst zu sehen. Beides kann nicht getrennt voneinander geschehen." (S. 114)
- 15 Die Kritik HERZOGs (1984) an der Attributionstheorie verweist darauf, daß sie sich mit der Verdoppelung der Theorien des common senses begnügt: "Sie reproduziert lediglich dasjenige in einer theoretischen Sprache, was ihre untersuchten Individuen in einer alltäglichen Sprache über sich selbst aussagen." (S. 304)
- 16 "In allen bürgerlichen Gesellschaften werden die Menschen, ohne daß sie es merken, gelehrt von frühester Kindheit an zu heucheln ... dem Totengräber, der offen den Wunsch aussprache, daß die Gemeindemitglieder sterben möchten, würde man steinigen, obwohl jedermann weiß, daß er, bliebe sein Wunsch unerfüllt, nichts zum Leben hätte ... dabei ist aber der Sarglieferant über seinen Verdienst nicht weniger erfreut als der Tanzmeister. Beide müssen sich in ihren Berufen in gleicher Weise anstrengen und die Lustigkeit des einen ist ebenso künstlich und gezwungen, wie das würdevolle Gebaren des anderen." (MANDEVILLE, S. 329, 1980, Erstausgabe 1724)
- 17 Axel HONNETH kritisiert nun genau diese Gleichsetzung: Demnach besteht ein Unterschied zwischen ökonomischem Verteilungskampf und dem "moralischen" Kampf, den die verschiedenen Klassen miteinander im Kampf um eine normative Zustimmung führen. Nach HONNETH besteht bei BOURDIEU ein Mißverständnis, wonach soziale Anerkennung eines Lebensstiles ebenso zu erringen sei wie ökonomische Güter.
- 18 NIETZSCHE: "Wie der Schein zum Sein wird. Der Heuchler, welcher immer ein und dieselbe Rolle spielt, hört zuletzt auf Heuchler zu sein - z.B. Priester, welche als junge Männer ge-

- wöhnlich bewußt oder unbewußt Heuchler sind, werden zuletzt und sind dann wirklich ohne alle Affektation, eben Priester". (In: Menschliches, Allzumenschliches; Erstauflage 1886, 1980, S.153)
- 19 Die Bemerkung des Frauenfeindes NIETZSCHE (1980, S. 110, Unzeitgemäße Betrachtungen, 1873) über die "unmenschliche" Wissenschaft könnte so von seiten dieser Feministinnen Zustimmung finden: "Solange unter Kultur wesentlich Förderung der Wissenschaft verstanden wird, geht sie an den großen Leiden der Menschen mit unbarmheriger Kälte vorüber, weil die Wissenschaft überall nur Probleme der Erkenntnis sieht und weil das Leiden eigentlich innerhalb ihrer Welt etwas Ungehöriges und Unverständliches, also höchstens wieder ein Problem ist ..."
- 20 Das krampfhaftes Bemühen, auch in der Wissenschaft Neuerungen und fortschrittlichen Geist vorzugsweise Frauen zuzuschreiben, führt im Falle von SCHMERL (1982) pikanterweise zu folgendem Lapsus: Sie wertet es als Verdienst "engagierter und wissenschaftlich qualifizierter Frauen" (S. 22), daß mittlerweile bestimmte psychologische Geschlechtsunterschiede als überholt erscheinen. Als Beleg führt sie u.a. die Autoren BIERHOFF-ALFERMANN & RUDINGER (1979) an. Leider handelt es sich bei dem Co-Autoren um einen Mann, der sich um die Sache der Frau verdient gemacht hat.

"Um außerdem eine Art Wetteifer unter den Menschen zu veranlassen, teilten sie (Gesetzgeber und andere weise Männer) das ganze Geschlecht in zwei voneinander sehr verschiedene Klassen. Die eine bestand aus verworfenen, niedrig gesinnten Leuten, die stets hinter Augenblicksgenüssen herjagten ... Sklaven der Sinnenlust ... Diese gemeinen, verkommenen Subjekte, sagten sie, wären der Abschaum der Menschheit. Die andere Klasse dahingehend bestand aus erhabenen, hochgesinnten Geschöpfen, die frei von schmutziger Selbstsucht die Gaben des Geistes als ihren schönsten Besitz hochhielten." (Mandeville, 1980, S. 96, Erstausgabe 1724)

4. Exkurs: Das Verhältnis von Massenmedium und Rezipienten

Bevor eine Bestandsaufnahme der wissenschaftlichen Befassung mit Printmedien gegeben wird, soll in einem kleinen Exkurs prinzipiell das Verhältnis von Massenmedium und Rezipient thematisiert werden. Vielfach fließen in die wissenschaftliche Analysen implizite Vorannahmen über dieses Verhältnis mit ein. Der Rezipient, das Publikum, die Masse - schon die unterschiedlichen Bezeichnungen enthalten auch Wertungen, die allesamt - ob nun das Publikum verehrt und/oder verachtet wird oder belehrt werden soll - eine Distanz zwischen Medium und Rezipienten unterstellen ohne sie zu explizieren. Besonders sozialpsychologische Theorien haben dieses Verhältnis zum Thema, wobei die totgeglaubte Massenpsychologie durchaus wieder modern wird (MOSCOVICI, 1984).

4.1 Argumentationsfiguren der Massenpsychologie

Das umfangreiche Sammelreferat von KUNCZIK (1977) über Massenkommunikation setzt sich u.a. zu Beginn mit dem Begriff der Masse aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Perspektiven auseinander. In diesem Zusammenhang sollen insbesondere aus psycho-

logischer Sicht die verschiedenen Sichtweisen zusammengetragen und kritisch reflektiert werden.

Unter dem Stichwort 'Massenpsychologie' in LÜCK, MILLER & RECHTIEN (1984) wird ein kurzer historischer Abriss der Massenpsychologie gegeben, wobei auf die Herkunft aus der Kriminologie hingewiesen wird, die sich mit der "verminderten Zurechnungsfähigkeit des Einzelnen in der Masse" beschäftigte. LE BONs Psychologie der Masse wird als das populärste und verbreitetste Werk über die Massenpsychologie genannt, das die Impulsivität und Triebhaftigkeit des Einzelnen in der Masse zum Thema hat. Ebenso wird ORTEGA Y GASSET erwähnt, der die Mittelmäßigkeit des Massenmenschen beschreibt. HOFSTÄTTER (1957) sieht hier einen Widerspruch in der Kennzeichnung eines Massenmenschen, der zum einen ein triebhafter Barbar (LE BON) zum anderen aber ein bürokratischer Durchschnittsmensch sein soll (ORTEGA Y GASSET). Die Schriften beider Autoren werden als eher populärwissenschaftlich eingestuft, die aber gerade dadurch besonders einflußreich waren. Intensiver mit der massenpsychologischen Theorie LE BONs haben sich FREUD (1971, Arbeit aus den Jahren 1920-1924) und HOFSTÄTTER (1957) befaßt.

In seinem Werk "Massenpsychologie und Ich-Analyse" betrachtet FREUD auch den Menschen in der Masse aus individualpsychologischer Sicht:

"Wir dürfen aber wohl den Einwand erheben, es falle uns schwer, dem Moment der Zahl eine so große Bedeutung einzuräumen, daß es ihm allein möglich sein sollte, im menschlichen Seelenleben einen neuen und sonst nicht betätigten Trieb zu wecken". (S. 10)

Diesen "Sozialtrieb"²¹ sieht FREUD in der Familie begründet. Er faßt LE BON dahingehend zusammen, daß das Individuum in der Masse geradezu hypnotisiert sei, "das Individuum ist nicht mehr es selbst, es ist ein willenloser Automat geworden" (S. 15).

Interessant ist nun besonders in Hinblick auf die Wirkung der Massenmedien die folgende Bemerkung: "Und endlich: Die Massen haben nie den Wahrheitsdurst gekannt. Sie fordern Illusionen, auf die sie nicht verzichten können."

Dies könnte Befürwortern der Massenpresse als Legitimation für ihre Produkte dienen (vgl. Kap. 5.1.2.). Allerdings stellt FREUD bei LE BON auch entgegengesetzte Behauptungen über die Masse fest:

"Aber es lassen sich auch andere, geradezu entgegengesetzt wirkende Äußerungen der Massenbildung erkennen, aus denen man dann eine weit höhere Einschätzung der Massenseele ableiten

muß ... daß nur die Gesamtheiten hoher Uneigennützigkeit und Hingebung fähig sind." (S. 21)

Daraus folgert FREUD: "Angesichts dieser vollkommenen Widersprüche scheint es ja, daß die Arbeit der Massenpsychologie ergebnislos verlaufen müsse..." (S. 22).

Einen Ausweg aus diesem Dilemma sieht FREUD darin, daß die Massen im psychologischen Sinne ein gemeinsames Interesse an einem Objekt haben müssen, wobei das wichtigste Phänomen dabei die gesteigerte Affektivität ist. FREUD nennt dies Libido, die die Substanz der Massenseele ausmacht. Auf diese Tatsache wird dann das gesamte freudianische Arsenal des psychoanalytischen Theoriegebäudes (Identifizierung; Idealisierung; Verliebtheit; Hypnose; Regression; ödipale Phase) angewendet. Bezeichnet LE BON den Zustand des Individuums in der Masse als 'somnambul' so ist es nach FREUD 'verliebt'. "Den Kopf verlieren die Menschen allerdings im einen wie im anderen Fall" (S. 313, MOSCOVICI, 1984). D.h., in beiden Fällen ist das Individuum nicht Herr seiner selbst.

Der Erfolg LE BONs wird nun psychologisch durch die sich bedroht fühlenden Intellektuellen erklärt. Ihnen nutzt die Verächtlichmachung der breiten Masse in ihrem Selbstgefühl, Elite zu sein:

"LE BONs Erfolg beinhaltet ein demagogisches Kunststück ersten Ranges. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um eine säkularisierte Absolution: Ich bin nicht Masse, weil ich die Massenhaftigkeit der anderen durchschaue." (S. 10)

Diese so von HOFSTÄTTER (1957) charakterisierte Argumentationsfigur der Massenpsychologie von LE BON finden GROEBEN & SCHEELE (1977) im S-R-Paradigma des Behaviorismus wieder:

"Gerade die Überheblichkeit der Forscher, die von sich selbst behaupten, das menschliche Verhalten theoretisch-vernünftig beschreiben, erklären und kontrollieren zu können während sie ihre Versuchsobjekte als von dunklen Kräften bzw. nur auf (Umwelt)Reize reagierende Organismen ansehen ..." (S. 22)

Haben die "alten" Massenpsychologen wie LE BON die Masse als von niedrigen Triebkräften gesteuerte Wesenheit verachtet, so entfällt beim Behavioristen die negative Bewertung des Menschen. Gemeinsam ist jedoch beiden eine mechanistische Betrachtungsweise des Menschen, die ihn als von außen steuerbares Wesen ansieht.

Die negativ wertenden Aspekte im Begriff Massenpsychologie hat KRONER (1972) herausgearbeitet: Er stellt die apologetische Funktion der Massenpsychologie heraus sowie deren teilweise diffamatorische Grundhaltung: So werden Massen mit Tierhorden gleichgesetzt.

Er beschreibt die Massenpsychologie als "Reaktion auf den Sozialismus". LE BON (1932) gibt dies in seinem Werk "die Psychologie der Massen" offen zu:

"Heute werden die Forderungen der Massen nach und nach immer deutlicher und laufen auf nichts geringeres hinaus als auf den gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaft, um sie jenem primitiven Kommunismus zuzuführen ... (S. 3). Massen haben nur Kraft zur Zerstörung." (S. 5, LE BON, 1932, Erstausgabe 1895).

4.2 Moderne Sozialpsychologie und Massenpsychologie

Mit HOFSTÄTTER (1957) setzt eine erneute Auseinandersetzung mit LE BON aus psychologischer Sicht ein. Unter der Überschrift "die Tröstungen LE BONs" konstatiert HOFSTÄTTER u.a.:

"Es gilt bloß der Masse alle nur irgend erdenklichen üblen Eigenschaften und Neigungen zuzuschreiben ... Anders steht es schon dann, wenn man sich im gesunden Abscheu vor der Erbärmlichkeit der Masse des Umstandes versichern könnte, selbst nicht zu dieser zu gehören ..." (S. 7)

HOFSTÄTTER (1957) kennzeichnet zugleich auch die **Funktion**, die die massenpsychologische Argumentation für Intellektuelle und deren Elitebewußtsein ausgeübt hat: Indem der Masse "Haltlosigkeit" und sämtliche negativen Eigenschaften zugeschrieben werden, steigert dies das Selbstgefühl desjenigen, der sich qua Bildung und Herkunft als von diesen dunklen Triebkräften ausgenommen weiß.

HOFSTÄTTER hält als Paradox fest, daß der massenpsychologischen Verdammung der Massen "von den Massen selbst zugestimmt wird". Dieses Phänomen wird von HORKHEIMER & ADORNO (1966) als Notwendigkeit postuliert und dabei zugleich auf die "kapitalistische Produktion" verwiesen, die die Menschen so eingeschlossen hält, "daß sie dem, was ihnen geboten wird, widerstandslos verfallen". HORKHEIMER & ADORNO fügen dem noch eine Zuspitzung zu:

"Wie freilich die Beherrschten die Moral, ... stets ernster nahmen als diese (die Herrschenden, Anm.d.Verf.) selbst, verfallen heute die betrogenen Massen mehr noch als die Erfolgreichen dem Mythos des Erfolgs." (S.159)

Dies verweist auf ein aktives Moment auf seiten der Betrogenen: Sie wollen gewissermaßen an die ihnen vermittelten Illusionen glauben. Das Setzen auf Leistung und Erfolg gehört demnach zu den festgeglaubten Tatbeständen, auch wenn für viele Menschen zumindest der Erfolg fraglich bleibt. Insofern enthält die kulturpessimistische Feststellung von HORKHEIMER & ADORNO ebenfalls Momente von Psychologie, die allerdings die "Massen" nicht nur als willenlose Opfer bezeichnet, sondern ihnen Eigenaktivität zugesteht.

Die **negativen** Konnotationen in der älteren Massenpsychologie werden auch von KRUSE (1985) hervorgehoben. Sie betont, daß in der modernen Sozialpsychologie die "Masse" verschwunden ist:

"Der Mensch als Gegenstand der Sozialpsychologie ist meist mit sich allein und hat soziale Kognitionen ... Vom Menschen in der Masse erfahren wir in der Sozialpsychologie jedoch nichts." (S. 96, KRUSE, 1985)

Die traditionelle Massenpsychologie hat keine empirische Forderung hervorgebracht. Konstrukte wie die eines LE BON²² "reizen wegen ihres meist wertenden, ideologischen Charakters einen modernen Empiriker nicht gerade dazu, sich mit ihnen näher auseinanderzusetzen". (KRUSE, 1985, s. 99) Trotz begrifflicher und phänomenaler Überlappung gibt es keine Beziehung zwischen der modernen Dichteforschung und der Massenpsychologie.

Insgesamt verkennt die ältere Massenpsychologie "die Möglichkeiten produktiver Gruppenleistung" (HOFSTÄTTER 1967). Deren positive Seiten stellt die neuere Gruppenpsychologie heraus. Unter der Kapitelüberschrift "Die Erfindung der Gruppe" schreibt HOFSTÄTTER 1957:

"Die These von der flexiblen Gruppe als einer oder gar der menschlichen Kulturerfindung läßt sich nur dann ernsthaft verfechten, wenn man in der Gruppe eine Aktionsform zu sehen bereit ist, die sich an Erfolgen auszuweisen vermag. Es geht somit genau um die von Le Bon in Abrede gestellte Behauptung einer leistungsmäßigen Überlegenheit der Gruppe." (S. 21)

In seiner Definition einer "flexiblen-zielorientierten Gruppe" hat HOFSTÄTTER sicherlich den enormen Erfolg des Gruppenkonzepts vorausgeahnt, z. B. in der Organisationspsychologie (v. ROSENSTIEL, 1980).

HOFSTÄTTER (1967) definiert noch im Fischer-Lexikon "Psychologie" Masse zwar emotionslos ohne negativistischen Einschlag, jedoch durchaus mechanistisch:

"Zustand der Vielheit, die aus sich selbst keine Ordnung oder Struktur entwickeln kann, vielmehr unter äußerem Druck passiv geformt wird". (S. 201)

In neueren Handbüchern taucht der Begriff Massenpsychologie zum Teil gar nicht mehr auf (REXILIUS & GRUBITZSCH, 1981) oder nur in stark verkürzter Form: So wird in DREVER & FRÖHLICH (1968) Masse wie folgt definiert: "Gruppe von Menschen, die temporäre Übereinstimmung in Fühlen und Handeln zeigt. Wegen dieser Einheit ... kann es zu primitiven Reaktionen kommen...". Das ursprünglich negativ wertende Massenkonzepkt erfährt hier seine Relativierung.

Die Abhandlung der Massenpsychologie in dem DDR-Psychologie-Wörterbuch von CLAUB et al. (1976) bezeichnet sie hingegen als "Masse-Elite-Ideologie":

"Der Kerngedanke der Masse beruht auf einem Zirkelschluß, denn Masse wird durch Nachahmung, Suggestion u.a. erklärt und diese Phänomene hinwiederum durch das Vorhandensein von Masse."

Wird nun von den modernen Sozialpsychologen wie HOFSTÄTTER (1957; 1967) oder KRUSE (1985) das Konstrukt der 'Masse' mitsamt seinen eher negativen Implikationen als untauglich für Sozialpsychologie erachtet, so spricht GRAUMANN (1984) von einem "Traditionsbruch", wonach "die Tradition der Massenpsychologie von den Sozialpsychologen nicht weitergetragen worden ist". (S. 514) Dennoch ist "Massenpsychologie" gerade im Alltagsverständnis gegenwärtig und wird als "so etwas wie eine Wissenschaft ... vor allem aber eine raffinierte Technik, deren sich geschickte Führer in eindrucksvoller Weise bedienen" (S. 514) angesehen. Diese Einschätzung trifft im übrigen auch für Psychologie allgemein zu, die nach SCHÖNHAMMER (1985) im Alltag ambivalent - überhöht oder abwertend - wahrgenommen wird. Dem liegt der Gedanke an "Manipulation" zugrunde, die als "undurchschaubare Beeinflußung, die den Beeinflußten in dem Gefühl läßt, frei entschieden zu haben" (SCHÖNHAMMER, 1985, S. 123) verstanden wird. Dabei hat das Bedürfnis nach Anerkennung einen besonderen Stellenwert (vgl. Kap. 3.2.6).

Nach GRAUMANN hat sich der französische Sozialpsychologe und Historiker MOSCOVICI in seinem Werk "Das Zeitalter der Massen" (1984) um eine "Rekonstruktion der Massenpsychologie" bemüht, der "anhaltende Aktualität" bescheinigt wird. MOSCOVICI stellt ausführlich das massenpsychologische Dogma dar, wonach der Mensch in der Masse seinen Verstand und seine Selbstkontrolle verliert. Deshalb ist

"für die Massenpsychologie die Hypnose das Grundmodell gesellschaftlicher Aktion und Reaktion". (S. 118)

Im Verhältnis von Individuum und Masse verliert das Individuum in der Masse seine Identität. So wird dann auch der Massenfürer zur Notwendigkeit, nach dem die besinnungslose Massenseele ruft.²³ Um dieses schon von HOFSTÄTTER (1957) als elitär gekennzeichnete Grundprinzip der Massenpsychologie weiß auch MOSCOVICI:

"Die Massenpsychologie, ... mißachtet bewußt ökonomische und gesellschaftliche Faktoren. Massenpsychologie ist gegen Demokratie und befürwortet die Autorität eines einzelnen über die Mehrheit." (S. 480)

Nach MOSCOVICI hat besonders die erste Generation der Massenpsychologen wie LE BON und TARDE das konservative Element der Massen als Schutzschild gegen Revolution betont. Nach FREUD stellten sich linke Psychoanalytiker, vor allem REICH (1984, Erstausgabe 1948) die Frage in die umgekehrte Richtung. Warum ließen sich die Massen nicht für die Revolution gewinnen? Dies zeigt, daß massenpsychologische Überlegungen im Dienst von "Masse" und "Führung" stehen können bzw. sich beiden Seiten als Dienst anbieten.

Den zentralen Gedanken der Massenpsychologie hat MOSCOVICI nun auch auf die moderne Massenkommunikation angewendet, indem er in das "Massenpublikum" und die Publizisten unterscheidet. Letztere werden dann als "Hypnotiseure auf Distanz" beschrieben:

"Das 20. Jahrhundert kommuniziert, wobei es wenige graue Zellen und viele Medien verbraucht. Die Massenpsychologie hat als erste deren Rolle erkannt und ihre Gesetze begriffen". (S. 261)

Nun finden sich die negativen Konnotationen des Massenbegriffes besonders im Journalismus wieder, der sich "der Begriffssprache Le Bons nahezu unverfälscht bedient". (KRONER, 1972)

Trotz aller Kritik "leben die Ideen von der Vermassung weiter" (SILBERMANN, 1972). So sind nach KUNCZIK (1977) die Vorstellungen über den Charakter der Massenmedien sowie die Massenkommunikationsforschung durch kulturpessimistisches Gedankengut "entscheidend beeinflußt". KOSZYK & PRUYS (1981) schreibt unter dem Stichwort "Massenkommunikation", daß der Begriff Masse möglicherweise die neutrale Kategorie anstelle von "Mob oder Pöbel" ist.

Nach SILBERMANN (1977) ist der Begriff Masse lediglich vieldeutig (S 158) und ROQUETTE (1976) mochte sich endgültig von dem ungenauen Massenbegriff trennen:

"Die Medien wählen sich ihr Publikum aus, und das Publikum wählt sich sein Medium aus. Durch diese Ereignisse reduziert sich die Vorstellung einer völlig formbaren passiven Masse auf das, was sie wirklich ist: auf einen Mythos." (S. 326)

Masse wird durch Publikum ersetzt und erhält dadurch die Bestimmung aktiv in einer Wechselbeziehung zu sein. Es handelt sich hier nicht einfach um einen Worttausch, sondern mit der Verwendung des Begriffs "Publikum" wird gleichsam den Betreffenden mehr Subjektivität zugestanden.²⁴ Dies impliziert dann auch eine unterschiedliche Berücksichtigung der im Publikum vermuteten Bedürfnisse. Ist in einer "massenpsychologischen Denkweise" durchaus elitäres Gedankengut enthalten, so dürfte die Aufwertung des Adressaten in ein "Publikum" eine stärkere Orientierung an dessen Neigungen und Ansprüchen nach sich ziehen. Damit werden aber auch wieder psychologische Termini, wie Einstellungen und Werthaltungen bedeutsam.

Die zentrale Botschaft der Kommunikationswissenschaft²⁵ diskutiert KOB (1984) kritisch als "Kommunikationsmythos". Kommunikation stellt insoweit eine Ideologie dar, als präntendiert wird, daß sich alle Welträtsel über eben "Kommunikation" lösen könnten. Kommunikation gilt als die wichtigste Form des zeitgenössischen Selbstbewußtseins. Speziell das Phänomen der Massenkommunikation, das das Verhältnis von Publizist und Publikum als Dialog vorstellig macht, erweist sich als eine unzutreffende Beschreibung des Journalismus und insbesondere seiner institutionellen Rahmenbedingungen. In der Überbetonung der Wirkungsforschung wird die Macht verschleierte, die Publizisten weniger gegenüber ihrem Publikum haben, sondern vielmehr über das, was sie publizieren. Dies verweist auf die Notwendigkeit die Inhalte der Medien stärker in der wissenschaftlichen Analyse zu berücksichtigen.

Die psychologische Kommunikationsforschung ("eine explizite psychologische Theorie der Kommunikation gibt es nicht", GRAUMANN, 1972, s. 1165) anerkannte Meinungen und Einstellungen als zentrale intervenierende Variable, die zwischen die beabsichtigte Wirkung der Massenmedien und die beobachtbare Reaktion des Individuums treten.

GRAUMANN konstatiert zu Ende seiner Referierung der verschiedenen Kommunikationstheorien, daß "zu einer psychologischen Theorie der Kommunikation immer auch - und wesentlich - das Individuum gehört ... soll nicht der Mensch als reines Rauschen im Kanal, als Störquelle für Kommunikationssysteme figurieren" (S. 1174), und er resümiert resignierend, daß "die Zeit für eine umfassende psychologische Theorie der Kommunikation noch nicht gekommen zu sein scheint" (S. 1179).

Neuerdings zeigen sich aber vermehrte Anstrengungen von **Psychologen**, unter dem Titel "Medienpsychologie" die Medien stärker für die Psychologie zu erschließen (vgl. z.B. STURM, 1986). Dabei wird durch die bisherige Vorherrschaft des S-R-Paradigmas vor allem dessen Anwendung auf kurzfristige Medieneffekte konstatiert, deren langfristige Wirkungen aber unterschätzt werden (KAASE, 1986). Die Bedeutung **aktiver Rezipientenprozesse** wird von SIX (1986) gegen die These der Medienallmacht und ein passiv manipulierbares Publikum hervorgehoben.

Die relativ neue Befassung mit kommunikationstheoretischen Themen bzw. mit Produkten der Massenkommunikation durch Psychologen zeigt sich auch daran, daß zum Themenbereich 'Frau und Beruf' in den Printmedien wenig psychologische Arbeiten vorliegen. Dies mag auch **methodische Gründe** haben - man denke an den geringen Stellenwert der Inhaltsanalyse im psychologischen Methodenarsenal (z.B. BORTZ, 1984). Die Ignorierung dieses Bereiches durch die meisten Psychologen ist insofern bedauerlich, als auch in den kommunikationswissenschaftlichen und soziologischen Analysen psychologische Termini verwandt werden.

Anmerkungen zu Kapitel 4

- ²¹ Zur Kritik des Triebkonzeptes siehe auch NEUBERGER, 1984, S. 84: "Bedürfniserklärungen sind zirkulär". Für ein beobachtetes Verhalten wird ein dahinterliegendes Motiv konstruiert: Wer lacht, hat einen Lachtrieb z.B. im FREUDschen Falle: Wer sich mit mehreren zusammentut, hat einen Sozialtrieb. NEUBERGER nennt dies den Rumpelstilzchen-Effekt: "Wenn man für eine Sache einen Namen hat, ist ihr Geheimnis entschlüsselt und man beherrscht sie".
- ²² MILGRAM & TOD stellen sich die Situation LE BONs vor, als er 1895 die "Psychologie der Massen" verfaßte:
"Man hat das Gefühl, als habe er die schweren Vorhänge am Fenster seiner Wohnung gerade soweit beiseite geschoben, um einen kurzen Blick auf den Mob da unten werfen zu können, dann schloß er die Samtportieren, lief zitternd an sein Pult und schrieb schnell an seinem Klassiker weiter." (KRUSE, 1985, S. 100)
- ²³ "Freud zufolge sind die großen Verführer nicht Don Juan, Casanova oder deren Nacheiferer. Ein paar 100 verführte Frauen, pah! Eine armselige Beute. Nein, die wahren Verführer, die ganze Massen in Liebestaumel versetzen ... das sind die Führer: Napoleon, Stalin, Marx." (MOSCOVICI, 1984 s. 293)

²⁴ Vergleiche hierzu den aufklärerischen Anspruch, den GOETHE in 'Maximen und Reflexionen' (1968) an einen Autor stellt: "Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung für recht und nützlich hält." (S. 12)

Und den illusionslosen Ratschlag, den GRACIAN einem Vortragenden gibt: "Keinen allzu deutlichen Vortrag haben. Die meisten schätzen nicht was sie verstehen; aber was sie nicht fassen können, verehren sie. Um geschätzt zu werden, müssen die Sachen Mühe kosten: daher wird gerühmt, wer nicht verstanden wird... . Und obgleich bei Leuten Einsicht, Sinn und Verstand allemal viel gilt; So ist doch bei den meisten Leuten einiger Aufputz vonnöthen. Zum Tadeln müssen sie gar nicht kommen können, indem sie schon am Verstehen genug zu thun haben..." (S. 111, 1985, Erstauflage 1647).

²⁵ Als Mangel etlicher Kommunikationstheorien (NESTMANN, 1981; KÜBLER & GERD, 1982) wird vielfach festgehalten, daß das Verhältnis "Sender-Empfänger" bzw. "Kommunikator-Rezipient" als einseitig determiniertes festgehalten wird. Ein gewisses Feedback besteht ja, indem z.B. ein rückläufiger oder steigender Absatz dem Journalisten zumindest indirekt eine Mitteilung darüber gibt, ob er den Publikumsgeschmack trifft. (Vgl. auch DRÖGE, 1972: "Obgleich Medien Vermittlungsinstitutionen sind, fehlt der Teilnahme an ihnen der institutionelle Zwangscharakter" (S. 193). Etwas prosaischer hat diese Problematik der Wiener Kritiker des Journalismus KARL KRAUS (1966) so ausgedrückt:

"Journalist heißt einer, der das, was der Leser sich ohnehin schon gedacht hat, in einer Form ausspricht, in der es eben doch nicht jeder Kommis imstande wäre."

5. Die Sichtweise von 'Frau und Beruf' in den Printmedien - Entproblematisierung durch Simplizität

5.1 Die Printmedien als Gegenstand wissenschaftlicher Analysen

Die Sichtweise des Problems "Frau und Beruf" in den Massenmedien und speziell in den Printmedien ist als Gegenstand wissenschaftlicher Analysen nicht neu. Meistens haben die Inhalte eine eher kritische Würdigung erfahren. Von daher erscheint eine kurze Befassung mit Argumentationsfiguren kritischer Theorie, die Eingang in etliche Untersuchungen zum Bild der Frau in den Printmedien gefunden haben, angebracht.

5.1.1 Argumentationsfiguren der kritischen Theorie

In dem Sammelreferat von SILBERMANN (1977) über Massenkommunikation finden die kritischen Theoretiker, insbesondere die kritische Theorie, eine knappe und eher abschätzige Erwähnung.

SILBERMANN stellt sie in eine geistige Linie mit der "Vulgär-Massensoziologie bzw. Psychologie", die Vermassung und Entfremdung als Synonyme erscheinen lassen (S. 161).

Nun ist schon hier darauf hinzuweisen, daß z.B. HORKHEIMER & ADORNO in ihrer Dialektik der Aufklärung und LE BONS Massenpsychologie ein jeweils völlig anderes Ziel verfolgen und auch - selbst bei gleicher Nomenklatur wie Masse - inhaltlich verschieden ausgerichtet sind. So ist ein Beweisziel von HORKHEIMER & ADORNO (1966) in der Dialektik der Aufklärung die "Ursache des Rückfalls von Aufklärung in Mythologie" in der modernen Gesellschaft "bei der in Furcht vor der Wahrheit erstarrten Aufklärung" selbst zu suchen. Dabei setzen sie sich explizit ab von den "Zivilisationskritikern" wie z.B. ORTEGA Y GASSET und fordern, daß die Aufklärung sich auf sich selbst besinnen muß. Es geht um "die Einlösung vergangener Hoffnung". Am Beispiel der Kulturindustrie wird die "Regression der Aufklärung an der Ideologie" gezeigt, die eine "Vergötzung des Daseienden und der Macht" verkörpert (S. 11).

Geradezu absurd ist der Vorwurf von SILBERMANN, daß "einige kritische Theorien des Kommunikationsprozesses ... die tatsächlichen

sozialen Prozesse und Vorgänge ignorieren" (S. 176). Ironischerweise konstatiert SILBERMANN drei Seiten weiter, daß "mit dem Aufkommen gesellschaftskritischer Betrachtungen über die Medien ... sich die Forschung intensiver dem Einfluß von Institutionen und Systemen auf den Kommunikator zu" (wandte) (S. 179). Offensichtlich sehen HORKHEIMER & ADORNO die sozialen Prozesse nicht in dem Sinne wie es SILBERMANN gerne hätte: Nämlich als "bindende Kraft in der organisierten Gesellschaft".

Über diese Gesellschaft fällen HORKHEIMER & ADORNO allerdings ein vernichtendes Urteil: "Immerwährend betrügt die Kulturindustrie ihre Konsumenten um das, was sie immerwährend verspricht" (S. 166).

Aufgrund der von KLAPPER (1966) zurückgewiesenen Omnipotenzthese meint SILBERMANN, daß damit einer Kulturkritik im Stile HORKHEIMERS & ADORNOs "die Grundlage verallgemeinernder Anwürfe gegen die Massenmedien" genommen werde. Allerdings widersprechen auch sie der Omnipotenzthese, wonach "die Medien mit ihren Botschaften kritikunfähige, suggestible, anonyme, von traditionellen Bindungen und sozialer Kontrolle gelöste Menschen" erreichen (KUMPF, 1983). Denn

"Soviel ist richtig daran, daß die Gewalt der Kulturindustrie in ihrer Einheit mit dem erzeugten Bedürfnis liegt, nicht in einfachem Gegensatz zu ihm." (HORKHEIMER & ADORNO, 1966, S. 163)

Diese Aussage über die Kulturindustrie läßt gerade den Adressaten, das Publikum, nicht als leicht beeinflussbare Masse erscheinen, sondern schließt eine Kritik dieses Publikums mit ein. Von einer Allgewalt der Massenmedien sprechen gerade diese Kritiker nicht. Vielmehr unterstellen sie ein dialektisches Wechselverhältnis zwischen diesen Medien und seinen Adressaten bzw. seinen Genießern.

Die kritische Theorie hat in der Psychologie begrenzten Widerhall gefunden (vgl. GERTZEN, 1981), obgleich sie Psychologie durchaus zum Thema hatte (vgl. z.B. ADORNO, Die revidierte Psychoanalyse, 1973; Studien zum autoritären Charakter, 1973). In ihrer Auseinandersetzung mit den Massenmedien hat die kritische Theorie neben dem Versuch, den ökonomischen Rahmen zu explizieren, vor allem auch eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der Kulturindustrie geleistet, wie folgende Zitate exemplarisch zeigen:

"Die Verkümmerng der Vorstellungskraft und Spontaneität der Kulturkonsumenten heute braucht nicht auf psychologische Mechanismen erst reduziert zu werden. Die Produkte selber ... lähmen ihrer objektiven Beschaffenheit nach jene Fähigkeiten.

Sie sind so angelegt, daß sie die denkende Aktivität des Betrachters geradezu verbieten." (S. 151)
"Nicht also daß die Kulturindustrie mit Amüsement aufwartet, macht den Betrug aus, sondern daß sie durch geschäftstüchtige Befangenheit in den ideologischen Klischees der sich selbst liquidierenden Kultur den Spaß verdirbt." (S. 170)
"Die Kulturindustrie bietet als Paradies denselben Alltag wieder", "es ist in der Tat Flucht, aber nicht, wie behauptet Flucht aus der schlechten Realität, sondern vor dem letzten Gedanken an Widerstand." (HORKHEIMER & ADORNO, 1966, S. 172)

Der kritischen Theorie waren auch Argumentationsfiguren, wie die folgende, durchaus bekannt:

"Unterhaltung ist schlecht. Der Leser ist dumm. Der Leser will Unterhaltung, also bleibt mir nichts anderes übrig, als dem Leser Unterhaltung zu bieten und mich damit auf sein Niveau herabzulassen." (KUNCZIK, 1977)

KUNCZIK versucht hier, das Selbstbewußtsein von Journalisten der Massenmedien auszudrücken, die den dummen Leser als Alibi benutzen, um sogenannte schlechte Unterhaltung zu schreiben. Dagegen führt KUNCZIK an, daß der behauptete schlechte Geschmack vielfach überhaupt nicht bekannt ist und daß gerade Zeitungsjournalisten über kein Feedback zu dem Geschmack ihres Publikums verfügen.

Die kritischen Theoretiker gehen hier einen Schritt weiter. Für sie ist der schlechte Geschmack der Massen, die den Inhalt der Illustrierten goutieren, Hinweis auf Mechanismen im Gesellschaftssystem und impliziert eine notwendige Änderung der Wirklichkeit:

"Die Standards seien ursprünglich aus den Bedürfnissen der Konsumenten hervorgegangen: Daher würden sie so widerstandslos akzeptiert ... verschwiegen wird dabei, daß der Boden, auf dem die Technik Macht über die Gesellschaft gewinnt, die Macht der ökonomisch Stärksten der Gesellschaft ist. ... Jede Spontaneität des Publikums wird gesteuert und absorbiert." (S. 146) "Die Verfassung des Publikums ... ist ein Teil des Systems, nicht dessen Entschuldigung." (HORKHEIMER & ADORNO, 1966)

In diesem Zitat findet ein Rekurs auf die **Ökonomie** statt.²⁶ Im Gefolge der kritischen Theorie und insbesondere auch zu Zeiten der Studentenbewegung haben sich etliche Kritiken über das ökonomische System angeschlossen, die aber hier nicht explizit Thema sein sollen. Hierzu sei nur folgendes angemerkt: HOFMANN (1972) bezichtigt die Massenmedien in seinem Essay: "Springer als Symptom. Zehn Thesen"

der "gewerbsmäßigen Fälschung des Meinungsmaterials" (S. 50). Dies führt er auf die Tatsache zurück, daß auch Zeitschriften und Zeitungen Warencharakter haben: "Die Presse ist ein Gewerbe. Sie geht auf Gewinn." (S. 48)

Das fragwürdige an dieser Kritik besteht darin, daß der kapitalistische Charakter der ökonomischen Verhältnisse in eins gesetzt wird mit der inhaltlichen Qualität der Medien bzw. daß schon die Analyse des ökonomischen Umfeldes die Inhalte der Medien denunzieren soll.

Eine positive Anknüpfung an die kritische Theorie hat bei HABERMAS (1975) und NEGТ (1973) stattgefunden:

NEGТ stellte sich die Frage, ob Massenmedien Herrschaftsmittel oder Instrumente von Befreiung sind. In seiner Auseinandersetzung mit dem Begriff der Kommunikation grenzt er sich deutlich ab von der Betrachtung der Sprache als Lösungsmittel für gesellschaftliche und individuelle Konflikte. Er sieht genau das Gegenteil verwirklicht: Es wird die **Sprachlosigkeit** der Kommunikation konstatiert. Deshalb besteht er auf einem Zusammenhang von **Erfahrung** und Kommunikation. Dies wird gerade in den Massenmedien ausgeblendet. Als neuer Zweck taucht daher die Forderung auf nach Herstellung von Öffentlichkeit. NEGТ bezieht sich dabei positiv auf die Auseinandersetzung von HABERMAS (1975) mit dem Begriff der bürgerlichen Öffentlichkeit. (Gleichzeitig wird HABERMAS kritisiert, die proletarische Öffentlichkeit - im Sinne einer Gegenöffentlichkeit - nicht berücksichtigt zu haben).

HABERMAS (1975) stellt zwei verschiedene Begriffe von "öffentlicher Meinung" fest. Einmal ist öffentliche Meinung als kritische Instanz der Demokratie gedacht, zum anderen hat sie Unterhaltungsfunktion:

"Öffentliche Meinung nimmt eine andere Bedeutung an, je nachdem ob sie als eine kritische Instanz im Verhältnis zur normativ gebotenen Publizität des Vollzugs politischer und manipulativ verbreiteten Publizität für Personen und Institutionen, Verbrauchsgüter und Programme in Dienst genommen wird." (S. 278)

Nach HABERMAS hat sich die öffentliche Meinung, die ursprünglich als kritisches Korrektiv zu bestehenden Herrschaftsverhältnissen gedacht war,²⁷ geschichtlich negativ entwickelt: Sie hat ihre kritische Funktion eingebüßt, und öffentliche Meinung wird nunmehr als "Fiktion" erlebt. Ihre Aufgabe besteht nur noch darin, Werbeträger für Waren und "political messages" zu sein.

Etwas anders ist die Argumentationsstruktur von HOLZER (1967; 1973), der sich gleichfalls in der Tradition kritischer Theorie sieht. Er

stellt Prämissen für die Demokratie und die Funktion der Massenmedien in ihr auf und beurteilt danach, ob sie in der Lage sind, ihren Verfassungsauftrag²⁸ zu erfüllen.

HOLZER (1967) betont die meinungsbildende Funktion der Illustrierten. Er schreibt den Illustrierten als Massenmedien ersten Ranges den Anspruch zu, große Gruppen der Bevölkerung zu einer realistischen Sicht ihrer gesellschaftlichen Situation zu verhelfen und bestimmt dies als die öffentliche Aufgabe dieser Massenmedien. In mancher Hinsicht jedoch weichen dann die Illustrierten von diesem ihrem Selbstverständnis ab: Die Orientierungsfunktion und die Meinungsbildung, Kritik und Kontrolle drohen hinter der Quantität des Unterhaltungsstoffes zu verschwinden. "Brauchbare Information" endet in "Eskapist-Material" und: die Unterhaltung ist mit Stereotypen und Unsicherheiten angereichert, was doch gerade abgebaut werden sollte.

Deshalb ergibt sich dann aus dem so bestimmten Anspruch demokratischer Öffentlichkeit - aufklärerische Meinungsbildung - und dem Verkaufsinteresse von Illustriertenverlegern (deshalb **unterhaltende** Information) ein Widerspruch.²⁹

Die kritische Theorie hat typische Argumentationsfiguren geliefert³⁰ - z.B. die Konfrontation vom Anspruch der Aufklärung der Massenmedien und dessen mangelhafter Einlösung (LANGER-EL SAYED, 1971) - die in verschiedenen Inhaltsanalysen von Massenmedien Anwendung gefunden haben, die vor allem die Darstellung von Frauen in den Printmedien behandeln (vgl. Kap. 5.1.3).

5.1.2 Konservative Argumente zum Verhältnis Masse - Medium

Nicht alle Medienanalysen stehen den Produkten der Massenmedien kritisch gegenüber. So kommt KAUPP (1971) in seiner soziologischen Analyse von Leserschaft, Inhalt und Wirkung der "Neuen Revue" zu dem Resultat, daß diese Illustrierte "den Wünschen breiter Käufer-schichten entspricht". Er spricht gegen die These einer "Uniformität der Illustrierten" und hält dem entgegen, daß "dem unterschiedlichen redaktionellen Angebot der aktuellen Illustrierten ... auch jeweils unterschiedliche Leserbedürfnisse" (S. 30) entsprechen. Sein Fazit ist, daß die Illustrierten "besser als ihr Ruf" sind.

Das redaktionelle Angebot der "Neuen Revue" kommt den Wünschen der Leserschaft so entgegen:

"Mehr anspruchslose Unterhaltung, Berichte über Schicksale einfacher Menschen, Sexualität und Erotik, Rat und Hilfe fürs Leben. Aufklärung, Liebes- und Eheprobleme, Humor und

Witze - weniger Berichte über Politik, Krieg und Revolution, sowie Wirtschaft, Wissenschaft und Weiterbildung" (S. 104)

Dies wird ausdrücklich gutgeheißen, da "angesichts der Belastung durch den Arbeitsprozeß und der Monotonie des Alltags Entspannung, Erholung und Unterhaltung eine entscheidende Rolle" spielen (S. 104). Der Mensch braucht eine "leichte zugängliche Realität" wie sie ihm dann durch die Massenmedien geliefert wird. Damit werden elementar menschliche Bedürfnisse wie Neugier und Klatsch befriedigt. An der rauhen Wirklichkeit kann die Neue Revue ihre Leser nicht vorbeiführen. Sie kann sie jedoch "durch ihre Entspannungs- und Unterhaltungsfunktion lebens- und liebenswerter gestalten" und: "das bedeutet in unserer unruhigen Zeit nicht wenig" (S. 107).

Ähnlich positiv sieht eine von KOCH und BREDERECK (1965) in den Jahren 1960 und 1963 durchgeführte Inhaltsanalyse großer deutscher Illustrierten deren Inhalte. (Das Buch besteht hauptsächlich aus Bildern und Tabellen ohne Kommentar).³¹

Es wird nun eine "optimistische Überhöhung des Alltags" festgestellt, die - und dies ist die Differenz zu kritischen Medientheoretikern wie z.B. HOLZER - als Notwendigkeit postuliert wird:

"Nun wird kein einsichtiger Kritiker meinen, die Massenmedien müßten den langweiligen und grauen Alltag der Welt schlicht abbilden. Das Außergewöhnliche, das Bedeutsame, bewegte seit den Tagen Homers immer die Seele des Erzählers" sowie "das Normale ist zudem nicht immer das Erfreuliche ..." (S. 20)

Gegen die Kritiker der Massenmedien wird also zum einen festgehalten, daß der Mensch die Illustrierten, so wie sie sind, **braucht**, und daß er sie im Grunde **auch nicht anders verdient**.

Folgende Anleihe aus den Argumentationsfiguren der frühen Massenpsychologie (vgl. Kap. 4.1) dient dazu, die Illustrierten in ihrer jetzigen Form zu legitimieren:

"JASPERS beschreibt die Überraschungen, als man davon ausging, breitere Bevölkerungsschichten systematisch zu untersuchen: Als zu Anfang des Jahrhunderts die Intelligenz- und Kenntnisprüfungen aufkamen, waren wir erstaunt, wie gering der Kenntnisstand war, abgesehen von den Spezialkenntnissen der je besonderen Berufe. Damals sagte ein Psychiater, verblüfft von den Ergebnissen: Normal ist leichter Schwachsinn." (S. 23)

Weil die Bevölkerung aus Schwachsinnigen besteht - überspitzt formuliert - sind ihnen die Produkte der Massenmedien angemessen. Dies enthebt dann natürlich den Wissenschaftler jeglicher Kritik, bzw.

er kann sich guten Gewissens für die Illustrierten entscheiden. (Sich selbst nimmt er natürlich von der 'tumben' Masse aus.)

Entsprechend kann natürlich auch keine Diskriminierung von Frauen in Illustrierten festgestellt werden. Das festgestellte Faktum der Unrepräsentiertheit von Frauen erfährt hier eine durchaus originelle Interpretation:

"Die Frauen sind also nach Ansicht der Illustriertenredakteure fotogener, aber doch nicht so fotogen, daß sie die Gleichberechtigung auf den Seiten der Illustrierten erreicht hätten ... Frauen erreichen zwar auf den Bildseiten nicht den ihnen zustehenden Anteil, wenn sie aber abgebildet werden, werden sie im Durchschnitt etwas größer gezeigt als Männer. Hier zeigt sich eine frauenfreundliche Tendenz." (S. 26)

In dieser Analyse wird die Technik der "**Personalisierung** gesellschaftlicher Tatbestände" (HOLZER, 1973, S.159) umstandslos für gut befunden. HOLZER hat diesen Tatbestand eingehend analysiert: So bestehen die Berichte über Prominenz in diversen Illustrierten darin, in einer geschickten Mixtur aus Alltäglichkeit und Traumwelt, den Lesern den Eindruck zu vermitteln, daß auch diese berühmten Personen aus dem öffentlichen Leben Sorgen "wie du und ich" haben, auch wenn sich deren Leben nicht in der beschränkten Alltagswelt abspielt.

Somit liefern diese Zeitschriften ihren Lesern Projektionen und Identifikationsobjekte. Das "persönliche Moment" emotionalisiert den Beitrag und verwandelt gesellschaftspolitische Themen in individuelle Lebensproblematiken.

In einen übergeordneten historischen Rahmen stellt dieses Verfahren SENNETT (1983), wonach

"Persönlichkeit (wurde) im letzten Jahrhundert zu einer Schlüsselkategorie um die dem menschlichen Leben immanente Bedeutung zu begreifen ..." (S. 177)

"Expressivität und außerordentliches Talent - so lautete die Formel für das Vordringen der Persönlichkeit in die öffentliche Sphäre." (S. 234)

Diese neue Betonung von "Persönlichkeit" - im Gegensatz etwa zur mittelalterlichen Weltansicht - nennt SENNETT einen "Mythos", aus dem die "Ideologie der Intimität" erwächst:

"Soziale Beziehungen jeder Art sind umso realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen der einzelnen kommen. Diese Ideologie der Intimität verwandelt alle politischen Kategorien in psychologische. Sie

definiert die Menschenfreundlichkeit einer Gesellschaft ohne Götter: Menschliche Wärme ist unser Gott." (S. 293)

Im gleichen Sinne wie HABERMAS (1975) bringt SENNETT diesen Intimitätskult in Zusammenhang mit dem Funktionsverlust von Öffentlichkeit: "Der Intimitätskult wird in dem Maße gefördert, wie die öffentliche Sphäre aufgegeben wird und leer zurückbleibt." (S. 25)

5.1.3 Das Bild der Frau in den Medien

5.1.3.1 Eine 'Traumwelt'

Ältere Untersuchungen zum Bild der Frau konstatieren besonders den **unrealistischen** Charakter der Darstellung von Frauen in Frauenzeitschriften. BECKER (1963) interpretiert die Wunschbilder, die die Illustrierten unkritisch aufgreifen, als "Kompensation der Versagungen, welche die soziale Ordnung den Frauen auferlegt".

Die illustrierte Traumwelt besteht aus jungen, prominenten Frauen, denen das Wesen der Arbeitswelt fremd ist. Wenn überhaupt, üben sie "Traumberufe" aus, wie z.B. Filmschauspielerin. Dies wird konfrontiert mit der sich in den Statistiken ausdrückenden Realität: "Die meisten berufstätigen Frauen waren kleine Angestellte und Arbeiterinnen." Hiervon ist jedoch in den Frauenzeitschriften fast nie die Rede.

"Der aus objektiven Gründen gewandelten Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft entspricht bisher keine realitätsgerechte Rollenbestimmung." (BECKER, 1963, S. 434)

Die Illustrierten helfen durch ihre produzierte Scheinwelt den unvollkommenen Zustand der Gesellschaft zu verdecken. Sie hätten jedoch Chancen als Massenmedium ersten Ranges eine realistische Weltansicht zu vermitteln:

Indem sie den Frauen in einer "hochtechnisierten Industriegesellschaft" Orientierungshilfen für ihre "tatsächliche Rolle in einer gewandelten Welt" geben. BECKER drückt die Hoffnung aus, daß Themen die "Frau und Beruf, die Familie in der modernen Gesellschaft, soziale Vorurteile gegenüber Frauen, politische Interessen" sich anbieten würden. "Material für solche Artikel haben die Sozialwissenschaften zur Verfügung gestellt" (es wird später zu untersuchen sein, wie dies in einem exemplarischen Fall ca. 20 Jahre später eingelöst wird, vgl. Kap. 5.2.1.).

Zu einem ähnlichen Resultat kommt die Analyse der "Kommunikationsstrategien 6 westdeutscher Frauenzeitschriften" von TROMMS-

DORFF (1969): Es wird kein "adäquates Leitbild einer vielseitig orientierten Frau" angeboten, sondern es wird an tradierten Vorstellungen festgehalten, wie der, daß die Frau ins Haus gehöre. DRÖGE (1972) sieht durch die Untersuchung TROMMSDORFFs folgendes als bewiesen an:

"Diese Untersuchung zeigt, daß die Vermittlung zwischen Individuellem und Allgemeinem, Privatem und Öffentlichem kommunikativ nicht geleistet wird (Die Frauenzeitschriften für die Unterschicht) konfrontieren die Leserin mit ihrer eigenen Misere und verklären sie. Statt aufzuklären" (S. 181)

Wie dieser Widerspruch - eine Misere darzustellen und damit zugleich verklären zu können - eingelöst wird, bleibe dahingestellt. Stattdessen findet das schon bei HOLZER konstatierte Verfahren der Konfrontation mit den eigenen Ansprüchen hier seine Anwendung.

5.1.3.2 Das modernisierte Frauenstereotyp

Eine dritte größere Untersuchung von Frauenzeitschriften liegt von LANGER-EL SAYED (1971) vor. Aus den Leseanalysen von 1967 zieht auch sie den Schluß, daß

"Mehr Leserinnen von Frauenzeitschriften jung, berufstätig und finanziell besser gestellt sind, als es dem Prozentsatz dieser Gruppen in der weiblichen Gesamtbevölkerung entspricht. (LANGER-EL SAYED, 1971, S. 24)

Vor diesem Hintergrund wiegt das Ergebnis ihrer Analyse besonders schwer, wonach die Frauenzeitschriften für sich in Anspruch nehmen, eine umfassende Unterrichtung der Frauen zu bieten und sie sich dann "nur auf den engen Raum der Interessen, den die traditionelle Geschlechterrolle der Frau in Heim und Familie schon immer gebilligt hat" beschränken.

Die Ergebnisse der Inhaltsanalyse der Frauenzeitschriften erbringen ansonsten ähnliche Tendenzen, wie in den anderen Studien: Die Frauen sind generell jung und schön, der Berufsbereich hat keinen besonderen Stellenwert, das "Wesen der Frau" scheint traditionell bestimmt, sie wird ausschließlich in einem privaten Bezugsrahmen geschildert. Allerdings wird eine gewisse **modernisierte Ausgabe** des traditionellen Stereotyps konstatiert, in dem die Pflicht zum eigenen Lebensgenuß und die gelockerten Sexualnormen betont werden. Die Frau wird als der Mittelschicht zugehörig betrachtet. Politik ist fast überhaupt kein Thema. Als allgemeines Resultat der Analyse wird festgehalten, daß zwischen dem ideologischen Bezugsrahmen zur

Einschätzung von Frauen und ihren sozialen Möglichkeiten in der allgemeinen Meinung und in den Frauenzeitschriften kein Unterschied besteht. Dies stellt diese Untersuchung allerdings in Gegensatz zu den anderen schon zitierten Studien, insofern LANGER-EL SAYED den Vorwurf des mangelnden Realitätsbezuges in Frage stellt. Sie vermutet vielmehr, daß die Frauenzeitschriften "eine sehr konkrete Beziehung zu dieser Wirklichkeit" haben. Dafür gilt ihr zum einen die sozialpsychologische These, wonach Menschen sich nicht gerne Mitteilungen aussetzen, die zu ihren eigenen Tendenzen im Widerspruch stehen. Zum anderen wird das "irreal anmutende Frauenbild" deshalb akzeptiert, weil seine Ausklammerungen sich auf diesbezügliche Leerstellen im allgemeinen Bewußtsein beziehen. "Es handelt sich leider um die richtige Widerspiegelung einer falschen Wirklichkeit." Damit machen die Frauenzeitschriften eine Diskrepanz deutlich zwischen den Zielvorstellungen einer Gesellschaft, die den Frauen formale gleiche Rechte einräumt, und einer gesellschaftlichen Realität, die diese Ansprüche (noch) nicht einlöst.

LANGER-EL SAYEDs Inhaltsanalyse mündet in der Forderung nach einer "Demokratisierung der Gesellschaft", vor allem im Erziehungsbereich. Mit dieser Forderung steht LANGER-EL SAYED in der Tradition kritischer Medien-Theoretiker: So kommt HOLZER (1967) in einem Exkurs seiner Arbeit "Illustrierte und Gesellschaft" über das Frauenbild zu dem Schluß, daß Frauenzeitschriften Instanzen bilden, die den Frauen in ihrem "Emanzipationskonflikt" Hilfe anbieten. HOLZER sieht eine Diskrepanz zwischen tradierter bürgerlicher Frauen- und Familienideologie und der tatsächlichen Lage der Frauen in der Gesellschaft. Er fordert den Abbau der Familienabhängigkeit der Frau und deren zunehmende Integration in die Arbeitswelt.

Das Bild der Frau stellt den "Wandel in der sozialen Rolle der Frau und seine Zwiespältigkeit" dar. Insoweit spiegeln die Frauenzeitschriften die Realität wider. Sie entschärfen aber "das soziale Problem der Emanzipation zu einem individualpsychischen" und interpretieren die Frauenrolle als Naturkategorie:

"Die Illustriertenfrau ist nicht die Frau von heute; sie trägt nur deren Gewand, um darunter verborgen desto unangefochtener den Geist von gestern zu verbreiten." (HOLZER, 1967, S. 236)

5.1.3.3 Unterrepräsentation von Frauen in den Medien

PROKOP (1979) äußert seine Unzufriedenheit mit den empirischen Inhaltsanalysen über das Bild der Frau in den Massenmedien, wobei stets die Frage im Vordergrund steht, in welchen charakteristischen Berufsrollen die Frau auftritt und inwieweit das ein realitätsgerechtes

Bild darstellt. So sind Ehe, Familie, Elternschaft die zentralen Lebensbereiche der Frau. Das Fernsehen gibt die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wieder. Allerdings hat in der letzten Zeit eine gewisse Verschiebung stattgefunden: Es gibt mehr Frauen im Fernsehen und sie werden in weniger stark stereotypen Frauenrollen dargestellt:

"Ärgerlich ist an den Inhaltsanalysen über die quantitativen Berufs- und Geschlechtsrollenrepräsentanz, daß hier der aufklärerische Anspruch so billig eingelöst wird (S. 73) ... Penetrant bestehen die meisten Inhaltsanalysen auf dem einfachsten Kriterium von Aufklärung: der Gauss'schen Normalkurve und sie beschränken sich in ihrem Interesse darauf, inwieweit dies oder jenes hiervon abweicht. Viele Inhaltsanalysen werden hier zu Rittern der statistischen Normalverteilung." (S. 63) Aber: "Keine gute Reportage ... bildet in ihren Werten, Vorstellungen und Interessen die Realität statistisch genau ab ... eine adäquate realitätsgerechte Darstellung bedeutet nicht eine statistisch genaue Abbildung."

Nun mag der Vergleich einer wissenschaftlichen Analyse mit einer Reportage unzulässig sein, ebenso wie der erkenntnistheoretische naive Anspruch der Adäquatheit von Wirklichkeit und Theorie (vgl. POPPER, 1973). Dennoch findet diese Kritik ihre Berechtigung darin, daß die bloße Feststellung der mangelhaften weiblichen Repräsentanz zweifelsohne zu wenig inhaltliche Aussage bedeutet.

Es handelt sich hier jedoch um ein wissenschaftlich verbreitetes Verfahren: So wird in einer relativ aktuellen Inhaltsanalyse von NEVERLA (1982) konstatiert, daß sich die gesellschaftliche Situation der Frau in den Medien zerrbildhaft widerspiegelt, und daß frauenrelevante Themen unterrepräsentiert sind. Als Erklärung wird hinzugefügt, daß dies auf die überwiegend durch die Männer geleistete Vermittlung der gesellschaftlichen Realität in den Medien zurückzuführen ist. Eine Veränderung wird allerdings auch bemerkt:

"Zwar ist neben das traditionelle Leitbild der Hausfrau und Mutter ein neues, modernes, aber eben auch verzerrtes Leitbild getreten, das der jungen, schönen, ledigen und scheinbar unabhängigen Frau, deren Hauptbeschäftigung und Problem die Beziehung zu dem Mann und die Entstehung einer Partnerbeziehung ist." (S. 187)

In diesem Zusammenhang weist NEVERLA auch auf die spezifische Funktion von Frauenzeitschriften hin, die die Frauen nach wie vor in ihrer Frauenrolle darstellen und ansprechen.

"Anders als Männer, die sozusagen als Normalfall der Gesellschaft gelten, werden Frauen von den Medien gerade in ihrer Frauenrolle dargestellt und angesprochen und zwar besonders im Zusammenhang mit den Frauenzeitschriften, deren redaktioneller Teil weitgehend vom Werbeumfeld geprägt ist" (S. 187) ... "In Frauenzeitschriften dagegen herrscht die Tendenz, Frauenemanzipation auf die Frage der Gleichberechtigung zu reduzieren, die weitgehend durchgesetzt und nur in Randbereichen verbesserungswürdig sei." (S. 188)

In ähnlichem Sinne argumentiert LEHR (1984), wonach der Realisierung von Gleichheitsbestrebungen

"Fest verankerte Rollenvorstellungen entgegen (arbeiten), wie sie heute ... in der Werbung und in Illustrierten zu finden sind; Frauenzeitschriften ... bieten eine Vielzahl überzeugender Belege tradierter Stereotype." (S. 271)

Hier werden also gleichfalls explizit Frauenzeitschriften als besonders rückschrittliche Medien ausgemacht, die ihren Adressaten keinerlei Emanzipationshilfen gewähren.

Für LEHR (1984) wäre es allerdings schon ein bedeutsamer Fortschritt, wenn wenigstens Gleichheitsbestrebungen realisiert würden, die eine zunehmende Verselbständigung der Frau bedeuten würden. Im Gegensatz dazu hat NEVERLA ein umfassenderes Verständnis davon, was Frauenemanzipation zu leisten hätte. Einig sind sich beide Autoren aber darin, daß die Frauenzeitschriften hier am allerwenigsten Fortschritte erbringen.

Selbst die **aktuellen** Inhaltsanalysen über Frauenzeitschriften (SCHMERL 1985) wiederholen im Grunde die altbekannte Tatsache der **Unterrepräsentiertheit** von Frauen in den Medien. SCHMERL stellt zwei Trends fest, eine "Annihilierung", d.h. Frauen finden keine Erwähnung, und die "Trivialisierung", d.h. Frauen werden im Zusammenhang mit Banalitäten, Unterhaltung und Sozialem dargestellt. Neu an dieser Inhaltsanalyse ist, daß sie relativ breit angelegt ist und zahlreiche Printmedien untersucht. Sie soll später bei der Analyse des SPIEGEL (Kap. 5.2.2) noch einmal genauer vorgestellt werden.

5.1.3.4 Das weibliche Publikum - Opfer oder Komplize?

Die aktuellste Analyse der Frauenzeitschriften stammt von DUSKE (1985). Sie konstatiert die außerordentliche Reichweite der Frauenzeitschriften - "Von 100 Frauen werden nur 8 nicht von einer Frauenzeitschrift erreicht" - ebenso wie die starke Ausbreitung der Werbung:

"Im Vordergrund steht das optimale Marketingkonzept. Die redaktionellen Inhalte haben nur Bedeutung als Umfeld für die Werbebotschaft. Die Leserin ist nur interessant als stabiler Faktor der Werbeanzeigen" (S. 103)

Im Unterschied zu den Männerzeitschriften, die ein breites fachliches Spektrum umfassen (Sport, Technik und so weiter) werden in den Frauenzeitschriften die Fraueninteressen auf "Kleider, Klatsch und Konsum" reduziert. Den kritischen Schluß auf die Rezipientinnen - schließlich kaufen die Frauen ja freiwillig diese Zeitschriften - mag die Autorin allerdings nicht ziehen.

Die Inhalte der Frauenzeitschriften "BRIGITTE", "PETRA" und "FREUNDIN" sind einfach - wer eine kennt, der "kennt sie alle" (S. 104). Die beiden Sozialwissenschaftlerinnen BENARD & SCHLAFER (1985) drücken dies als Kritik am weiblichen Publikum drastisch so aus:

"Die Themen der Frauenzeitschriften haben sich seit Jahrzehnten nicht geändert ... Es ist kaum zu glauben, daß sich Zeitschriften über Jahre halten können mit einer so schmalen inhaltlichen Palette. Jedes Jahr kommen sie wieder: Pille ja oder nein, die Spargeldiät, mein Freund verlangt von mir XY, was soll ich machen, Körper und Seele, nichts bleibt unbearbeitet, nichts darf ruhen, alles muß entschlackt, gehackt, verlängert, gekürzt, geknetet, gecremt, vor allem aber: verändert werden. Es ist nie in Ordnung. Wenn im Leben etwas schiefgeht, wenn man nicht zufrieden ist, dann hilft nur: an sich selbst herumwerken." (S. 85)

Diesen Anflug von Kritik an Frauen bzw. an dem Publikum, an das sich die Frauenzeitschriften richten, hat DUSKE nicht:

"Es ist nicht allein die Reduzierung von Leben auf Erlebtes oder die mangelnde politische Aufklärung, die diesen Blättern vorgeworfen werden muß ... Kritisiert werden muß, mit welchem Zynismus die Redaktionen und Verlage von Lebenshilfe sprechen und unbekümmert von Woche zu Woche daran arbeiten, sich ihr Werbepublikum zu erhalten. Wichtig ist dabei nur der Profit." (S. 117)

"Zynisch ist das redaktionelle Konzept dieser Blätter auch deswegen, weil gerade ihre Macher wissen müssen, welche wirklichen Probleme ihre Leser haben und welche Hoffnungen auf Hilfe sie in die Redaktionen setzen." (S. 118)

DUSKE unterstellt den Zeitschriftenmachern einen pädagogischen Auftrag, den sie um des Profites willen nicht einlösen. Damit schließt sie sich durchaus kommunikationstheoretischen Ansätzen an, wie sie z.B. KUNCZIK (1977) oder SCHENK (1978; 1983) vertreten: So konstatiert KUNCZIK für das Bewußtsein der Journalisten bezüglich des Publikums, daß "das Gewissen in dieser Hinsicht groß und das Wissen klein geschrieben ist." (S.85) Nach SCHENK werden die Einwirkungsmöglichkeiten der Massenkommunikationsmedien erheblich unterschätzt. Davon machen nun nach DUSKE die Redakteure der Frauenzeitschriften kaum Gebrauch bzw. überlassen das Feld der Beeinflußung lediglich der Werbung.

Das weibliche Publikum, dem sich ja der immense Verkaufserfolg der Frauenzeitschriften verdankt (vgl. auch ZUSTÄNDIGKEITEN, 1983) scheint nun durchaus diese Art von Lektüre zu schätzen und in den Frauenzeitschriften Bedürfnisse befriedigt zu finden, die sonst kein Medium bietet. Das bemerkte **verengte** Interessengebiet der Frauen sollte nun aber nicht im Sinne der "Omnipotenzhypothese" bzw. einer simplen Manipulationstheorie nur einer zynischen Werbung zur Last gelegt werden. Vielmehr verweist dies zum einen auf gesellschaftliche Verhältnisse, die ein solches "typisches" Fraueninteresse an Mode und Kleidung produzieren und zum anderen auf Motive des Leserpublikums, dies nachzufragen. Insofern ist DUSKE zu sehr einer "Opfertheorie" verhaftet, die dann am weiblichen Publikum, das sich als "aktiv kaufendes" betätigt, nichts mehr auszusetzen weiß.

5.2 Überprüfung des aktuellen Frauenbildes in zwei Printmedien

Die Inhaltsanalysen zum Thema 'Bild der Frau in den Frauenzeitschriften' konstatieren zum einen, daß immer noch traditionelle Frauenleitbilder verbreitet werden (LEHR, 1981; NEVERLA, 1982). Zum anderen aber sehen sie auch Änderungen und Tendenzen, die die junge, dynamische, berufstätige Frau als neues Leitbild erscheinen lassen (LANGER-EL-SAYED, 1971).

SCHMERL spricht noch 1982 von überwiegend konservativen und geschlechtstypischen Anschauungsmodellen in den Medien. Der SECHSTE JUGENDBERICHT (1984) rät deshalb u.a. zu einer Überprüfung des Mädchen- und Frauenbildes in den Medien.

Kurz einige Bemerkungen zur Methode der Inhaltsanalyse: Sie hat als eigenständiges Verfahren ungeahnte Publizität erfahren (vgl. z.B. RITSERT, 1972; RUST, 1983; MERTEN, 1983; LISCH & KRIZ,

1978). Ähnlich wie GRAUMANN (1972) den Begriff Kommunikation als "ubiquitär" bezeichnet, konstatiert MERTEN (1983) für die Inhaltsanalyse, daß sie im Grunde einen diffusen Begriff darstellt.

Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn RUST (1983) die Inhaltsanalyse als eine "inhaltliche Auswahl aus einem prinzipiell unendlichen Universum von Aspekten" definiert.

Mittlerweile wird die Inhaltsanalyse nicht nur zur Analyse von Massenkommunikationsmitteln benutzt, sondern auch zur Auswertung von interpersoneller Kommunikation (RUST, 1983). Allerdings gehen nur LISCH & KRIZ (1978) so weit, die Inhaltsanalyse als ein zentrales Modell zur Erfassung sozialwissenschaftlicher Realität zu bezeichnen.

Im **psychologischen** Methodenarsenal jedenfalls wird der Inhaltsanalyse ein wesentlich bescheidenerer Platz eingeräumt (vgl. z.B. BORTZ, 1984). Hier rangiert die Inhaltsanalyse als **non-reaktives Verfahren**, mit dem Ziel "durch Auszählung einzelner Textelemente ... die spezifische Qualität eines Textes zu bestimmen" (S. 235). Die Aussagen der Inhaltsanalyse werden als hypothetisch bezeichnet, die einer weiteren Untersuchung bedürfen.

Der alte Streit um quantitative versus qualitative Inhaltsanalyse gilt mittlerweile als Scheinproblem (KUNCZIK, 1977). LISCH & KRIZ (1978) halten den alten Streit zwischen BERELSON und KRACAUER im Grunde genommen für ein Mißverständnis. Nur der quantitativen Inhaltsanalyse wissenschaftliche Qualitäten zuzusprechen und die qualitative Inhaltsanalyse als unsystematisch hinzustellen, halten die Autoren für eine unsinnige Dichotomie. Daran ist allerdings die Definition von BERELSON nicht ganz unschuldig:

"content analysis is a research technic for the objective, systematic and quantitative description of the manifest content of communication." (BERELSON, 1971, S. 18)

Daß die qualitativen Forscher keine Zahlenphobiker sind, ebenso wenig wie sie ein unsystematisches Vorgehen befürworten, zeigt folgendes Zitat von KRACAUER (1972):

"Qualitative Analyse unterscheidet sich definitionsgemäß von quantitativer Analyse dadurch, daß sie ihre Ausführungen ohne besondere Rücksicht auf Häufigkeiten vornimmt. Was allein in qualitativer Analyse zählt ... ist die Auswahl und rationale Organisation solcher Kategorien als Niederschlag der realen Bedeutungen eines gegebenen Textes, wobei das Prüfen haltbarer Thesen und Hypothesen zu berücksichtigen bleibt. Diese Kategorien können Auszählungen veranlassen ..." (S. 56)

Den "Qualitativen" wird auch zugute gehalten (MERTEN, 1983), daß sie im Gegensatz zu den quantitativen Forschern - die notwendig selektiv vorgehen - den Kontext mit berücksichtigen, und daß "die Subjektivität, alles andere als ein Hindernis, in Wahrheit unabdingbar zur Analyse der Materialien ..." (KRACAUER, 1972, S. 58) ist.

Zum Kategoriensystem, dem große Bedeutung beigemessen wird, sei eine alte Einsicht des Philosophen HEGEL angemerkt:

"Die Grundtäuschung im wissenschaftlichen Empirismus ist immer diese, daß er die metaphysischen Kategorien von Materie, Kraft ohnehin von Einem, Vielem, Allgemeinheit, und Unendlichem usw. gebraucht, ferner am Faden solcher Kategorien fortschließt, dabei die Formen des Schließens voraussetzt und anwendet und bei allem nicht weiß, daß er selbst so Metaphysik enthält und treibt und jene Kategorien und deren Verbindungen auf eine völlig unkritische und bewußtlose Weise gebraucht." (HEGEL, Enzyklopädie, 1970, 1, Erstausgabe 1817. S. 108)

Demnach beinhaltet das Kategoriensystem einen Widerspruch, nämlich vorab das festzulegen, was doch erst das Studium des jeweiligen Inhaltes erbringen kann.

Für die nachfolgende Inhaltsanalyse gilt, daß sie quantitative und qualitative Elemente enthält. Die Quantifizierung³² beschränkt sich auf Häufigkeitsauszählungen, die **problemgeleitet** vollzogen werden. Die Textpassagen bzw. Themen, die häufig auftreten, werden als Indikatoren dafür gewertet, daß das Lesepublikum - das als aktives postuliert wird, auch wenn sich die Aktivität nur im Kaufakt ausdrückt - diese Themen und Problembereiche besonders schätzt. Eine **qualitative** Analyse dieser ausgewählten Textpassagen soll dann weitere **inhaltliche** Merkmale ermitteln, die wieder Rückschlüsse auf Kommunikator- und Rezipientenbedürfnisse, -motive, -einstellungen und -werthaltungen erlauben.

5.2.1 Das Berufsjournal der Frauenzeitschrift FREUNDIN

Nun hat die Frauenzeitschrift FREUNDIN seit 1981 den Versuch gestartet, ein "Berufsjournal" innerhalb einer Frauenzeitschrift vierseitig zu gestalten (Mitteilungen der Redaktion, 1985).

Die redaktionellen Inhalte der gesamten Zeitschrift sind durchaus noch im Stile der traditionellen Frauenzeitschriften: (vgl. FREUNDIN-INFORMATION, 1984). So wird in einer Analyse der Leser bezüglich der Wünsche und Ziele, Einstellungen und Themeninteressen festgestellt, daß Mode und Aussehen überwiegen. Dies deckt sich

auch mit dem redaktionellen Angebot. FREUNDIN bezeichnet sich selber als "Servicezeitschrift", die praktische und psychologische Lebenshilfe gibt. Zur Dialektik von Medium und Rezipientinnen vermerkt sie folgendes: "FREUNDIN-Leserinnen sind offen, begeisterungsfähig, spontan und aufgeschlossen für alles Neue. Sie genießen es, ihrer Zeit ein Stück voraus zu sein" (S. 2). Die Bestätigung dieses Publikumslobes zeigt die seit 7 Jahren steigende Auflage.

Die Mehrzahl der FREUNDIN-Leserinnen ist zwischen 20 und 29 Jahre alt, sie hat Volksschule mit Lehre oder eine weiterführende Schule besucht. 46% aller Leserinnen sind berufstätig. Entsprechend liegen dann "die Leserschaftsschwerpunkte bei jungen, einkommensstarken Frauen, die ein hohes Bildungsniveau aufweisen." (S. 8, FREUNDIN-INFORMATION, 1984).

Die erste Durchsicht des Berufsjournal ergab eine erkleckliche Themenvielfalt, wobei sich ausgesprochen sachliche Tips und Aufsätze mit sehr psychologisch orientierten Artikeln mischen. Dies etwas genauer zu analysieren soll Gegenstand der Inhaltsanalyse sein. Welche Themen überwiegen, wie wird die Berufswelt dargestellt und welche Psychologie wird bemüht?

Grundlage der Analyse bilden 56 Texte aus dem Jahre 1983 und 115 Texte aus dem Jahre 1984. Die originalen Textüberschriften sowie die Untertitel wurden als erste Indikatoren für die inhaltliche Thematik genommen, die im Text ausgedrückt werden soll, und stellen somit den Ausgangspunkt für das **Kategoriensystem** dar.

1983 wurden die folgenden Kategorien gebildet: Karriere, Recht, Aufklärung, Berufe, Job, Psychologie, Probleme, Familie und Tips. 1984 kamen noch zwei weitere Kategorien - Erfahrungen und Interviews hinzu.³³

Unter "Recht, Aufklärung und Tips" sollten vorwiegend solche Texte subsumiert werden, die einen betont sachlichen und ratgeberischen Charakter in praktischen Lebensfragen beinhalten. In der Kategorie Berufe stellen die Texte jeweils einen Beruf ausführlich dar, während in der Kategorie Job mehr das schnelle Geldverdienen gemeint ist. In die Kategorie Karriere sollten speziell solche Texte fallen, die beruflichen Aufstieg zum Thema haben. Texte, die unter die Rubrik Familie fallen, behandeln entsprechend Familiäres. Hier ergaben sich bei der Zuordnung gewisse Überschneidungen zur Kategorie Probleme: Vielfach ist Familie für Frauen ein Problem bzw. wird als solches besprochen (Doppelrolle u.a.). Texte, die unter die Problemkategorie subsumiert werden sollten, zeichnen sich dadurch aus, daß sie ein Problem aus dem Berufsalltag beschreiben und dafür dann - vielfach psychologische - Lösungsmethoden vorschlagen (vgl. z.B. Text 3/84)³⁴

Ein Text fällt dann unter die Kategorie Psychologie, wenn schon der Ausgangspunkt Psychologie ist, d.h. eine Verhaltensweise thematisiert wird, z.B. Text 1/83 "Mut und Selbstbewußtsein am Arbeitsplatz".

	Karriere	Recht	Aufklärung	Berufe	Job	Psychologie
1983						
(N=56)	6	5		5	4	7
Prozent	10,7	8,9	8,9	8,9	7,2	12,5
1984						
(N=115)	10	6	9	3	11	13
Prozent	8,7	5,2	7,8	2,6	9,6	11,3

	Probleme	Familie	Tips	Interview	Erfahrung
1983					
(N=56)	7	6	11	-	-
Prozent	12,5	10,7	19,7		
1984					
(N=115)	29	8	20	2	4
Prozent	25,2	7	17,4	1,7	3,5%

Tab. 1: Die prozentuale Verteilung der Texte auf die Kategorien.

Tabelle 1 zeigt die prozentuale Verteilung der Texte auf die Kategorien. Es ergab sich, daß Kategorien wie Tips, Probleme und Psychologie 1983 den größten Teil ausmachen. 1984 ist es dann vor allem die Kategorie Probleme, unter die die meisten Texte fallen.

In der nachfolgenden inhaltlichen Auswertung sollen bevorzugt die Kategorien **Problem** und **Psychologie** berücksichtigt werden.

5.2.1.1 Die Botschaft der Fallbeispiele

Bei der intensiven Lektüre der Texte erfolgte eine weitere Differenzierung: Es zeigte sich, daß insbesondere in der Kategorie Karriere, aber auch bei den Kategorien Erfahrung, Familie und Tips das Vorführen eines **Fallbeispiels** die beliebteste Methode der Darstellung

war. Deshalb wurde dies als neue übergeordnete Kategorie eingeführt, wobei die ursprüngliche Kategorieneinteilung beibehalten wurde.

Die Textaufbereitung in Abhängigkeit von der "Oberkategorie" Fallbeispiel ergab meist folgende typische Struktur:

Vorher	Nachher	Merke
87 Mitfahrer- zentrale Sekretärin (3,w) Reisebürokauffrau (3,w)	Selbständig/ noch kein Geschäft	Hoffnung, "daß in 2 Jahren ein Verdienst übrigbleibt
99 Unterneh- merinnen Amerikanistik (6,s) BWL-Stu- dentinnen (6,w)	Unternehmen im Technologie- zentrum Berlin	"2 Frauen haben Grund zur Freude: ihr Engagement wurde mit Erfolg belohnt

Abb. 1: Textbeispiel für die Textaufbereitung eines Fallbeispiels.

Neben die Kennziffer des Textes tritt das Stichwort, das knapp den Inhalt des Textes andeutet. In vielen Fallbeispielen werden berufliche Entwicklungen beschrieben. Dies wurde bei der Textaufbereitung in ein "vorher"- "nachher" formalisiert. Dabei wurde der jeweilige berufliche Status festgehalten. Dieses Verfahren bot sich somit gleichsam für eine systematische Auswertung der Berufe nach Schicht und Berufsrichtung an (vgl. nächstes Kapitel). "Merke" hält im wörtlichen Zitat die moralische Quintessenz fest.

Wie sich aus Tabelle 2 entnehmen läßt, ist die Kategorie 'Karriere' unter den Fallbeispielen am häufigsten vertreten.

Fallbeispiele 1984

	Karriere	Job	Psychologie	Tip	Familie	Erfahrung
Text (N=23)	11	4	2	1	3	2

Fallbeispiele 1983

	Familie	Karriere	Tip	Berufe
Text (N=7)	4	1	1	1

Tab. 2: Die Verteilung der Kategorien bei den Fallbeispielen.

Die inhaltliche Analyse der jeweiligen Texte wird allerdings im folgenden zeigen, daß unter dem Stichwort "Karriere" keinesfalls traumhafte bzw. raketenhafte Aufstiege von Frauen in bedeutsame Führungspositionen geschildert werden. Vielmehr fallen unter die Karrierebeispiele Fälle, in denen sich Frauen selbständig gemacht haben oder Fälle einer erfolgreichen Umschulung. In all diesen Fällen wird durchaus eindringlich und deutlich geschildert, daß der Erfolg den Frauen nicht in den Schoß gefallen ist, sondern daß harte Arbeit dahintersteckte.

Schichtzugehörigkeit und Berufsrichtung

Zunächst wurde in der Reihe der Fallbeispiele vor allem die Schichtzugehörigkeit anhand der genannten Berufe überprüft. Dies war nur bei den Fallbeispielen möglich, da diese in den allermeisten Fällen konkrete Berufe und Berufsschicksale von Frauen beschreiben. Bei der Analyse wurde auf das bewährte Einstufungsschema von KLEINING & MOORE (1968) zur Ermittlung des sozialen Status zurückgegriffen (vgl. v. ROSENSTIEL u.a., 1983; 1985).

Dieses Klassifikationssystem ist zugleich das Kriterium für die Schichteneinteilung, die fünfstufig erfolgt: 1 sind die ranghöchsten Berufe und werden der Oberschicht zugeordnet, 2 bedeutet obere Mittelschicht, 3 ist untere Mittelschicht, 4 die obere Unterschicht und 5 die Unterschicht und entspricht der rangniedrigsten Berufsgruppe. Dieses Schema basiert auf einer sozialen Selbsteinstufung und ist nicht mit der in der amtlichen Statistik üblichen Zuordnung gleichzusetzen,

die für sozialwissenschaftliche Analysen nur begrenzt tauglich erscheint. Zusätzlich wurden noch 3 Kategorien gebildet: 6 bedeutet Student, 7 bedeutet arbeitslos und 8 bedeutet Hausfrau.

Tabelle 3 zeigt die Schichtzugehörigkeit der in den Fallbeispielen genannten Berufe:

	Text	Prozent
1 Oberschicht	--	
2 Obere Mittelschicht	20	18,0%
3 Mittelschicht	60	54,1%
4 Untere Mittelschicht	16	14,4%
5 Unterschicht	--	
6 Hausfrau	8	7,2%
7 Student	4	3,6%
8 Arbeitslos	3	2,7%

N Berufsnennungen	111	100 %

Tab. 3: Schichtzugehörigkeit der Fallbeispiele.

Es stellt sich sehr deutlich heraus, daß die **Mittelschicht** überwiegend vertreten ist. Dies bestätigt die Analyse von DUSKE (1985), die für den gesamten Inhalt der Zeitschrift FREUNDIN eine starke Mittelschichtlastigkeit feststellt.

Gleichzeitig mit der Einteilung der vorgestellten Berufe in die Schichtkategorien wurde auch die jeweilige **Berufsrichtung** der Fälle eingestuft. Dieses Klassifikationsschema lehnt sich an die grobe Einteilung der Studien- und Ausbildungsrichtungen (Technik, Wirtschaft, Sozial) bei v. ROSENSTIEL u.a. (1985) an. Es wurden hierzu folgende Kategorien gebildet: Wirtschaft (w), Technik (t), Sozial (s), Künstlerisch (k), übrige (ü). Tabelle 4 zeigt die prozentuale Verteilung der Berufsrichtung in den Fallbeispielen:

	Text	Prozent
Wirtschaftlich	45	45,5%
Technisch	5	5,0%
Sozial	26	26,2%
Künstlerisch	6	6,1%
Übrige	17	17,2%

N Berufsnennungen	99	100,0%

Tab. 4: Berufsrichtung der Fallbeispiele (FREUNDIN-Texte)

Für die jeweilige Ausrichtung der Berufe ergibt sich, daß wirtschaftliche Berufe am stärksten vertreten sind, während Berufe, die eher technisch ausgerichtet sind, am geringsten vertreten sind. Dies ist ein Indikator dafür, daß sich die Zeitschrift an der Realität, wie sie für Frauen zutrifft, ausrichtet. Demnach suchen sich Frauen immer noch relativ wenig in technischen Bereichen Ausbildungsplätze bzw. sind auch in diesem Bereich sehr gering vertreten, obwohl zunehmend öffentliche Appelle den Frauen einen Bewußtseinswandel anempfehlen (vgl. STIEGLER & BRANDHERM-BÖHMKE, 1985).

Traumziel: Selbständigkeit

Eine besondere Rolle spielt die häufig dargestellte Möglichkeit dessen, daß man sich **selbständig** macht. In den geschilderten Fallbeispielen taucht diese Möglichkeit insgesamt siebenmal auf. In den entsprechenden Texten 1984 (87, 99, 103, 111, 26, 33, 58) wird die Selbständigkeit keineswegs in rosigen Farben geschildert, ganz im Gegenteil: Unter der Hand wird klar, daß die Betroffenen zumindest am Anfang sehr harte Arbeit leisten mußten und sich z. T. immer noch in einer Phase befinden, in der sie von diesem eigenen Unternehmen sich noch nicht ernähren können.

So haben sich eine Sekretärin und eine Reisekauffrau (Text 87/84) sich durch die Gründung einer Mitfahrerzentrale selbständig gemacht. Unter "Merke" wird deren Hoffnung "daß in zwei Jahren ein Verdienst übrigbleibt" angeführt. Studentinnen betätigen sich unternehmerisch (Text 99/84) und FREUNDIN kommentiert: "Zwei Frauen haben Grund zur Freude: Ihr Engagement wurde mit Erfolg belohnt." In Text 103/84 läßt FREUNDIN eine Boutiqueverkäuferin die selb-

ständige Handelsvertreterin in Textilien wurde, verkünden: "Es ist einfach toll, unabhängig zu sein."

Eine Tendenz zur Beschreibung auch der weniger rosigen Seiten aus dem Berufsleben zeigen die Texte 46/84 und 10/83: Text 46 bespricht das Problem der 'Überqualifikation', das den verengten Arbeitsmarkt kennzeichnet. Die betreffenden Fälle haben zunächst einmal mit einem weniger qualifizierten Arbeitsplatz Vorlieb genommen, wenngleich die Hoffnung auf Aufstieg noch nicht aufgegeben wurde. Text 10/83 beschreibt Berufe in der Werbung, die den Betroffenen kaum Zeit für ein Privatleben lassen.

Dennoch ist stets das Resümee ein äußerst **positives** bzw. werden von den Betroffenen nahezu überschwengliche Kommentierungen berichtet. Zumindest sind sie der Hoffnung, daß sich ihre Anstrengungen irgendwann einmal auszahlen werden.

Das häufig anzutreffende Faktum, das stets am Fallbeispiel die Botschaft des "gebremsten Realismus" bzw. der "hoffnungsvollen Hoffnungslosigkeit" verkündet wird, bestätigt die Analyse HOLZERS (1973), der die Technik der **Personalisierung** am Beispiel von Themen aus der Politik in den Massenmedien beschrieb. Im Falle der FREUNDIN sind die Fälle **per se** "Menschen wie du und ich": Junge Frauen, die Mut und Initiative trotz widriger Umstände zeigen. Dies läßt für das Leserpublikum Bedürfnisse nach einer Identifikation mit solchen Positivfällen vermuten.

Die moralische Botschaft: Hoffnung

Fast jeder Text enthält in grafisch herausgehobener Form ein "Merke", das sozusagen die moralische Quintessenz des dargestellten Falles oder Problems betont. Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß trotz nicht zu leugnender Anstrengungen und Schwierigkeiten, die auch in den Fallbeispielen jeweils relativ ausführlich dargestellt werden, besonders die Frauen den Kopf nicht hängen lassen sollen und sich sozusagen **ohne Illusion dennoch Hoffnungen** machen sollen.

Text 40/84 betont den "Mut", Text 69/84 faßt in der Selbstaussage der Betroffenen zusammen "wir sind optimistisch". Text 94/84 läßt Taxifahrerinnen sagen, daß sie "lernten sich zu wehren". Text 10/83, der Berufe in der Werbung vorstellt und die große Konkurrenz, die in der Branche herrscht, hervorstreicht, läßt drei Frauen, die in dieser Branche tätig sind, resümieren, daß ihnen die Arbeit trotzdem Spaß macht. Umschülerinnen - Text 89/84 - sagen, daß es sich gelohnt hat, daß sie noch nicht resigniert haben und daß der Job ihnen gefällt. Text 46/84 beschreibt unter dem Schlagwort "Einstieg unter Wert" Frauen, die in ihrem gelernten Beruf keine Arbeit gefunden

haben und deshalb in einen unterqualifizierten Beruf eingestiegen sind, daß die Zeit hart, "aber auch toll und sehr wichtig" war .

Hier tritt eine eher realistisch-pessimistische Sicht der Arbeitswelt zu Tage, die aber stets in aufmunternden Sätzen endet: Letztendlich hatte doch jede Anstrengung ihren Sinn.

Ein Fall weiblicher Führungskraft

Der Text 113/84 "Ich habe zum ersten Mal eine Chefin" schildert Erlebnisse von Frauen mit einer weiblichen Führungskraft. Hierzu werden vier Fallbeispiele bemüht, die allesamt - nach anfänglichen Zweifeln - Positives zu berichten wissen.

Die Absicht des Berichtes ist klar ersichtlich: "FREUNDIN" steht voll auf der Seite einer weiblichen Führungskraft und spricht dieser weitaus bessere Fähigkeiten im Umgang mit ihren Untergebenen zu. Die Chefin lobt ihre Untergebenen, sie ist äußerst teamfreudig und kooperativ, sie hat Vertrauen in die Mitarbeiterinnen und sie beharrt auf einem partnerschaftlichen Führungsstil. Der Erfolg und die Effektivität dieser Art Führung wird besonders deutlich im Fall der Chefsekretärin: Dies ist in gewisser Weise ein Prototyp **gelingener Manipulation**: Die Untergebene obliegt ihrer Pflicht mit Begeisterung, nachdem die Chefin ihr ein kooperatives Angebot gemacht hat:

"Die Sache mit dem Kaffeekochen zum Beispiel, meine männlichen Chefs hatten das immer ganz selbstverständlich gefunden. **Ganz anders meine Chefin.** Sie sagte: 'Kommen Sie, das kann ich doch selber, deshalb sind Sie doch nicht hier.' Ich war erst mal platt und habe darauf bestanden, es nun gerade zu machen. Jetzt genießt sie es, was wiederum mich freut."

Zwar gibt es äußerst wenige Frauen im Management, doch inwiefern Frauen, wenn sie Führungskräfte sind, dann auch sozusagen bessere und humanere Führungskräfte sind, bleibt dahingestellt. Es gibt durchaus Vermutungen, daß Frauen, wenn sie in solche Posten hineinwachsen, sich den dort vorherrschenden Standards anpassen müssen:

"There continue to be strong beliefs, which we not supported by research data, about differences in personality traits and leadership styles between female leaders and their male counterparts. Thus contrary to popular beliefs, female leaders are not more emotional and suggestible, or less decisive, aggressive and objective than male leaders." (NIEVA & GUTEK, 1981, S. 91).

An dem FREUNDIN-Textbeispiel ist die Absicht allerdings ziemlich klar: Sie bemüht sich an allen Punkten die Frauen als die im

Grunde fähigeren und besseren Menschen darzustellen. Auf der anderen Seite unterstellt sie bei ihren Leserinnen ein antiquiertes und frauenfeindliches Bild. Dagegen meint sie nun durch dieses rundum positive Beispiel vorgehen zu müssen. Es wird sich noch an den anderen Textbeispielen unter den Kategorien **Psychologie** und **Problem** wiederfinden, daß die Zeitschrift in gewisser Weise einen Kampf gegen veraltete Tugenden ihrer Leserinnen führt, und ihnen eine **modernisierte Moral** vorschlägt. PROSS (1984) wendet gegen feministische Hoffnungen, daß Frauen für mehr Menschlichkeit in der Politik sorgen könnten, ein:

"Einige feministische Wortführerinnen sagen, Frauen müßten mehr an der politischen Macht beteiligt werden, um die Politik menschlicher zu machen ... Diese Erwartung ist illusionär. Sie verkennt gleichermaßen die Eigengesetzlichkeiten des politischen Betriebes wie die Prägung von Persönlichkeitsstrukturen durch ihn... Wenn Frauen geringeren Ehrgeiz und bescheidenere Machtwünsche haben, geht das auf ihre Erziehung und den Mangel an Chancen der Machtausübung zurück ... Die Forderungen nach stärkerer weiblicher Beteiligung an der politischen Macht läßt sich alleine durch Berufung auf die Prinzipien der Demokratie sinnvoll begründen..." (S. 508)

Dasselbe könnte ebenso für die Strukturen in der Arbeitswelt zutreffen, wengleich andere Sozialwissenschaftler (z. B. STIEGLER, 1982) mit einer vermehrten Frauenpräsenz Hoffnungen für eine Verbesserung der Arbeitswelt verknüpfen:

"Die bisherigen Erkenntnisse lassen jedoch hoffen, daß wenigstens in Teilbereichen die sogenannten Schwächen der Frauen zwar stärker werden können, damit menschlichere und befriedigendere Arbeitssituationen geschaffen werden." (S. 87)

Problem: Beruf und Familie

Die einzigen Textbeispiele (23/83, 15/83 und 104/84), die einen weniger optimistischen Charakter haben, sind Fallbeispiele, in denen das Problem Frau und Kind bzw. Familie angesprochen wird. Fast in jedem Fallbeispiel haben sich die Frauen nach der Schwangerschaft beruflich verschlechtert. Z.T. nehmen sie wie im Text 15/83 große Anstrengungen auf sich. Sie leisten Nachtarbeit der Kinder wegen und können dies auch oft nicht in ihrem angestammten Beruf tun.

Die Tatsache, daß man am Arbeitsplatz schwanger wird, erweckt - folgt man den Fallbeispielen - keineswegs Freude. Es werden vorwiegend negative Reaktionen aus der Arbeitswelt berichtet. Dies belegt den von der Zeitschrift vertretenen "Realismus" in Sachen 'Frau und

Beruf'. Kind und Erwerbstätigkeit unter einen Hut zu bringen, zieht für viele Frauen Nachteile mit sich, besonders bei geringem Einkommen des Mannes (SCHWARZ, 1981).

"Die Freude auf das Wunschkind ist riesengroß. Aber es gibt auch bange Gedanken. ... Beruf und Kind müssen unter einen Hut gebracht werden. Wie wird das gehen?" (Text 104/84)

Auch das alte Rollenverständnis ist der 'FREUNDIN' ein Dorn im Auge. Theoretisch, d.h. indem wissenschaftliche Kapazitäten zitiert werden, führt sie es als längst veraltet und überholt vor:

"das alte Rollenverständnis ... hat seine Gültigkeit verloren. Trotzdem wird vielfach davon ausgegangen, daß auch keine berufstätige Frau hauptsächlich für Küche und Kinder zuständig ist. ... (dies widerspricht) einer wünschenswerten ausgewogenen Aufgabenteilung in Familie und Beruf...(diskutiert auf europ. Konferenz ... Dr. Rita Süßmuth) ... daß sowohl der Mann als auch die Frau das Recht haben muß, an verschiedenen Lebensbereichen, an Familie und Beruf also, gleichgewichtig teilzuhaben." (Text 61/84)

Die Fallbeispiele, die die FREUNDIN zur Veranschaulichung bringt, zeigen allerdings verschiedene Umgangsformen mit dem Problem: So löst ein Ärzteehepaar das Problem "Frau, Kind und Beruf" so, daß die Frau halbtags arbeitet und eine Kinderfrau eingestellt wird; ein Ehepaar, bei dem beide Partner voll berufstätig sind, hat eine Oma, die sich um das Kind kümmern kann. Einzig ein Ehepaar, das gemäß dem Schichtschema von KLEINING & MOORE (1968) der unteren Schicht angehören würde (Er: Fernfahrer; Sie: Phonotypistin) verfährt nach der traditionellen Rollenteilung, d.h. die Frau ist Hausfrau und der Mann Geldverdiener. Der Leser verfügt also über verschiedene Modellangebote, mit denen er sich identifizieren kann.

5.2.1.2 Die Qualität der Probleme: Zwischenmenschliches

Betrachtet man die unter die Kategorie Probleme subsumierten Texte daraufhin, welche Probleme nun in der Hauptsache im Beruf bzw. in der Arbeit dargestellt und besprochen werden, so ist dies zweifelsohne vor allem die Kollegin bzw. der Kollege. Die Kollegen sticheln (49/83), die Kollegin ist zu nett (86/84), der Kollege klaut Ideen (3/84), der Kollege schnorrt (14/84), der Kollege ist brummig (20/84), die Kollegin nagt und ist neidisch (31/84), eine penible Kollegin muß mit einer schlampigen Kollegin zusammenarbeiten (42/84), die neue Kollegin entpuppt sich als Nervensäge (47/84), die Kollegin

ist aufdringlich (59/84) und schließlich Text 63/84, der generell das Problem "mit Frauen zusammenzuarbeiten" thematisiert hat und der gesondert behandelt werden soll. Das bedeutet, daß besonders der **zwischenmenschliche Bereich** im Betrieb angesprochen und als Problemfall ausgemacht wird. Organisatorische Rahmenbedingungen wie z. B. spezielle Arbeitsbedingungen, Rechte, Lohn usw. werden hingegen sehr viel seltener thematisiert. Weitere Problemstichpunkte sind dann die Familie und der Partner.

Möglicherweise kommt die FREUNDIN damit einem Bedürfnis ihrer Leserinnen entgegen, ihre in den Betrieben nicht weiter beachteten Gefühle zumindestens hier in dieser Form wiederzufinden bzw. wieder kommentiert zu sehen.

"Organisationen sind aufgaben- und tatsachenorientiert. Objektive Leistungen werden hoch bewertet, Gefühle dagegen wenig beachtet. Gefühle lassen sich jedoch nicht vermeiden. Zwischen den Organisationsmitgliedern bestehen die vielfältigsten gefühlsmäßigen Beziehungen: Zuneigung, Feindschaft, Vertrauen, Mißtrauen usw.. Über diese Beziehungen wird kaum gesprochen ... sie gehen gewöhnlich in die objektive Beziehung ein und verursachen Schwierigkeiten: Rachegefühl und Antipathie werden in sachlichen Konflikten ausgetragen." (v. ROSENSTIEL u.a., 1972, S. 93)

Genau für diese in den Organisationen zumeist mißachteten Gefühle zeigt die FREUNDIN ein offenes Ohr. Allerdings ist sie mit diesen von ihr selbst zunächst einmal behaupteten Problempunkten nicht zufrieden. Sie versucht diese in der Alltagssprache charakterisierten Eigenschaften und Eigenarten in ein psychologisierendes Vokabular umzusetzen. Dies geschieht, indem sie das Problem analysiert und ihre Lösungsvorschläge dafür gibt. Betrachtet man zunächst einmal generell die Art der Lösungsvorschläge, so muß man feststellen, daß überaus häufig der Vorschlag kommt, doch ein offenes **Gespräch** mit dem betreffenden Kollegen zu führen. Im Handbuch der Organisationspsychologie (MOSER, 1980) wird dieser Sachverhalt mit "Interpersonale Konflikte" betitelt. Neben der Betonung daß "Aussprachen eine Interaktion kennzeichnen" (S. 735) wird darauf verwiesen, daß "Fragen der zwischenmenschlichen Beziehungen nicht nur besprochen werden" sollen. FREUNDIN verbleibt auf der ersten Stufe.

So gibt FREUNDIN im Falle eines schnorrenden Kollegen den Tip (Text 14/84) ein "sachliches Gespräch" zu führen. Das diesem Fall zugrunde liegende Problem kennzeichnet die FREUNDIN delikaterweise so: "Wie also wehrt man sich gegen Schnorrer, ohne selbst als Erb-

senzähler dazustehen", d.h. wie schaffe ich es trotz Kritik gut dazustehen. (Vgl. Text 14, 86, 42, 47, 59, 95 von 1984 und Text 24/83).

Zu den Lösungsvorschlägen führen Erklärungen hin, die sich häufig wissenschaftlicher, insbesondere psychologischer Autorität versichern. So kolportiert Text 63/84 Frauenklagen, die Schwierigkeiten im gar nicht schweesterlichen Umgang miteinander beschreiben:

"Frauen beklagen sich über Frauen: Sie seien zickig, mißgünstig, hinterhältig, unsachlich, nur auf den eigenen Vorteil bedacht."

Dazu wird eine wissenschaftliche Untersuchung zitiert, wonach "die Fähigkeit zu fairer, sachlicher, positiver Zusammenarbeit in gleichem Maße steigt, wie das Selbstwertgefühl wächst". Entsprechend wird bezüglich der sich beklagenden Frauen ein Defizit beim Selbstbewußtsein vermutet.

Aufklärungsarbeit durch Psychologie

Schon die Häufigkeit, mit der vorwiegend Zwischenmenschliches (und weniger strukturbedingte Probleme) als Hauptproblemquelle im Berufsleben thematisiert wird, verweist auf Nutzenwendungsmöglichkeiten von Psychologie. Freilich handelt es sich um eine Sorte Alltagspsychologie, die sich der akademischen Würde (vor allem der Methode!) völlig entkleidet hat. Es verbleibt der psychologische Fachterminus (z. B. Text 106/84: 'Aggression'), der im Sinne praktischer Lebenshilfe eingesetzt wird: Moral als Maßstab für eine Unterscheidung in "Gut & Böse" wird wieder in ihr Recht gesetzt. Am Beispiel von Text 106, in dem 'Konkurrenz' behandelt wird: Sie ist gut im Spiel und negativ im Beruf. Dort trägt sie den Namen 'Aggression' und dient dazu, gegen Individuen vorzugehen. Der Lösungsvorschlag steckt quasi das Terrain ab, für das 'Konkurrenz' seinen (guten) Zweck erfüllt.

Zugleich stellt FREUNDIN wissenschaftliche Autorität und hier wieder vorzugsweise Psychologie, in den Dienst von Vorurteilsbekämpfung: So spricht sich Text 96/84 gegen eine vorschnelle Verurteilung von beruflichen "Spätzündern" aus. Das diese Gruppe oft noch "erstaunliche Leistung" erbringen kann, impliziert, daß Leistung erbringen im Berufsleben das 'sine qua non' ist. Wird sie erbracht, sind auch berufliche Umwege gestattet. Text 38/84 spricht gegen die Vorstellung, daß Arbeitslose 'faul' seien. Es wird hier dem Leserpublikum unterstellt, daß es einer solchen Sichtweise anhängt, gegen die dann FREUNDIN mit der Forderung nach 'mehr Verständnis' vorgeht.

FREUNDIN betont fast stets die individuelle Seite im Problemfeld 'Beruf'. Dabei "kämpft" sie nicht nur gegen Vorurteile an, sondern auch gegen 'überzogene' Ansprüche: z. B. Text 101/84, der für den

Fall der Überqualifikation angesichts eines verengten Arbeitsmarktes für Akademiker zu mehr Bescheidenheit bzw. Reduzierung von Ansprüchen rät. Dies alles, um letztendlich doch noch Erfolg zu haben.

Text 60/84 wirbt für eine Berufswahl von Frauen im gewerblich-technischen Bereich. Der Ratschlag ist in dem latenten Vorwurf der Ungerechtigkeit gekleidet: Der wirtschaftliche Aufschwung kommt nur den Männern zugute. Auch Frauen haben einen Anspruch darauf, den sie am besten so einlösen, daß sie sich fachlich qualifizieren.

Text 64/84 bespricht das Problem der neuen Techniken im Büro, die besonders typische Frauenarbeitsplätze gefährden. FREUNDIN rät den Frauen, sich weiterzuqualifizieren. Auch hier verschließt sie nicht die Augen vor der Realität, im Gegenteil, sie weist auf Gefahren und Brennpunkte hin (Daten zur Arbeitsplatzsituation im Büro, vgl. TROLL, 1982).

5.2.1.3 Die angewandte Psychologie: Alltagspsychologie und Psychologie

Schon in den Texten der Kategorie **Problem** fällt die Mischung von alltagspsychologischen Eigenschaftsbeschreibungen und psychologischen Fachtermini auf.

Text 42 zeigt exemplarisch, wie psychologische Denkweise - über die Verwendung von Fachtermini als bloße Wortmarken hinaus - "ins Recht gesetzt" wird, d.h. auf alltagspsychologie Probleme angewendet wird.

Es werden eine **penible** Kollegin und eine **schlampige** Kollegin beschrieben, die sich zusammen einen Arbeitsplatz teilen müssen und infolge ihrer unterschiedlichen Arbeitsauffassungen und Ordnungsvorstellungen miteinander in Konflikt geraten. FREUNDIN bietet als Erklärung hierfür an, daß es sich um zwei **unterschiedliche Arbeitsstile** handelt, die aber gerade auch, weil sie verschieden sind, sich oft bestens ergänzen können. Indem sie hier von zwei verschiedenen Arbeitsstilen spricht, hat sie den anfänglich beschriebenen Gegensatz zwischen den beiden Eigenschaften von 'penibel' und 'schlampig' entschärft. Gleichzeitig hat sie damit die Voraussetzung geschaffen, daß die **Betreffenden** die Sachlage durchaus gelassener angehen können, denn "jeder Arbeitsstil hat ja Vor- und Nachteile". Von daher ist es dann auch nicht weit zu dem häufig geäußerten Vorschlag, daß die beiden Kontrahenten ein **Gespräch** miteinander führen sollten.

Die Texte 63/84 und 2/84 sind typische Beispiele, wie Eigenschaften besprochen werden, die die FREUNDIN für hoffnungslos veraltet und antiquiert hält.

Text 63 berichtet über Frauen, die sich über Frauen beklagen, sie seien zickig, mißgünstig, hinterhältig, unsachlich. In der Erklärung wird ein Zitat einer wissenschaftlichen Untersuchung gebracht, das die Fähigkeit zu fairer und positiver Zusammenarbeit mit dem Selbstwertgefühl in Verbindung bringt. Daß Frauen hier offensichtlich ein Defizit haben, wird mit ihrer Erziehung erklärt, die sie nicht ordentlich darauf vorbereitet hat, daß es Wettbewerb gibt, daß dieser gut ist und daß man sich ihm stellen muß. Als Fazit wird festgehalten, daß auf jeden Fall ein erhebliches Selbstbewußtsein die Frauen vor solchen altertümlichen Tugenden bewahrt. Die Hervorstreichung und ständige Betonung, daß Frauen **Selbstbewußtsein** brauchen und haben sollen, fällt übrigens in sehr vielen Texten auf.

So erwähnt Text 2/84 die psychologische Untersuchung von Martina HORNER (in: HECKHAUSEN, 1980) über Erfolgsangst, die den Leserinnen wie folgt verdolmetscht wird:

Das Problem lautet: "Immer noch haben viele von uns auch ein bißchen Angst vor dem Erfolg".

Als Erklärung wird angeboten: "Weil uns Jahrhundertlang eingeredet wurde, daß Durchsetzungsfähigkeit, Initiative und Aktivität männliche Eigenschaften sind. Und wir deshalb an Weiblichkeit verlieren würden, wenn wir auch so wären."

Der Lösungsvorschlag lautet: 1. "Männer halten Erfolg für erstrebenswert und Frauen haben oft Angst davor. 2. Schlechte Ausbildung ist ein Hindernis auf dem Weg nach oben. 3. "Wer keinen Mut zum Risiko hat, tritt zwangsläufig auf der Stelle."

Die Lösung selber wiederholt im Grunde genommen das konstatierte Ausgangsproblem: Männer halten den Erfolg für gut und deshalb haben sie ihn auch, und Frauen haben deswegen keinen Erfolg, weil sie Angst davor haben. Genau dies scheint für die FREUNDIN ein gewichtiger Grund zu sein, weswegen Frauen nicht so recht in der Konkurrenz Erfolg haben, und deshalb bringt sie auch stets und ständig den Vorschlag, Frauen sollten eben doch mehr Selbstbewußtsein haben. Es wird sich noch an anderen Texten zeigen, inwieweit die FREUNDIN hier auch durchaus verbreitete Sittenkodexe für hinderlich hält (vgl. Kap. 5.2.1.5).

5.2.1.4 Exkurs: Wissenschaft nähert sich dem Alltag

Die Textbeispiele aus der FREUNDIN sind Beispiele dafür, wie Probleme in alltagspsychologischer Sprache beschrieben werden und einer psychologischen Erklärung zugeführt werden. Wie würde dies nun "umgekehrt" aus wissenschaftlicher Sicht ausschauen? Als Beispiel soll ein Text von KAMINSKI (1970) angeführt werden. KAMINSKI

widmet sich als Verhaltenstheoretiker in seinem Buch "Verhaltenstheorie und Verhaltensmodifikation" u.a. der Aufgabe klinisch-psychologische Praxis (Erziehungs-, Berufs- und Lebensberatung) mit grundwissenschaftlicher Forschung zu verbinden. Dabei müssen "logisches Operieren" und "psychologisches Funktionieren" (S. 17) aufeinander bezogen sein. KAMINSKI (1970) formuliert zu Anfang folgende für Psychologen beherzigenswerte Lebensmaxime:

"Jede Psychologie müßte sich mindestens auch dieses fragen: ob ihr homo psychologicus lebensfähig wäre, ob er Gesellschaft entwickeln könnte, ob er Psychologie hervorzubringen und anzuwenden im Stande wäre". (S. 5)

Hatte KAMINSKI etwa die Befürchtung, die C. Chr. LICHTENBERG (1974; Erstausgabe 1800 - 1805) für die Philosophen hegte, auch für Psychologen vor Augen?

"Ich bin überzeugt, daß, wenn Gott einmal einen solchen Menschen schaffen würde, wie ihn sich die Magistri und Professoren der Philosophie vorstellen, er müßte den ersten Tag ins Tollhaus gebracht werden". (S. 45)

Bei KAMINSKI ist der Psychologe mit einem konkreten Problem konfrontiert: Eine Mutter kommt in die Beratungspraxis und berichtet, daß ihr Kind an den Fingernägeln knabbert. Der Psychologe versucht sich ein Bild vom Verhalten des Kindes zu machen:

"Günstigenfalls wird der Psychologe damit in einen Zustand der Informiertheit versetzt, als ob er das Verhalten des Kindes in bestimmten Situationen selbst aktuell kogniziert hätte und dadurch bei sich ein Konzept vom Nägelknabbern dieses Kindes aufgebaut hätte." (S. 95)

Etwas schwieriger wird die Sache noch, wenn die Mutter sagt, daß das Kind schüchtern oder frech ist, denn die Information, daß das Kind an den Nägeln knabbert wird für verhältnismäßig konkret gehalten, während:

"Konzepte wie schüchtern, frech, faul dagegen beschreiben (nicht) so genau, enthalten nicht so eindeutige Hinweise auf konkretes Verhalten. Damit dürfte es zusammenhängen, daß solche Konzepte bei verschiedenen Menschen unterschiedlich ausgestattet sind bzw. daß es relativ viele Wirklichkeitsausschnitte gibt, auf die das Konzept schüchtern von manchen Menschen angewandt würde, von anderen Menschen dagegen nicht. Man spricht auch davon, daß die Menschen unterschied-

liche Bezugssysteme für die Anwendung dieser Art von Beschreibung haben.

In einem speziellen Sinne spricht man hier vom Bezugssystem **Verschiedenheiten**, wenn ein Konzept die Möglichkeit zu einem graduellen Abstufen in sich enthält, wenn also das, was jemand z.B. bei schüchtern aktualisiert zugleich ... eine irgendwie organisierte Dimension des mehr oder weniger in sich birgt". (S. 95)

Die alltagspsychologisch berichteten Eigenschaften werden als **Konzepte** bezeichnet und als solche sind sie eine ungenaue Beschreibung von konkretem Verhalten: Sie werden vom Psychologen **relativiert**, weil z.B. ein von jemand als schüchtern bezeichneter Mensch nicht in jeder Situation dieses Verhalten zeigt bzw. von einer anderen Person evtl. nicht so gesehen wird. Als Handlungsanweisung für den Psychologen gilt dann nach KAMINSKI:

"Trifft der Psychologe also auf Charakterisierungen wie schüchtern, frech. u.ä., wird er sich zunächst einmal fragen müssen, welches die speziellen Eigenarten des Bezugssystems sein könnten von dem aus jede dieser Einschätzungen getroffen wird ... Kennt der Psychologe die Tendenz hinter einer solchen Kognition, kann er versuchen, sie gleichsam einzukalkulieren und danach doch noch die Beschreibungsanteile dieser Charakterisierung für sich auszunutzen." (S. 96)

Der Psychologe hat also zunächst einmal ein gewisses Mißtrauen in die ihm berichteten alltäglichen Beobachtungen und Beschreibungen von Verhaltensweisen. Er glaubt dies nicht sofort, er gibt sich den Status von **Unparteilichkeit**. Er ist nach KAMINSKI auf der Suche nach einer dahinterliegenden Tendenz, die sich in den Verhaltensweisen ausdrückt.

ZEDLER & MOSER (1983) beharren auf der **Unterscheidung** von Alltagsverstand und Wissenschaft - KAMINSKI versucht ja gerade in seinem Werk, das er sowohl für Studenten als auch für interessierte Praktiker geschrieben hat, die praxisferne wissenschaftliche Psychologie mit den theorielosen Praktikern zu **versöhnen** - und kennzeichnen aus erkenntnistheoretischer Sicht die unterschiedlichen Vorgehensweisen von Wissenschaft und Alltagsverstand:

"Der qualitative Unterschied zwischen Wissenschaft und Alltag besteht vielmehr in den Erkenntnishaltungen, den Erkenntnistilen selbst ... Der kognitive Stil der Praxis, des Alltags, zielt ab auf **Sicherung** des Erkannten, der analytisch-rekonstruktive und rational konstruierende der Wissenschaft auf **Zweifel** am Erkannten und Entfaltung des Erkennbaren." (S. 25)

ZEDLER & MOSER gehen sogar soweit, eine von wissenschaftlich gelenkten Erkenntnissen gesteuerte Alltagspraxis völlig abzulehnen und für eine **Distanzierung** der Wissenschaft vom Alltagsgeschäft zu plädieren:

"Wissenschaft methodisiert den im Alltagsverstand angelegten Vorgang der Überschreitung unmittelbarer Anpassungszwänge durch die systematische Konstruktion der Distanz des Wissenschaftlers zur Alltagspraxis ... Die Auflösung der distanzierten Haltung z.B. in der sogenannten wissenschaftlich-gesteuerten Intervention in die Alltagspraxis hinein, bedeutet daher Zerstörung des Erfahrungs- und Handlungs- und Wissenstils der Wissenschaft, ist letztlich falsche Etikettierung und mythische Oberhöhung eines alltäglichen Handlungstypus." (S. 35)

Inwieweit diese vornehme Distanzierung von Wissenschaft aus dem Alltagsgeschäft wünschenswert wäre, soll dahingestellt bleiben. Letztlich befürworten ZEDLER & MOSER eine völlig autarke und wirklichkeitsfremde Wissenschaft und plädieren in dem Sinne ihrer Reinerhaltung für ihre Distanzierung aus der Alltagswelt.

Faktisch jedenfalls berufen sich in der Praxis von Lebens- und Berufsberatung usw. ebenso wie in den Massenmedien vielfach Nichtwissenschaftler auf wissenschaftliche Autoritäten und vermitteln zumindest Bruchstücke von Wissenschaft an ein wissenschaftlich interessiertes Publikum. Es wäre vielmehr zu untersuchen, wie dieser Transfer der Wissenschaft aus ihrem sogenannten Elfenbeinturm in die Praxis geschieht, ebenso wie die Rezipienten bzw. Adressaten von solchen wissenschaftlichen Versatzstücken diese Wissensbrocken "verdauen" (vgl. z.B. SCHÖNHAMMER 1985).

Die Lesebeispiele aus der FREUNDIN zeigen, daß die Ersetzung der alltagspsychologischen Kennzeichnung menschlicher Eigenschaften durch psychologische Termini den so besprochenen Problemen die Schärfe nimmt. Die psychologischen "Zauberformeln" - z.B. "Arbeitsstile" - eröffnen Wege zur Konfliktlösung - zumindest auf dem Papier. Psychologie erfüllt hier die Funktion der Harmonisierung. Umgekehrt die Sichtweise eines psychologischen Theoretikers, der sich in umständlicher Weise der 'Praxis' nähert und zunächst einmal den alltäglichen gewöhnlichen Umgangsweisen Mißtrauen entgegen bringt. Diese Distanziertheit des Psychologen zu den "Alltagskonzepten" soll erst zu einer treffenden Diagnose beitragen.

"Seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt"
(Günther EICH)

"Daß auf Dauer ein Getriebe mit Öl besser als mit
Sand läuft" (FREUNDIN)

5.2.1.5 Veraltete Tugenden³⁵ - oder: Wertwandel in der FREUNDIN?

Exemplarisch für den schon in vorangegangenen Kapiteln angedeuteten Kampf der FREUNDIN gegen vermeintlich veraltete und rückschrittliche Tugenden beim Leserpublikum soll der Text 78/84 sein. Hier werden Fleiß und Pflichtbewußtsein als ungünstige Eigenschaften aufgeführt, wenn man im Betrieb einen schweren Fehler gemacht hat und nun versucht, ihn durch solche Tugenden wieder auszubügeln. Als besseren Vorschlag weiß die FREUNDIN: Ein Gespräch führen.

Möglicherweise liegt diesem Artikel die Kenntnis vom Wertwandel zugrunde, denn schließlich hat "die These vom Wandel der Werte in den Sozialwissenschaften wie in der Praxis für Aufregung gesorgt" (NERDINGER u.a. 1985, S.195). Dieser Text wäre ein Beispiel dafür, wie in der "Praxis" damit umgegangen wird.

Von großer Aufregung kündigt dieser Text nun gerade nicht. Vielmehr unterstellt er seinen Leserinnen diese veralteten Tugenden und schlägt ihnen eben modernere Verfahrensweisen im Umgang mit Betrieb und Vorgesetzten vor. Insofern würde sich die FREUNDIN hier direkt zu einem Promotor des Wertewandels machen. Es könnte allerdings genauso gut sein, daß sie hier wie Don Quichotte³⁶ einen Kampf gegen Windmühlen führt, da die Leserinnen längst 'postmaterialistisch' im Sinne INGLEHARTS (1977) denken. Dieser Fragestellung kann allerdings hier nicht weiter nachgegangen werden.

Schärfer noch als im Text gegen die veralteten Tugenden von Fleiß und Pflichtbewußtsein (78/84) verfährt die FREUNDIN z.B. im Text 33/83 "Private Kontakte im Beruf". Sie beschreibt darin ein alltägliches Phänomen in den Betrieben, daß nämlich verschiedene funktionelle Gruppen schlecht aufeinander zu sprechen sind - im vorliegenden Fall ist es die Einkaufsabteilung gegen die Buchhaltung. FREUNDIN appelliert an den hier nicht zu Tage tretenden Gemeinsinn der Betroffenen, nämlich daß man ja "in einer Firma am gleichen Strang zieht", daß man sich kurzfristig zwar befreien kann, wenn man über die anderen herzieht, doch daß auf die Dauer eben doch "ein Getriebe mit Öl besser als mit Sand läuft".

Es bleibe dahingestellt, ob die FREUNDIN-Redaktion bei dieser Formulierung an den Sinnspruch von Günther EICH gedacht hat. Dieser Sinnspruch von Günther Eich eignet sich wohl besonders als Thema für einen Besinnungsaufsatz (KINDEL in Telstar, 1971). Die

Autorin sinniert darin über diese Aussage und interpretiert sie sorgfältig abwägend als ein zweischneidiges Schwert: Sie sieht einerseits darin einen Vorteil, nämlich daß die Menschheit aus ihrer "Gleichgültigkeit in der Wohlstandsgesellschaft" wachgerüttelt wird und Initiative und Mut zeigen soll, andererseits sieht sie darin auch eine Gefahr fürs Zusammenleben und ein mangelndes Toleranzverständnis. Der Alternative - Öl im Getriebe darzustellen - kann sie wenig abgewinnen. FREUNDIN stellt sich hier völlig auf den Standpunkt des reibungslosen Funktionierens im Dienste der Gemeinschaft. Für die Arbeitswelt kennt die FREUNDIN kein Pardon, hier muß besinnungslos funktioniert³⁷ werden. Dafür kann althergebrachte Moral durchaus hinderlich sein: Dies führt sie im Text 45/83 aus "Knigge am Arbeitsplatz" vor. Es wird lapidar festgestellt, daß am Arbeitsplatz alle Höflichkeitsformen, die die Arbeit stören, wegfallen müssen.

Ebenso soll man vergessen, daß "Eigenlob stinkt" (Text 18/84) und Ehrgeiz als Kompliment auffassen. Dies ist wiederum ganz speziell für das Frauenpublikum hingeschrieben, dem man ja generell ein lädiertes Selbstbewußtsein zuschreibt (vgl. Kap. 5.2.1.6).

Es ist nicht Karrieresucht, die die Frauen antreibt, sondern dies wird schlichtweg als "im Beruf Initiative zeigen" bezeichnet. Als Tip hierzu wird vorgeschlagen, auch die Leistung anderer anzuerkennen - also keinen Neid zu zeigen - denn dies signalisiert "Führungseigenschaften".

"Es könnte ja auch sein, daß wir, wenn wir immer tiefer in unserem Selbst graben, nichts finden"
(KRECHEL, 1984)

5.2.1.6 Der Selbstwert

Schon in den Texten, die unter die Rubrik Probleme subsumiert worden sind, fällt die häufige Bezugnahme auf das Selbstwertgefühl auf. Stets wird die besondere Bedeutung eines Selbstwertgefühls hervorgehoben, das die Frauen unbedingt brauchen, bzw. wenn sie Probleme in der Arbeit haben, dann liegt es nicht zuletzt an ihrem mangelhaften Selbstwertgefühl.

So ist schon im Text 86/84 die Anbietderung einer Kollegin Ausdruck ihres mangelhaften Selbstbewußtseins, in Text 1/83 ist Mut und Selbstvertrauen am Arbeitsplatz erforderlich, um mehr Selbstbewußtsein zu erreichen, in Text 43/84 haben Frauen deshalb Probleme in der Diskussion mit Männern, weil diese ernster genommen werden. Dies hängt damit zusammen, daß die Männer sich mehr zutrauen, selbstbewußter sind, während die Frauen eben etwas zaghafter sind. Es endet mit einem Appell, den Frauen doch besser zuzuhören. Text

49/83 empfiehlt "die Sticheleien der Kollegen gelassen und selbstbewußt" hinzunehmen. Ebenso wurde schon in dem besprochenen Text 63/84 die Tatsache, daß Frauen sich über Frauen beklagen so erklärt, daß dahinter ein "erhebliches Defizit an Selbstbewußtsein" besteht. Auch erklärt Text 11/84 den geringeren Verdienst von Frauen durch zu große Bescheidenheit. Dafür wird die Autorität eines Psychologen bemüht - nicht ganz zu Unrecht, wie Kap. 3.2.6 zum Selbstwert zeigt!

Bei diesen Textbeispielen scheint es manchmal so, als ob die Autoren Ursula LEHR "gegen den Strich" gelesen hätten, sowie ein Kompaktseminar über **Verhaltenstheorie** besucht haben, um ihren Leserinnen das immer gleiche einschärfen zu wollen: Es kommt auf **Erfolg** an, dafür braucht man **Selbstbewußtsein** und es läßt sich **antrainieren**.

Dieses **Aufbauprogramm** zur Stabilisierung bzw. Herstellung **weiblichen Selbstbewußtseins** ist aber nicht feministisch in dem Sinne orientiert,³⁸ wonach Frauen in ihrem Anderssein die eigentlich besseren Menschen sind (vgl. GILLIGAN, 1984; PROKOP, 1976). Vielmehr behandelt FREUNDIN die Frauen so, als ob sie eben noch nicht so viel Selbstbewußtsein hätten wie ihre männlichen Kollegen. Dies würde sie dann in ihrem Beruf und in ihrem betrieblichen Alltag um einiges voranbringen. An diesem Punkt wird FREUNDIN durchaus auch kritisch gegenüber der eigenen Leserschaft: Sie propagiert eine Psychologie, die einen aufklärerischen Gestus gegenüber "veralteten Tugenden" einnimmt und dabei insbesondere gegen tradierte Vorstellungen ankämpft. Konzepte wie Begabung und Ordnung sind ihr ein Dorn im Auge. Dagegen setzt sie ihre Vorstellung von **Trainierbarkeit** menschlichen Verhaltens.

So läßt sich im Text 54/84 "Kreativität" trainieren. Allerdings ist die FREUNDIN hier auch wieder durchaus realistisch: Kreativität wird nicht in einem künstlerischen Sinne verstanden, sondern wird definiert als "sich im Rahmen des Möglichen selbst zu verwirklichen". Von daher kann dann durchaus der "Umgang mit den Kollegen" Kreativität bedeuten.

Auch Erfolg läßt sich trainieren, dies zeigt Text 91/84: "Wer an sich glaubt". Hierin werden als Tricks angeboten, das Weiterkommen zu erleichtern: daß man positiv über die Arbeit denkt, sich am Erfolg orientiert, sich richtig "motiviert", und sich vor allen Dingen auch nicht ständig falsch "programmiert". Im Text 85/84 ist die "richtige Idee im richtigen Moment" keine Frage der Begabung, sondern durchaus trainierbar.

5.2.1.7 Resümee

Die Mehrheit der Texte im Berufsjournal der FREUNDIN, die Berufe und Probleme im Berufsleben besprechen, zeichnet sich durch die Anwendung psychologischer Fachtermini und zum Teil psychologischer Argumentationsfiguren aus.³⁹

Zur Kennzeichnung der angebotenen Verhaltensmodelle erscheint der 'Habitus'-begriff im Sinne BOURDIEUS (vgl. in Kap. 3.3) sinnvoll: So sprechen auch WINDOLF & HOHN (1984) vom 'beruflichen Habitus', der nach BOURDIEU schichtspezifisch differiert.

Wie sieht dieser nun in der FREUNDIN aus? In vielen Fällen unterstellt sie ihrem Leserpublikum "veraltete Tugenden", "typisch weibliches Verhalten", das sie als für das berufliche Weiterkommen dysfunktional beschreibt. Ihr meist propagierter Ratschlag ist der, daß Frauen gerade im Berufsleben ein vermehrtes **Selbstbewußtsein** benötigen. Dafür erscheint FREUNDIN manche althergebrachte 'Tugend' als hinderlich. Sie kann sich hierfür durchaus auf psychologische Theorien berufen. Ihr dient Wissenschaft, insbesondere Psychologie vielfach als schlichte **Berufungsinstanz** für die intendierte Botschaft ans Publikum, die so den Charakter eines Glaubensartikels gewinnt. Gleichzeitig aber verweist die schlichte Koinzidenz von der Beliebtheit, mit der der weibliche Selbstwert im Printmedium beschworen wird, ebenso wie seine wissenschaftliche Bearbeitung darauf, daß dieser 'Habitus' zentral für das moderne Individuum zu sein scheint. Dies gilt nicht nur für Frauen, die diesbezüglich noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit sind (nach FREUNDIN-Diagnose), sondern ebenso für männliche Individuen (vgl. SCHÖNHAMMER, 1985).

FREUNDIN ist hier durchaus schlicht in ihrer "Propaganda" des neuen Habitus für ihr weibliches Publikum: Sie offeriert ein im Grunde **optimistisches** Verhaltensmodell: Das defizitäre Selbstbewußtsein der Frauen läßt sich trainieren, wie vieles andere auch. Zwar ist die Berufswelt hart - hier sind keine Illusionen oder Idealismen gestattet - aber doch im Grunde für weibliche Durchsetzung und Bewährung geschaffen. Dabei ist allzu große Bescheidenheit oder "typisch weibliches Verhalten" nicht angebracht, sondern faire Techniken der Durchsetzung.

Die psychologischen Termini, die die FREUNDIN anwendet, erinnern an eine vulgarisierte Form der **Verhaltenstheorie**. Nach PORTES (1977) genießt diese psychologische Theorie besondere Popularität, da sie die Rationalität betont und zugleich einem Bedürfnis nach Einfachheit und einem Wissenschaftsanspruch entgegenkommt. PORTES nennt Verhaltenstheorie eine "Veranlassung zum Handeln", deren besonderer Erfolg in der "Direktheit" liegt, "mit der eine neue Betrachtungsweise der Dinge und des Selbst" erzwungen wird. RUCH &

ZIMBARDO (1975) heben den **optimistischen** Charakter an den Formen der Verhaltenstherapie hervor, während WOOLFOLK & RICHARDSON (1984) den **pragmatischen** Zug der Therapie betonen:

"In addition to being a scientific account of the alteration of emotional and behavioral problems, behavior therapy is also an intellectual movement, a set of social practices, and a system of thought." (S. 777)

"Behavior therapy was ... to unleash human capacities for exploration, achievement and self-determination...The ethical spirit of behavior therapy was iconoclastic, egalitarian and radically pragmatic." (S. 781)

Zweifelsohne handelt es sich hier nur um eine Analogie. Die Popularität der Verhaltenstheorie drückt sich auch in der immer selbstverständlicher werdenden "Psychologisierung des Alltags" (KEUPP, 1982) aus, die wiederum prägend ist für Sprach- und Denkgewohnheiten.

Gerade die von WOOLFOLK & RICHARDSON beschriebene "bilderstürmende, radikale und auf Gleichheit bestehende Ethik" der Verhaltenstherapie machte sie für die "Geschlechterpsychologie" interessant:

"Perhaps the major virtue of social learning theory for psychologists is that it applies to the development of psychological femaleness and maleness the very same general principles of learning that are already known to account for the development of a multitude of other behaviors. Thus, as far as the formal theory is concerned, gender does not demand special consideration ..." (BEM, 1985, S. 182)

Wenngleich auch in diesem Zitat der Eindruck erweckt wird, als würde Verhaltenstherapie die Lerngesetze im strengen Sinne **anwenden**⁴⁰ (KANFER & PHILLIPPS, 1975), so drückt es doch andererseits genau die mit der Verhaltenstherapie und den Lerntheorien verbundene Weltanschauung aus: Der Glaube an **Veränderbarkeit** von Verhalten. Gerade diese Botschaft schätzt die FREUNDIN für ihr Lesepublikum.

Diese Variante der Psychologie kommt zudem einem gesellschaftlichen Bedürfnis nach einer Wissenschaft, die **verständlich** und **praxisnah** ist, entgegen (vgl. auch KÄRTNER, 1972). Deshalb beschränkt sich Verhaltenstheorie nach KANFER & GOLDSTEIN (1977) gar nicht mehr nur auf Psychologen und Therapeuten, sondern erhebt einen weitaus umfassenderen Anspruch: In ihrem Buch über "Verhaltensänderung" eröffnet sich psychologische Hilfe ein äußerst weit abgestecktes Feld:

"Hilfe zur Veränderung leisten nicht mehr nur Psychiater, Psychologen und Sozialarbeiter, sondern auch viele andere, die sich beruflich und außerberuflich mit psychischen Problemen befassen." (S. VII)⁴¹

Diese positive Einschätzung der Verhaltenstheorie teilt auch HECKHAUSEN (1976), wenn er die Relevanz der Psychologie beurteilt:

"Ihre (die Lerntheorien, Anmerk. d. Verf.) Relevanz besteht im Abbau dumpfer Erbgläubigkeit und daran geknüpfter Vorurteile gegen das andere Geschlecht, andere Sozialschichten, andere Völker und Rassen. Damit erst wurden Forderungen wie die nach Chancengleichheit denknotwendiger und politisch wirksam." (S. 4)

In dieser Tradition weiß sich auch die FREUNDIN, wenn sie gegen Vorurteile, Begabungstheorien, veraltete Tugenden zu Felde zieht. Sie betreibt keine Aufklärung im emphatischen Sinne kritischer Theorie. Ihr geht es darum, Realitätssinn zu bewahren und Frauen zur beruflichen Durchsetzung Mut zu machen. Zu diesem Zwecke ist sie moderat kritisch, ohne Publikumsbeschimpfung zu betreiben.

Nun steht ja das 4seitige Berufsjournal der FREUNDIN in durchaus traditionellem, frauentypischem Umfeld, d.h. viele Seiten Mode und Tips für Schönheit und Gesundheit. So lautet denn auch der neueste Werbeslogan der Zeitschrift 1986:

"Frauen von heute sind modebewußt, weil sie selbstbewußt sind."

In dieser Annonce wird der im Berufsjournal wesentlich über berufliches Engagement beschworene Selbstwert mit der Mode gekoppelt. Somit wird - wohl im Interesse des besseren Verkaufs - an "typisch Weibliches", Traditionelles appelliert.

Der Soziologe SIMMEL (1983) hat in seiner "Psychologie der Mode" (1895) folgende, immer noch treffende Charakteristik des Modebedürfnisses gegeben:

"Die Mode ist der eigentliche Tummelplatz für Individuen, welche innerlich und inhaltlich unselbstständig, ... sind, deren Schutzgefühl aber doch einer gewissen Auszeichnung, Aufmerksamkeit ... bedarf. Sie erhebt eben auch den Unbedeutenden dadurch, daß sie ihn zum Repräsentanten einer Gesamtheit macht..." (S. 134)

Wert auf modische Kleidung zu legen, entspricht also einerseits einem Bedürfnis nach **Anerkennung**, ist aber andererseits auch Aus-

druck von Unsicherheit. Diese **psychologische** Beschreibung trifft nun nach RÜHLE -GERSTEL (1932) besonders die Situation junger weiblicher Angestellter:

"Berufstypisch für die Angestellte ist, daß die Frauen im Beruf fast immer ihre Weiblichkeit mit einsetzen müssen. ... die Erotik schwebt durch Laden und Kontor und gehört zur Berufsatmosphäre der weiblichen Angestellten. ... Berufstypisch ... ist ... auch das Verhältnis zur äußeren Erscheinung ... will man das mißverständige, weil moralisch abfällig betonte Wort Eitelkeit hier einführen, so müßte man sagen, daß die weiblichen Angestellten mehr zur Eitelkeit inklinieren als andere Berufskategorien ..." (S. 293)

Diese Erklärung läßt sich durchaus auch auf das Faktum 1986 anwenden, daß junge Frauen, die die FREUNDIN in ihrem Berufsjournal hauptsächlich im Büro vermutet (und was tendenziell die Leserinnenumfrage auch bestätigt, vgl. S. 3, BURDA 1975; FREUNDIN information, 1985) immer noch vorzugsweise über Mode angesprochen werden können: Die berufliche Situation macht zum einen adrettes Äußeres notwendig, zum anderen aber legen viele junge Frauen verstärkten Wert auf ihr Erscheinungsbild (vgl. hierzu auch die schon in Kap. 3.2.6 berichtete Studie von RODIN, SILBERSTEIN & STRIEGEL-MOORE, 1985). Es bildet einen Teil ihres weiblichen Selbstwertgefühles.

Der so von der FREUNDIN angenommene "Habitus" der modernen Frau enthält zwar unabdingbar den Beruf. Doch ist das Verhältnis der Frauen zum Beruf sehr psychologisch gefaßt, wobei besonders der Selbstwert stets betont wird.

5.2.2 Der SPIEGEL

Als Kontrast zur Inhaltsanalyse des 'Berufjournals', das ja dem Kontext einer Frauenzeitschrift entstammt und damit auch auf einen speziellen Leserkreis zugeschnitten ist, wurde für denselben Zeitraum 1983/1984 die Zeitschrift "DER SPIEGEL" untersucht. Die prinzipielle Differenz beider Printmedien, ihres Stils, ihrer Themenschwerpunkte und ihrer Zielgruppe ist dabei evident. Einzig über den gleichen Zeitraum erscheinen beide Medien vergleichbar. Dabei stellt sich dann gerade beim SPIEGEL die Frage, inwieweit dieser, der nach SCHMERL (1985) ein Ort von "Frauenfeindlichkeit" darstellt, sich im Zuge der allgemeinen Aufwertung und Popularisierung von Frauenthemen diesen stärker zugewendet hat.

Zunächst soll jedoch diese Zeitschrift, ihre Geschichte und Funktion etwas ausführlicher vorgestellt werden, wobei dann besonders die Merkmale ihrer Sprache, der Wissenschaftsdarstellung, der Leserschaft und vor allem auch die Frauendarstellungen skizziert werden.

Das Medium SPIEGEL wird in den "ARBEITSDATEN MA 84", die Resultate der Media-Analyse 1984 u.a. für den SPIEGEL enthalten, als "Deutschlands einziges und größtes Nachrichtenmagazin" beschrieben, das montags einen "Überblick über die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse" vermittelt. Als Besonderheit des SPIEGEL wird hierbei schon hervorgehoben, daß der SPIEGEL dem Leser Zusammenhänge eröffnet, "die sich ihm aus der Berichterstattung der tagesaktuellen Medien nicht erschließen" (S.11). Schon hier ist angedeutet, daß der SPIEGEL für sich eine Sonderstellung unter den Printmedien in Anspruch nimmt.

Für die Leserreichweite wird festgestellt, daß im Inland insgesamt 4,97 Millionen Leser pro Ausgabe in Frage kommen. Davon sind 3,03 Millionen Leser und 1,94 Millionen Leserinnen.

Eine verlagseigene Liste über die wissenschaftliche Literatur über den SPIEGEL (es sind über 100 Titel) zeigt an, daß die Schwerpunkte eindeutig bei Untersuchungen über die **Sprache** des SPIEGEL und **politischen** Themen liegen. Einzig die Untersuchung von SCHMERL (1985) befaßt sich u.a. auch mit dem Frauenbild im SPIEGEL und wird daher kurz vorgestellt. Die klassische Untersuchung von ENZENSBERGER "Einzelheiten" (1969) über die Sprache des SPIEGELs soll jedoch vorangestellt werden.

5.2.2.1 Zur Sprache des SPIEGEL

ENZENSBERGER (1969) betont die meinungsbildende Funktion des SPIEGELs im Sinne eines **Opinionsleaders**:

"Zwar gibt es in der westdeutschen Presse weit höhere Auflagenziffern als die des Spiegels; doch lesen ihn nicht nur die kaufkräftigsten Schichten der Gesellschaft, sondern vor allem die sogenannten meinungsbildenden Gruppen, also beispielsweise Lehrer, Journalisten, höhere Angestellte usw. ... Durch diese Struktur seiner Leserschaft potenziert sich die Wirkung des Spiegels. Dazu kommt, daß die Auslandsauflage des Spiegels sehr hoch ist ..." (S. 76)

Diese Aussage trifft immer noch für den SPIEGEL zu: Eine aktuelle Zielgruppenanalyse der SPIEGELleserschaft (1984) erbrachte, daß gegenüber dem Bevölkerungsdurchschnitt unter den SPIEGELlesern sich weit mehr **Bezieher höherer Einkommen, Entscheidungsträger** und

Angehörige der oberen Bildungsschichten befinden. Dabei wird betont, daß diese SPIEGELleser als "Zielgruppe oben" nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Leser betrifft. Was ist nun nach ENZENSBERGER das Geheimnis des Erfolges vom SPIEGEL? "Das Geheimnis dieser Zeitung liegt an der Oberfläche. Sie charakterisiert sich selbst am schärfsten durch die Sprache, derer sie sich bedient."

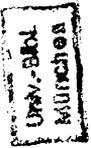
ENZENSBERGER bringt einige Textbeispiele aus dem SPIEGEL selbst. Daraus zieht er bezüglich des SPIEGEL-Stils folgende Schlußfolgerungen:

"Es wäre falsch von einem Spiegelstil zu sprechen. Stil ist immer selektiv, er ist nicht anwendbar auf beliebig verschiedenes. Er ist an den gebunden, der ihn schreibt. Hingegen ist die Spiegelsprache anonym, das Produkt eines Kollektivs. Sie maskiert den, der sie schreibt, ebenso wie das was geschrieben wird. Es handelt sich um eine Sprache von schlechter Universalität: Sie hält sich für kompetent in jedem Falle. Vom Urchristentum bis zum Rock'n and Roll, von der Poesie bis zum Kartellgesetz, vom Rauschgiftkravall bis zur minoischen Kunst wird alles über einen Leisten geschlagen. (S. 81) ... Die Koketterie mit der eigenen Gewitztheit, die rasch applizierte Terminologie, die eingestreuten Modewörter, der Slang der Saison, ... das sind einige der auffälligsten Spezialitäten der Spiegelsprache. ... Das tiefe Bedürfnis, mitreden zu können, beutet die Sprache des Spiegels geschickt aus. Sie ist insofern der wässrigen, widerstandslosen Sprache des Readers Digest verwandt. Freilich ist sie weniger bieder: Sie führt sich nicht auf, als wäre sie das Beste, sondern als wäre sie das Letzte." (S. 82)

Typisch für den SPIEGEL ist die Form, in der er den Nachrichtengehalt an die Leser heranträgt: Es ist die "Story". ENZENSBERGER macht hier einen Unterschied zwischen Story und Nachricht: Sie schließen einander aus:

"Während die Nachricht im allgemeinen für Unterhaltungszwecke ungeeignet und kein Genuß, sondern ein Orientierungsmittel ist, stellt die Story ganz andere Bedingungen: Sie muß Anfang und Ende haben, sie bedarf einer Handlung und vor allem eines Helden." (S. 85)

Als maßgebend für das Gelingen der Story wird einzig und allein ihr Effekt festgehalten. Dies hat Konsequenzen für den Journalisten: "Er muß die Fakten interpretieren, anordnen, modeln, arrangieren: Aber eben dies darf er nicht zugeben." Folgerichtig spricht ENZENS-



BERGER dem SPIEGEL dessen kritische Haltung ab. "Das Blatt hat keine Position ... die Ideologie des Spiegels ist nichts weiter als eine skeptische Allwissenheit, die an allem zweifelt außer an sich selbst." (S. 90) So kommt ENZENSBERGER zu seinen vier Thesen über den SPIEGEL:

1. Die Sprache des Spiegels verdunkelt, wovon sie spricht. 2. Das deutsche Nachrichtenmagazin ist kein Nachrichtenmagazin.
3. Der Spiegel übt nicht Kritik, sondern deren Surrogat. 4. Der Leser des Spiegels wird nicht orientiert, sondern desorientiert."

Diese Analyse von ENZENSBERGER wird im Grunde von der Arbeit Hans Dieter JAENES (1968) über den SPIEGEL unterstützt, die besonders auch Interviewpassagen und Zitate von den Redakteuren selbst enthält.

Zu dem "oft zitierten Spiegelstil" wird das Dementi von Rudolf AUGSTEIN zitiert: "Es gibt keinen Spiegelstil ... die Täuschung, es werde uniform geschrieben, stellt sich nach meiner Beobachtung dadurch ein, daß pausenlos und geballt Tatsachen zu Geschichten verarbeitet werden, ohne Ruhepunkte ..." (S. 61)

Den Erfolg des SPIEGELs selber führt Rudolf AUGSTEIN darauf zurück, daß "die Zeitung gekauft wird, weil Leute sie lesen wollen. Das wäre vielleicht das Geheimnis des Erfolges". (S. 127) Hiermit spricht AUGSTEIN in einfachen Worten gegen die kommunikationstheoretische "Omnipotenzhypothese", indem er eben auf seine Leser verweist, die die letzte Instanz für seinen Verkaufserfolg darstellen. Freilich sind sie nicht für den Inhalt und für den sogenannten SPIEGELstil verantwortlich, offensichtlich aber wird er doch gemeinhin für aner kennenswert erachtet.

Zur inhaltlichen Struktur des SPIEGEL vermerkt AUGSTEIN:

"Entscheidend dafür, ob etwas im Spiegel gedruckt wird, ist nicht so sehr, was in dem Beitrag steht, sondern wie es dargeboten wird, ... Das tragende Formgesetz des Spiegels ist, daß er berichtet und nicht kommentiert. Die Form in der wir berichten, ist die News-Story, die Nachrichtengeschichte ..." (in: JAENE, 1968, S. 59)

Daraus folgen entsprechende "Vorschriften" für die "typischen" SPIEGEL-Geschichten, die "mit der Tür ins Haus fallen" sollen, den ersten Satz "wie eine Fangschnur dem Leser zuwerfen" und ihn "mit einem ganz knappen, feststellenden Tatsachensatz entlassen. Er soll gleichsam mit einem verwunderten, verblüfften oder amüsierten Aufblick die Lektüre jeder einzelnen Geschichte beenden." (S. 100)

Hierzu wird allerdings einschränkend bemerkt, daß diese Leitschnur für den SPIEGEL nur unter der Ägide eines bestimmten Chefredakteurs gültig war.

5.2.2.2 Gewandelte Wissenschaftsdarstellung im SPIEGEL

KÄRTNER (1972) hat eine quantitative Inhaltsanalyse des SPIEGEL über elf Jahre (1956 bis 1966) durchgeführt. Seine Fragestellung war dabei, wie Wissenschaft dargestellt wird: Ob im Sinne eines alltäglichen Gesprächsgegenstandes oder als elitäre Sonderexistenz. Er fragt dabei nach dem Ausmaß, mit dem sich Massenkommunikation mit Wissenschaft beschäftigt und welchen Stellenwert die Wissenschaft in der öffentlichen Kommunikation einnimmt.

Das wesentlichste Ergebnis von KÄRTNER lautet: Es findet insgesamt eine Zunahme der Wissenschaftsberichterstattung statt. Ab 1960 nimmt die Darstellung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen besonders zu, und zwar dominieren hier Soziologie und Politikwissenschaften. Eine Sonderstellung nimmt die **Psychologie** ein: Stets wird aus ihr berichtet, ohne daß aktuelle Problembezüge genannt werden. Hier vermutet KÄRTNER, daß sie ein "Ansehen als problemlösende bzw. kognitiv orientierende Wissenschaft besitzt". Sie stellt einen Bezug zum menschlichen Verhalten und dem allgemein menschlichen Wohl dar. Sie hat ein dauerhaftes Interesse ohne Aktualitätsbezug.

Die Abnahme der Geisteswissenschaften seit den 60er Jahren wird im Rahmen des gesellschaftlichen Prozesses des Abbaus von bildungs-humanistischen-kulturkritischen Einstellungen interpretiert. Dies sieht KÄRTNER im Zusammenhang mit seiner Hypothese einer **zunehmenden Verwissenschaftlichung** der Massenkommunikation. Dabei erfolgte ein Abbau der Einschätzung der Wissenschaft als Lieferant traditioneller Bildungsinformation und eine stärkere Bewertung der Wissenschaft als "Problemlösungsmittel".

Im SPIEGEL schlägt sich dieser "Veralltäglichungs-Prozeß" der Wissenschaftsberichterstattung wie folgt nieder: Aus der Sparte Kultur ist die Darstellung von wissenschaftlichen Ergebnissen besonders in die Sparte Deutschland gerückt. Auch dies wiederum ist ein Indiz dafür, daß an der Wissenschaft ihre Mittelfunktion interessiert und nicht so sehr ihre Bildungsfunktion.

Dieses Phänomen der zunehmenden Verwissenschaftlichung auch von Alltagsphänomenen wird in der neueren soziologischen Diskussion kritisch reflektiert (vgl. BECK & BONSS, 1984; ROSNER, 1985). Es hat demnach eine zweite Stufe der Verwissenschaftlichung stattgefunden.⁴² Es kommt zu einer Erweiterung potentieller Verwendungsfelder von Wissenschaft, z.B. Arbeits-, Familien- und andere soziale

Beziehungen ergeben neue verwissenschaftlichte Felder. Dies bezeichnen BECK & BONSS weniger als eine "verwissenschaftlichte Aufklärung" sondern vielmehr als eine "Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung". Sie sprechen von einer Praxis der Trivialisierung und fordern eine Rückkehr zu mehr Theorie.

5.2.2.3 Die Leserschaft des SPIEGEL

JAENE stellt für 1968 noch 63 % männliche SPIEGELleser fest, konstatiert jedoch, daß die **Frauen** sich zunehmend auch für den SPIEGEL interessieren: Immerhin sind 37 % der SPIEGELleser weiblich.

Dieser Trend hat sich noch verstärkt. 1985 hat der SPIEGEL eine Positionierung für die SPIEGELleserinnen gegenüber den Leserinnen klassischer Frauenzeitschriften (BRIGITTE, FÜR SIE, FREUNDIN) und BUNTE (der aktuellen Illustrierten) mit dem höchsten Anteil weiblicher Leser, durchführen lassen:

"Um es deutlich zu sagen: Der Spiegel ist mit einem Anteil von 61% männlichen Lesern ein Titel, der mit Recht in die Kategorie der "männlich orientierten Zeitschriften" eingeordnet wird und für viele Produkte mit dieser Zielrichtung eine wichtige Funktion im Mediakonzepkt übernimmt. Aber den Spiegel lesen auch etwa 2 Millionen Frauen ..." (S. 5)

Die Ergebnisse halten fest, daß der SPIEGEL "die Spitze in der gesellschaftlichen ökonomischen Hierarchie" der Frauen erreicht. Diese werden wie folgt vorgestellt: So sind 60 % der SPIEGELleserinnen zwischen 20 und 49 Jahre alt (Darin sind sie im Alterssegment den Frauenzeitschriften ähnlich. Stärker verbreitet ist die Bunte bei den Frauen über 50 Jahren.), 70 % der SPIEGELleserinnen haben eine weiterführende Schule besucht. Hier unterscheiden sie sich am deutlichsten von den Frauenzeitschriften und der Bunten: Nur 47 bzw. 36% der Leserinnen dieser Zeitschriften haben weiterführende Schulen besucht.

"SPIEGELleserinnen setzen sich in ihrem Beruf durch. Sie haben häufig eine qualifizierte oder leitende Position erreicht." Ebenfalls verdienen die SPIEGELleserinnen im Durchschnitt mehr als Leserinnen von Frauenzeitschriften.

Als Ziele der SPIEGELleserinnen für ihren Beruf wird festgehalten, daß sie "gestalten, entscheiden, führen" wollen. Diese Interessen sind für Frauen von Frauenzeitschriften weniger stark ausgeprägt und am wenigsten für die Leserinnen der Bunte. Als letzte wichtige persönli-

che Eigenschaft der SPIEGELleserin wird ihre "starke Persönlichkeit" hervorgehoben.

Der Zweck der Untersuchung liegt auf der Hand, denn die Leistungsveränderung heißt "klüger und kaufkräftiger", d.h. es wird hier eine neue Zielgruppe von Frauen ausgemacht, für die dann auch eine etwas anspruchsvollere Werbung anvisiert wird. Als allgemeines Fazit wird festgehalten: "auf sie (weibliche Leser) kommt es an, wenn es um Werbung für anspruchsvolle Produkte und Dienstleistungen geht".

Aufgrund dieser Untersuchung wäre nun anzunehmen, daß der SPIEGEL den weiblichen Teil seines Publikums nicht gänzlich ignorieren kann. Inwieweit dies sich dann auch in inhaltlichen Beiträgen widerspiegelt, soll u.a. auch Gegenstand der nachfolgenden Analyse sein.

5.2.2.4 Die Darstellung der Frauen

SCHMERL (1985) kommt in ihrer Untersuchung über Frauen und Männer in der Presse zu einem äußerst negativen Resultat, was die Darstellungen der Frauen im SPIEGEL betrifft: Sie stellt als generellen Trend für Presseerzeugnisse fest, daß diese die Frauen zwar gänzlich unrepräsentativ darstellen, daß aber, wenn über Frauen berichtet wird:

"dies überwiegend in einer relativ sachlichen Form geschieht. Offene Frauenfeindlichkeit und Häme sind erfreulicherweise Ausnahmen. Sie kommen allerdings gelegentlich vor, am ehesten in der rechtslastigen Welt und im linksliberalen, sich gern über Frauen mokierenden Spiegel. Die dagegen häufiger festzustellende Andersbehandlung von Frauen spielt sich auf subtileren Ebenen ab." (S. 40)

Der kleine Bruchteil an "Frauenmedienpräsenz" ist nach SCHMERL dadurch gekennzeichnet, daß er "relativ selten die tatsächlichen sozialen Probleme, politischen Belange und gesellschaftlichen wie wirtschaftlichen Leistungen von Frauen thematisiert". Bei der stattfindenden Frauenberichterstattung haben Themen von hohem Unterhaltungswert Priorität: "Dies sind sowohl seriöse kulturelle Berichte wie auch heiter banale humoristische und kriminalistische Darstellungen". (S. 51)

Entsprechend sieht auch das allgemeine Resultat ihrer empirischen Untersuchung aus: Demnach haben die Frauen "zuvorderst an der heiteren und unterhaltsamen Seite dieser Welt teil". Wenn überhaupt über sie berichtet wird, dann ist ihre eigentlichste und sichtbarste Domäne in Kultur und Unterhaltung sowie Prominenz und Klatsch.

Die ernste und wichtige Welt wie Politik und Wirtschaft spielt keine vergleichbare Rolle. Hier bezogen auf den SPIEGEL: Er berichtet bevorzugt in der Kategorie Prominenz und Klatsch über Frauen bzw. macht sie zum Thema.

In dem von SCHMERL (1985) untersuchten Zeitraum (1976 und 1983) berichtet der SPIEGEL über Frauen und Männer im Verhältnis 1:3. Am ausgeglichensten ist das Geschlechterverhältnis in der Sparte "Kultur und Unterhaltung", am wenigsten in der Sparte "Wirtschaft".

Nun muß dieses Faktum nicht zwingend als diskriminatorische Absicht des SPIEGEL gedeutet werden, denn Frauen spielen nun einmal gerade in der Wirtschaft immer noch keine dem Manne ebenbürtige Rolle. Zugleich zeigt dieses Ergebnis gleichfalls, daß die reine Messung bzw. Auszählung weiblicher "Medienrepräsentanz" noch wenig inhaltliche Aussagen erlaubt. Von daher soll die reine Auszählungsarbeit im Rahmen der eigenen Inhaltsanalyse lediglich den Auftakt bilden zu einer weiteren inhaltlichen Beschäftigung mit den Artikeln, die das Thema 'Frau' bzw. 'Frau und Beruf' behandeln.

Zunächst wurden die SPIEGELjahrgänge von 1983 und 1984 nach den Artikeln durchgeschaut, die Frauen zum Gegenstand hatten. Schwerpunkt sollte dabei die Frau im Beruf bilden, was allerdings kaum je explizit Thema war. Gleichfalls wurde hier auch auf die Kategorie Mann geachtet, d.h. es wurde nach Artikeln Ausschau gehalten, die explizit den Mann oder ein sogenanntes männliches Thema zum Gegenstand haben.

Die Grundgesamtheit aller durchgesehenen SPIEGELexemplare betrug für das Jahr 1983 38 Artikel und für das Jahr 1984 46 Artikel. Dabei tauchte das Thema 'Frau und Beruf' bzw. 'Frau' 1983 knapp in der Hälfte aller Beiträge auf (47,4%), 1984 dagegen etwas weniger häufig, nämlich nur zu 39,1%. Das Thema 'Mann' schließlich tauchte zu einem äußerst geringen Prozentsatz auf: 1983 zu 5,3% und 1984 zu 2,2%.

Im nächsten Analyseschritt wurde - analog der Studie von SCHMERL (1985) - die Verteilung der 'Frauenthemen' in den verschiedenen, SPIEGELeigenen Sparten untersucht. Tabelle 5 zeigt die Ergebnisse: Wie in der Untersuchung von SCHMERL, läßt sich für das Jahr 1983 feststellen, daß das Thema 'Frau und Beruf' bzw. 'Frau' am häufigsten in der Sparte "Kultur" abgehandelt wird. 1984 wandert das Thema dann verstärkt in die Sparten "Deutschland" und "Ausland".

Das Thema 'Mann' wurde 1983 in den Sparten "Deutschland" und als Titelgeschichte behandelt, 1984 ist es nur in der Deutschlandsparte anzutreffen.

	1983	1984
Kultur	8	3
Ausland	4	5
Wirtschaft	2	1
Deutschland	5	6
Sport	1	1
Titel	2	3
SPIEGEL- gespräche	-	1
	-----	-----
	22	20

Tab. 5: Die Verteilung des Themas 'Frau und Beruf' auf die Sparten des SPIEGEL

Da die vom SPIEGEL vorgegebenen Sparten aber wenig inhaltliche Aussagekraft haben und insbesondere eine **psychologische** Analyse erschweren, wurde nach dem Studium der Texte ein eigenes, neues Einordnungssystem - inhaltsanalytisch "Kategoriensystem" - geschaffen, das dem Textinhalt näher kommt.

Insgesamt wurden 11 Kategorien gebildet: "Medizin & Biologie" - darunter fallen Texte mit naturwissenschaftlicher Thematik -, "Gleichberechtigung positiv" - dies sind Texte, die Fälle gelungener Gleichstellung von Frauen berichten -, "Gleichberechtigung negativ" - diese Texte bringen Fälle von Diskriminierung oder Ungleichbehandlung, "Wirtschaft und Recht" - hierunter wurden Texte subsumiert, die das Thema in diesen Bereichen behandeln. Gleiches gilt für die weiteren Kategorien: "Gefühle & Sexualität", "Protest", "Feminismus" (dies ist mitunter eine SPIEGELeigene Kategorie), "Gewalt" und "Politik". Die Kategorie "sozialwissenschaftliche Termini" bezeichnet Texte, die **explizit** Ergebnisse aus den Sozialwissenschaften zum Gegenstand haben.

Nun sind diese Kategorien sicherlich nicht wertneutral, obgleich sie möglichst nahe am Kontext bleiben sollten. Dennoch stellen sie ein Selektionskriterium einfach dadurch dar, daß durch das Weglassen von Texten oder Passagen ebenfalls eine Wertung getroffen wird: Umso "typischer" erscheinen nämlich die ausgewählten Texte. Dieses subjektive Moment muß allerdings mit in Kauf genommen werden,

auch wenn es die Schlußfolgerungen erheblich in ihrer Gültigkeit einschränkt.

Tabelle 6 zeigt nun die Verteilung der Texte (sie sind mit Buchstaben gekennzeichnet worden, der Quellenachweis befindet sich im Anhang) in dem neuen Kategoriensystem: 1983 sind die meisten Texte in der Kategorie "negative Gleichberechtigung" zu finden. 1984 ist das Verhältnis ausgewogener, d.h. die Texte verteilen sich gleich unter den Kategorien "Gleichberechtigung negativ", "Wirtschaft & Recht", "Feminismus", "Politik" und "sozialwissenschaftliche Termini".⁴³

Diese zweite Häufigkeitsauszählung bildete dann das Auswahlkriterium für die im folgenden ausführlicher analysierten Texte,⁴⁴ d.h. sie entstammen den "beliebtesten" Kategorien.

Kategorien	Text	1983	Text	1984
Medizin/Biologie	F R	2	S	1
Gleichberechtigung:				
Positiv	K B P	3	P T	2
Negativ	A C D			
	I V W	5	J A E	3
Wirtschaft/Recht	H	1	B M R	3
Gefühle/ Sexualität	I M S	3		
Protest	U	1		
Feminismus	G X	2	D N O	3
Gewalt	O N	2	H L	2
Sozialwissen- schaftliche Termini	E	1	C Q U	3
Politik	T L	2	K F I	3

Gesamtheit der Artikel mit "Frau":		22		20

Tab. 6: A Das Kategoriensystem für den SPIEGEL und die Verteilung der Texte

Kategorien	Text	1983	Text	1984
Gleichberechtigung negativ			G	1
Wirtschaft/Recht	Q	1		
Sozialwissenschaftliche Termini	J	1		

Gesamtheit der Artikel mit "Mann":		2		1

Tab. 6: B Das Kategoriensystem für den SPIEGEL und die Verteilung der Texte

5.2.2.5 Wissenschaft im SPIEGEL - vielfältig

Die Darstellung der Wissenschaft im SPIEGEL soll exemplarisch an dem Inhalt des Textes U/84 - die Frau um 40 - dargestellt werden. Frauen in dieser Altersgruppe begehen gehäuft Suizide und werden häufiger geschieden. Dies betrifft nicht nur die Hausfrauen und Mütter, sondern auch berufstätige Frauen. Der Artikel bebildert dies mit zahlreichen Selbstaussagen prominenter Frauen (v.a. aus der künstlerischen Branche und Karrierefrauen).

Der Artikel benutzt in sehr starkem Ausmaß psychologische Termini: Es handelt sich um die "Midlife-Krise", die zugleich auch als "Identitätskrise" von Frauen beschrieben wird. Diese weibliche Midlife-Krise unterscheidet sich um einiges von der "vielgeschriebenen Midlife-Krise des Mannes", denn die Frauen erreichen die Lebensmitte mit einer "ganz anderen psychologischen Geschichte als die Männer".

Die Autorin führt nun eine Unmenge verschiedenster psychologischer Autoritäten an, um dieses weibliche Anderssein wissenschaftlich zu untermauern: So wird Ursula LEHR erwähnt, die die Frauen zwischen 40 und 49 als besonders pessimistisch beschreibt, Heidi ROSENBAUM, die von einer Kommunikationsleere spricht, Judith BROWN, die die negative Einstellung der Frauen in der Lebensmitte zum Thema hat, die Psychiaterin Ann DALLY, die vom Entzug gesellschaftlicher Anerkennung spricht, wenn die Kinder das Haus verlassen haben. Die Psychoanalyse wird bemüht, um für die Frauen festzustellen, daß sie kein autonomes Körpergefühl besitzen, Carol GILLIGAN wird wie folgt den Lesern übersetzt:

"Frauen ... ticken anders als Männer. Ihr Selbstwertgefühl hat mit der Fähigkeit zu tun, Bindungen und Beziehungen herzustellen und zu erhalten."

LEHR und THOMAE werden unter dem Stichwort Konflikte und Lebensalter angeführt, die für die Männer feststellen, daß Berufstätigkeit Vorrang hat, für die Frauen hingegen der Partner. Colette DOWLINGS "Cinderellakomplex" wird erwähnt, Phyllis CHESTER, die davon spricht, daß die den Frauen um 40 "ohnehin begrenzten Möglichkeiten zur Befriedigung ihrer sexuellen, emotionalen und intellektuellen Bedürfnisse" genommen werden. Hier wurden nun lediglich die psychologischen Fachautoritäten erwähnt. Im Text selber werden noch etliche andere politische und künstlerische Berühmtheiten aufgeführt, u.a. auch Frauen aus der Politik z. B. der Fraktion der Grünen.

Es fehlt auch nicht der Hinweis auf den Verdienst der Kosmetikindustrie, "viel stärker als Männer sind Frauen für das eigene Selbstgefühl auf Resonanz beim anderen Geschlecht angewiesen". Der Artikel schließt mit einem Zitat der Feministin Gloria STEINEM ab, die die Hoffnung ausspricht, daß Frauen im Alter radikaler werden. Dies kann die Redakteurin des SPIEGELS in keinsten Weise teilen. "Den meisten würde schon reichen, wenn sie ihr eigenes Leben in die Hand nehmen könnten."

Im Unterschied zu dem Journalismus in der FREUNDIN werden dem SPIEGELleser hier unzählige Modelle und Autoritäten aus der Wissenschaft angeboten. Die FREUNDIN hat nur ein Modell - den Appell an das weibliche Selbstwertgefühl und die Idee der Trainierbarkeit von Fähigkeiten. Der SPIEGEL bietet hingegen - wohl wissend um sein intellektuelles Publikum - viele unterschiedliche Modelle an.⁴⁵ In einer geschickten Mischung aus Prominentenaussagen und wissenschaftlichen Stichwörtern - die im übrigen die unterschiedlichsten Themenbereiche berühren wie z.B. Beruf der Frau, Hausfrauenstatus, Gesundheit, gesellschaftliche Anerkennung, psychologisches Selbstwertgefühl usw. - wird unter dem Schwerpunkt der sogenannten Midlife-Krisis von 40- bis 50jährigen Frauen die Botschaft vermittelt, daß diese Frauengeneration sich in einer ziemlich hoffnungslosen Lage befindet.

In ähnlicher Art und Weise werden sozialwissenschaftliche Ergebnisse bzw. neueste Begrifflichkeiten im nächsten Beispieltext behandelt:

Gegenstand des Textes C/84 ist der wissenschaftliche Begriff der Androgynie. Die konstatierte Angleichung der Geschlechter wird als ein "biologisch-soziologisches Experiment" bezeichnet, "für das sich in der Geschichte kein Beispiel findet". Es folgt ein Ausflug in die Ge-

schichte anhand frauenfeindlicher Zitate und der Anführung zahlreicher wissenschaftlicher Autoritäten, die sich mit dem "neuen Menschen der Emanzipation" befaßt haben, so z.B. Alice SCHWARZER, Herrad SCHENK, ebenso wie Kritiker dieser Entwicklung (Ivan ILLICH) erwähnt werden. Es folgt ein kurzer Abriß der Geschichte der Medienbildung sowie der Frauenarbeit.

Die bestehenden Unterschiede zwischen Männern und Frauen sind insbesondere vor dem geschichtlichen Hintergrund nicht weiter gravierend. Die visionäre Zukunftstoptie schaut dann so aus:

"In den Nischen von Bildungsprivilegierten, wo die Emanzipation der Frau keine Frage mehr ist und auch das Selbstwertgefühl des Mannes nicht erst durch Niederkonkurrieren eines schwächeren Geschlechts gestärkt werden muß, sind statt Vereinheitlichung "Vielheiten" angesagt... stark und sanft, hart und weich, willensbetont und voller Hingabe, scharf und stumpf, vernunftgesteuert und wahnsinnig, fest und locker, unnachgiebig und vergesslich."

Wie die FREUNDIN verzichtet der SPIEGEL auf Darstellungen der Methoden oder theoretischen Hintergründe. Im Unterschied aber zur Frauenzeitschrift wird dem SPIEGELleser ein wahres Panoptikum wissenschaftlicher Namen und Begriffe vorgeführt, wobei die "Botschaft" dann durchaus alltagspsychologische Übersetzungen erfährt. Widersprüche -"fest und locker" - stören dabei nicht.

5.2.2.6 Frauen - Opfer typischer SPIEGELhäme?

Der Vorwurf der "typischen SPIEGELhäme" gegenüber Frauen und ihren Anliegen wurde insbesondere von SCHMERL (1985) erhoben. Anhand der folgenden Textbeispiele soll der Vorwurf überprüft werden.

Der Text Q/84 - Im Verborgenen - wurde unter die Kategorie "sozialwissenschaftliche Termini" subsumiert und referiert die Ergebnisse einer Studie, die "ausgehaltene Frauen" zum Thema hatte. Damit wird "eine Frau, die mit einem verheirateten Mann nicht verheiratet ist, aber von seiner finanziellen Unterstützung lebt", gemeint:

"Damit fällt zum erstenmal ein schwacher Lichtstrahl auf jene Stillen im Lande, die trotz Feminismus und Frauenbewegung im Schatten von Managern, Politikern und anderen betuchten Herren verborgen blühen."

Als Resultat wird festgehalten:

"Bei ihren Umfragen entdeckte die Soziologin keine schwülen Boudoirs, keine Sexorgien und auch keine spätbürgerlichen Kopien der Dubarry oder einer Lola Montez, dafür aber viele unauffällige Frauen zwischen 20 und über 50."

Die interviewten Frauen orientierten sich weitgehend an einem konservativen Ehefrauenmodell.

Dieser Artikel enthält vergleichsweise wenig sozialwissenschaftliche Termini, da er ziemlich viele "Originalzitate" von den befragten Frauen bringt. Der Text zeigt aber, was SCHMERL (1985) als 'typische SPIEGELhäme' bezeichnen würde: Sie besteht darin, daß es trotz Feminismus mit seinen Idealen und Ansprüchen von Frauen solche unemanzipierten Frauen gibt. Der SPIEGEL stellt sich hier auf ein Ideal der Frauenbewegung - alle Frauen sind emanzipiert - um dies an der sozialen Wirklichkeit zu blamieren.

Die Kategorie Politik macht 1984 einen größeren Anteil als 1983 aus. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die 'grünen' Frauen für einigen Wirbel in der Politik gesorgt haben. Immerhin gibt es zwei zentrale Artikel über das Bonner "Feminat". Der erste Artikel heißt "Spitze entmannt" (Text F/84), der im SPIEGEL selbst unter der Rubrik Deutschland firmiert.

Es wird die Machtübernahme der 'grünen' Frauen innerhalb der Fraktion der Grünen beschrieben. Dabei wird der Sieg der 'grünen' Parlamentarierinnen als ein "Signal" gedeutet, daß die etablierten Parteien auch in der Frauenfrage unter Druck setzen soll. "Daß nach den harten Machern nun sanfte Mütter die fraktionsinternen Konflikte um Rotation und Realpolitik entschärfen, möchten die streitbaren Frauen nicht versprechen."

Der Artikel endet damit, daß "viel auf dem Spiel" steht. Denn es geht um den Beweis, daß "Frauen in Spitzenpositionen miteinander solidarischer umgehen können als Männer".

Im nächsten SPIEGEL - I/84 - wird ein Gespräch mit den 'grünen' Politikerinnen unter der Überschrift "Wir wollten die Männer nicht entmachten" geführt.

Es soll nun nicht auf den politischen Inhalt und das politische Programm der Grünen eingegangen werden. Aus dem SPIEGELinterview soll vielmehr die Stellung zur Frauenfrage bzw. zu den Frauen kurz hervorgehoben werden:

"Wir wollen auch Geschichte machen; aber eine andere Geschichte, eine andere Art von Politik. ... von daher denke ich, daß wir unheimlich große Wirkungen haben werden auf die Entwicklung von Frauen, daß sie lernen, sich Sachen zuzutrauen, die sie sich vorher nicht zugetraut haben". "Mir ist völlig

klar: Wir sind in der Beweislast. Wir werden es doppelt und dreifach schwer haben, aber wir dürfen nicht scheitern, weil dann die Frauen auch ein Stück mit uns scheitern werden." SPIEGELfrage: Woran könnten sie scheitern? Antwort "Alles mögliche. Wir könnten untereinander in Konkurrenz geraten".

Der SPIEGELtext K/84 behandelt die Frauen in der CDU, die sich nun ebenfalls der Frauenfrage in ihrer Partei widmen. Es handelt sich um die Notlagenindikation beim Schwangerschaftsabbruch. Laut SPIEGEL befinden sich auch diese Damen im Aufruhr:

"Der Aufstand gegen die Rednerliste zeigt, daß die Unionsdamen, anders als bisher nicht mehr bereit sind, zähneknirschend die Beschlüsse der Fraktionsspitze einfach hinzunehmen - vor allem, wenn es um die Belange der Frauen geht." ... "Das neue Selbstbewußtsein der CDU-Frauen ist ihren männlichen Parteifreunden inzwischen schon fast unheimlich."

Nun ist hier darauf hinzuweisen, daß die stärkere Repräsentanz von Frauen im Medium SPIEGEL wohl eher darauf zurückzuführen ist, daß sich einige Frauen in die Politik eingemischt haben und dort Frauenthemen auf die Tagesordnung setzten. Der SPIEGEL hat nicht plötzlich eine "frauenfreundliche Neigung" entwickelt, sondern zeichnet nach bzw. greift auf, was in der Politik Thema ist.

Unter die Kategorie 'Wirtschaft und Recht' wurden drei Texte subsumiert: Text B und Text R/84 berühren das Thema Abtreibung, während sich der Text M/84 mit der Kfz-Versicherung befaßt.

Dieser Text trägt die Überschrift "Kleiner Unterschied". Eine Autoversicherung bietet Frauen einen Billigtarif an. Sie stützt sich auf Untersuchungen, die festgestellt haben, daß Frauen zwar häufiger Unfälle verursachen als Männer, daß die Unfälle jedoch nicht so schwer sind wie die von Männern verursachten.

Die Texte zur Abtreibung: der Text B - Überschrift: "Ja zum Kind" - behandelt die vom Familienminister geplante Stiftung für Schwangere (Stiftung "Mutter und Kind - zum Schutz des ungeborenen Lebens"):

"Familienminister Heiner Geißler, selbst Vater von drei Kindern, möchte auch andere Ehepaare zum Nachwuchs anregen ... Die Hauptschuldigen für diese miese Babybilanz hat Geißler schon ausgemacht: die gebärunwilligen Frauen ... Mit seinem vermeintlich frauenfreundlichen Vorstoß wollte Geißler auf eines der neuesten Projekte seines Ministeriums hinweisen, die Stiftung Mutter und Kind ... (sie) soll dazu beitragen, daß ab-

treibungswillige Frauen, die den Abbruch mit einer wirtschaftlichen Notlage begründen, ihren Entschluß rückgängig machen."

Gegen die Stiftung und ähnliche Vorschläge wird eingewandt, daß sie allenfalls Almosencharakter haben, sowie, daß die Maßnahme letztlich so nicht ihren Zweck erfüllt. Als Beleg wird eine wissenschaftliche Studie (v. ROSENSTIEL u.a., 1983; v. ROSENSTIEL u.a., 1986) zitiert:

"So ergaben Untersuchungen des psychologischen Instituts der Universität München, daß junge Bundesbürger ihre Kinderwünsche von den unterschiedlichsten Faktoren abhängig machen, etwa von ihren Berufsaussichten, dem richtigen Partner oder langfristigen Zukunftsplänen."

Auch dies ist ein typisches Beispiel, wie sich auf Wissenschaft als Autorität berufen wird. Damit wird dann der politischen Maßnahme die Effektivität bestritten.

Text R/84 behandelt gleichfalls den Streit um den Paragraphen 218 und ist von Alice SCHWARZER geschrieben. Überschrift "Heiner Geißler hat Recht". Recht hat Heiner Geißler natürlich nur "aus seiner Sicht." Im Text wird kurz der § 218 vorgestellt sowie die Kämpfe um ihn.

"Doch wenn es denn sein muß, soll es noch einmal gesagt werden: Gegner/Gegnerinnen des § 218 sind nicht Befürworter der Abtreibung an sich ... sondern nur Befürworter des Rechts der Frau auf eine menschenwürdige Abtreibung.

Dieses Recht ist neben dem Recht auf Erwerbstätigkeit in der Tat eine der elementarsten Frauenforderungen, ist Voraussetzung für Emanzipation ... Feministinnen haben nicht Revolution gemacht, aber Kulturrevolution.

Wir treten auf der Stelle ... Dabei hätten Frauen heute so viel mehr zu sagen. Und zu tun. Die Frauenfrage ist nämlich mehr als eine Frauenecke. Es geht bei ihr nicht nur um Abtreibung, Hausarbeit und Unterbezahlung; es geht, in aller Bescheidenheit um die Menschwerdung der weiblichen Hälfte der Weltbevölkerung. Auf dem Spiel steht, in aller Schlichtheit, die fundamentalste Erschütterung der Machtverhältnisse, denn auf der Mann-Frau-Hierarchie baut sie ja auf, die Macht dieser Welt. ... Doch auch Geißler und Kameraden werden die ... Frauen im Jahr ... nicht zur Mutterschaft zwingen können. Aber das worauf es ihnen in Wahrheit ankommt, könnten sie ein Stück erreichen: daß Frauen wieder in Demut und Angst betteln oder ins Ausland fahren müssen. Einschüchterung ist angesagt."

Dieser von Alice SCHWARZER mit martialischen und pompösen Worten aufgemachte Anspruch steht etwas in Widerspruch zum Anlaß bzw. läßt diesen geradezu "nichtig" angesichts der globalen Menschheitsaufgabe werden (vgl. hierzu Kap. 3.4). Andererseits dokumentiert dieser Text feministisches Selbstbewußtsein und drückt zudem auch einen Anflug von Selbstkritik aus, der durch den Vergleich des Anspruchs mit den tatsächlichen Errungenschaften für Frauen entsteht. Der SPIEGEL enthält sich hier eines Kommentars und läßt die Aussagen für sich sprechen.

Der Text N/84 wird vom SPIEGEL selber unter der Sparte Ausland mit dem Stichwort 'Feminismus' überschrieben. Seine Überschrift lautet: "Ich tue mich schwer, den Papst zu lieben". Es handelt sich um einen Report über "die Rebellion der katholischen Frauen gegen die Kirche":

"Viele der in der Kirche stehenden Frauen, die das verschollene und verkümmerte Weibliche in der Kirche suchen, klagen heute, daß dieser Papst den Sexismus zu planvoller Repression in allen Fragen der kirchlichen Familien-, Erziehungs- und Ordnungspolitik benutzt."

Einer Aufzählung der Maßnahmen des Papstes folgt eine Reihe von Beispielen von katholischen Nonnen, die sich gegen bestimmte kirchliche Regelungen aufgelehnt haben. Beispielzitat:

"Wie die meisten weiblichen Angestellten im Vatikan sind die drei Klägerinnen (erster Arbeitsprozeß in der Geschichte des Vatikans) nicht gerade streitbare Emanzen, sondern entsprechen eher dem Bild der biedereren, fleißigen, aber selbstbewußten Frau."

Es folgt ein historischer Exkurs, der mit frauenfeindlichen Zitaten von berühmten Kirchenvätern angereichert ist sowie eine kurze Darstellung von "feministischer Theologie".

Der nächste Text in der Kategorie Feminismus ist von Cora STEPHAN geschrieben und handelt über Germaine GREERS "Sex and Destiny". Die Überschrift lautet: "Feminismus: Wende an der Frauenfront?" (Text O/84):

"Leider gibt es die beschworene "Krise der Frauenbewegung"... weil auch im Diskurs der Frauenbewegung zur Zeit die defensive Behauptung vorherrscht, den Frauen gebührten gleiche Rechte, einfach weil es die Frau nun einmal gebe - nicht aber, weil sie dieser Gesellschaft ein besonderes, einmaliges, ein machtvolles und zukunftsfrächtiges Potential zu bieten hätten."

Cora STEPHAN fragt nach dem Grund der Empörung, die das Buch von Germaine GREERS erweckt hat.

"Die wirkliche Provokation, scheint mir, liegt nicht in der ihr unterstellten Befürwortung dieser oder jener Verhütungspraxis, schon gar nicht in einem Aufruf zu weltweiter Keuschheit... Vielmehr (in dem Vorwurf), daß sie (die Frauen) sich gegenüber anderen Kulturen eurozentriert-imperialistisch verhielten und daß sie zugunsten der freien Selbstbestimmung, der eigenen Individualität auf das verzichteten, was das Potential der Frauen im Unterschied zu den Männern ausmacht."

Als spezifisch weibliche Qualität wird der "Wunsch nach Fruchtbarkeit" hervorgehoben. "Fruchtbarkeit, Kreativität hat ohne Zweifel andere Bedeutung als Mütterlichkeit. Daß hier weibliches Terrain brachliegt ..."; der Artikel schließt mit: "Der androgyne Mensch jedenfalls steht nicht vor der Tür ..."

Text D/84 befaßt sich mit dem neuen Buch von Susan BROWN-MILLER, Überschrift: "Rückkehr zum Rock". Ausgerechnet von einer "streitlustigen Kämpferin für den Feminismus" wird ein "strahlendes Come-back" der Weiblichkeit konstatiert.

Es wird ein neuer Trend in den USA registriert, wonach sich die Frauen wieder "der Weiblichkeit" zuwenden. Frauen beleben die Mode- und Kosmetikindustrie und kämpfen um "zwei seltene Ressourcen - Männer und Arbeitsplätze":

"Obwohl Susan Brownmiller Frauen gern als Amazonen sehen möchte, die flachabsätzig und in flatternden Hosen mit Eroberschritten auf Wesentliches zusteuern, ist sie selbst nicht frei von altmodischer Weiblichkeit ...".

Gerade der letzte Text erscheint wieder "typisch SPIEGEL", da er ein nahezu albernes Bild von emanzipierten Frauen entwirft - uneitel, männlich - dem die reale Gestalt der Susan Brownmiller nicht entspricht und deshalb das Anliegen blamiert.

Auch an diesem Beispiel läßt sich das Verfahren der sogenannten 'SPIEGELhämé' vorführen: Es wird das Ideal einer Feministin entworfen, das sich dann an der Realität des 'realexistenten' Feminismus blamiert. Psychologisch interessant ist die Spekulation auf das dem zugrundeliegende, von seiten der Redaktion vermutete Leserbedürfnis: Gemeinsam mit dem SPIEGEL gewinnt dieser das erhebende Gefühl, soziale Realität zu durchschauen. Gleichzeitig wird damit die Moral zum Ausdruck gebracht, daß doch 'im Grunde nichts dahintersteckt'. Damit hat der SPIEGEL die Pose des "über den Dingen stehend" erzeugt, die schon ENZENSBERGER (1969) beschrieben hat.

Im Vergleich zu der Kategorie "Gleichberechtigung negativ" gibt es relativ wenig Fälle einer positiven weiblichen Gleichberechtigung. Die berichteten Fälle von weiblicher positiver Gleichberechtigung bewegen sich eher in gesellschaftlichen Randbereichen bzw. tragen sogar den Charakter eines Kuriosums. Beispiel Text B/83: Unter der Überschrift "Tickende Bombe" wird über einen Fall von Gleichberechtigung in der Feuerwehr berichtet: Amerikanische Frauen haben hier "eine letzte Männerdomäne" erobert, sie können nun auch zur Berufsfeuerwehr gehen.

Text K/83 berichtet von einem Lohnkampf, den Arbeiterinnen der Firma Triumph Adler geführt haben und der erfolgreich war. Überschrift des Textes "Wir machen die gleiche Arbeit wie Männer". Ausgerechnet eine Ausländerin - eine Argentinierin - hat einen "für die Bundesrepublik historischen Prozeß" geführt und gewonnen. "Dem ersten, dem es unverstellt und lupenrein um das Recht von Frauen auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit geht".

Das letzte positive Gleichberechtigungsbeispiel ist der Text P/83: Hier geht es um ein neues Klientel von "umsatzbewußten Hoteliers": Es sind dies alleinreisende Frauen.

"Schon sind rund 30% aller Geschäftsreisenden in den USA Frauen ... Pikante Probleme, verursacht etwa durch heimlich eingeschleusten Herrenbesuch, habe es bislang nicht gegeben."

So wurden denn die Angestellten diverser Hotels "auf die neuen Benimmregeln gegenüber alleinstehenden Frauen getrimmt".

Daß es relativ wenig Fälle einer "positiven Gleichberechtigung" gibt, ist nun nicht unbedingt der Berichterstattung des SPIEGELS anzulasten: Er spiegelt lediglich soziale Realität wider.

Die Kategorie "negative Gleichberechtigung" hat 1983 die weitaus größte Ausprägung: 27% aller Texte, die Frauen zum Thema haben, fallen unter diese Kategorie.

Text A/83 behandelt unter dem Titel "Verfolgt und Verfemt" Frauen, die zunehmend das Segeln als Leistungssport betreiben, denen aber trotzdem die Aufnahme in den Seglerverband verweigert wird. Text D/83 - "Großer Glücksfall" - berichtet am Beispiel von Afrika über die Sitte, für Frauen einen Brautpreis zu entrichten.

Ebenfalls aus dem Ausland ist der Text C/83, Überschrift "Tiefer Schock". Es geht um die Kodifizierung islamischen Rechtes in Pakistan, das die Zeugenaussage einer Frau nur halb so hoch ansetzt wie die eines Mannes.

Text N/83 handelt unter der Überschrift "Wünschen weiterhin gute Erholung" von weiblicher Erfahrung beim Militär in der DDR. Der Text V/83 berichtet von den Oberammergauer Passionsspielen, in

denen Frauen "auch weiterhin nichts zu sagen haben". Dies wurde vom bayerischen Verfassungsgerichtshof erneut bestätigt.

Der letzte Text schließlich - Text W/83 - berichtet von der Schweiz: "Im Bundesrat bleiben die Männer unter sich". Hier geht es um die Wahlniederlage von Lilian UCHTENHAGEN, die ihrem Konkurrenten unterlag. Fast alle Beispiele sind im Ausland angesiedelt. Sicherlich ist unbestreitbar, daß diese Fülle "negativer Gleichberechtigung" im Ausland zutreffen. Möglicherweise neigt aber auch der SPIEGEL dazu, solche Fälle besonders im Ausland aufzugreifen.

Ohne nun dem SPIEGEL nationalistische Neigungen zu unterstellen, deuten doch die Textbeispiele aus der Kategorie "negative Gleichberechtigung" auf ein Bedürfnis hin, Fälle von Ungleichbehandlung oder barbarische Praktiken im Ausland zu goutieren und für das eigene Land dann umso zufriedener zu sein.

An einem letzten Textbeispiel - Text E/83 "Der amerikanische Mann" - soll nun einmal für "die andere Seite" überprüft werden, wie der SPIEGEL sich der Geschlechtskategorie "Mann" widmet.

Der Text selbst bezieht sich schon zu Beginn auf die amerikanische Frauenbewegung und ihre (fragwürdigen) Erfolge. Es soll die "heikle, sumpfige Frage" nach der eigenen "Identität in der hergebrachten Männerrolle" behandelt werden. Es werden Buchtitel erwähnt, die von einem "männlichen Dilemma" sprechen. "Frauen in Amerika haben das letzte Jahrzehnt als Zeit des Triumphes erlebt ... Zwar blieb der Geländegewinn in den meisten Berufen in Wirklichkeit gering, doch für viele Männer sah es so aus, als müßten sie nun immerzu zurückstapfen." Es folgen Exkurse in die amerikanische Geschichte sowie die Inhaltsangabe verschiedener Filme, die für den Machtverlust des amerikanischen Mannes stehen sollen. Z.B.:

"Mit Bewährung an einer wirklichen Grenze war es allerdings schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorbei, während zugleich die Entwicklung der Industriegesellschaft in den anonymen Großbetrieben in Amerika immer mehr die Möglichkeit nahm, sich und ihre Familien mit eigener Hände Arbeit selbständig zu ernähren... und das traf Selbstwertgefühle besonders hart in einer Gesellschaft, die von sich selber behauptete, sie biete jedem unbegrenzte Entfaltungsmöglichkeiten. Also schufen sich amerikanische Männer ... verzweifelte Sublimierungen ..."

Diese Sublimierungen drücken sich z.B. in Filmen aus, in "pubertärer Kraftmeierei" und in einem "Mamasyndrom". Es werden wissenschaftliche, insbesondere auch psychologische Kapazitäten zitiert:

"In einer Rede vor der Jahresversammlung der American Psychiatric Association über das Thema "Die Wirkung der Frauenbewegung auf Männer" betonte Dr. Terry Stein ... daß jedes Paar, das er in den letzten Jahren behandelt habe, sich mit den Veränderungen im Status von Frauen auseinandersetzen müßte ... (die Männer hätten vielfach) im pathologischen Maß Schuldgefühle, Zorn, Rache, Wünsche ... Daran war besonders schwer zu verkraften, daß ihre Konditionierung in der Männerrolle von ihnen verlangte, ihren Zorn nicht nach außen zu lassen."

Die Grundstimmung der amerikanischen Männer ist: Nach "der lauten Auseinandersetzung, dem aktiven Geschlechterkrieg vor ein paar Jahren, sammelt sich jetzt die unterdrückte, die schwelende Wut an". Der Artikel endet mit der Aussage, "ob es eine Versöhnung zwischen Mann und Frau geben wird, bleibt offen".

An der Kategorie 'Mann' wird hier also gleichfalls der 'Selbstwert' als das heikle dahinterliegende Konstrukt ausgemacht, das sich 'spiegelbildlich' zum weiblichen verhält: Es ist gekränkte Männlichkeit.

5.2.2.7 Resümee

Der im SPIEGEL zum Ausdruck kommende Habitus zum Thema ist einfach zu beschreiben. Im Grunde gilt hierfür immer noch die schon von ENZENSBERGER (1969) getätigte Analyse: Der SPIEGEL ist standpunktlos. Er ist auch nicht unbedingt ein Hort von Frauenfeindlichkeit, wie DUSKE (1985) in ihrer Analyse behauptet. Dieser Eindruck entsteht durch die Methode der Argumentation, nämlich wie an den Textbesprechungen gezeigt, das Ideal einer Bewegung, z.B. des Feminismus, an seiner Realisierung zu blamieren.

Der SPIEGEL benutzt - im Gegensatz zur FREUNDIN - eine Vielzahl wissenschaftlicher Autoritäten und Fachtermini, um ein Problem vorzustellen. Dabei interessiert genauso wenig die Methode, umsomehr hingegen die Masse der angeführten Belege und Namen. Darin akkomodiert er sich der Form nach an sein intellektuelles Publikum. An einem Vorkommnis soll noch einmal die unterschiedliche Darstellungsweise der beiden Printmedien vorgestellt werden:

Der Text L/83 "Die belästigte Frau" war zugleich die Titelgeschichte. Es geht um einen Skandal bei den Grünen - ein Abgeordneter, der sich "seinen Mitarbeiterinnen in einer Weise genähert hat, die von diesen als eine Beeinträchtigung ihrer Würde als Frau angesehen werden mußte" - löste eine öffentliche Debatte aus: Die Diskussion um den "alltäglichen Sexismus am Arbeitsplatz".

Im SPIEGEL folgt ein Artikel über die Belästigung der Frauen am Arbeitsplatz: Überschrift "Ich möchte mich gerne wehren, aber wie?"

"Für die USA ermittelte Ende der 70er Jahre die keineswegs feministische Zeitschrift Redbook, daß sich 89% ihrer Leserinnen im Beruf sexuell bedrängt gefühlt hatten."

Es folgen zahlreiche Fallbeispiele, deren Quintessenz wie folgt festgehalten wird:

"Aufklärung und Liberalismus, Marxismus, Psychoanalyse und Emanzipation haben an den geschlechtsbestimmten Grundmustern dieses Verhaltens wenig geändert - jedenfalls in Europa."

Im Interview mit der Bundestagsabgeordneten W. SCHOPPE stellt der SPIEGEL folgende abschließende Frage:

SPIEGEL: "Die Grünen haben hohe moralische Ansprüche aufgestellt, für die anderen und für sich und werden jetzt daran gemessen. Sind da nicht falsche Erwartungen geweckt worden, die sie gar nicht erfüllen können?"

Antwort von W. SCHOPPE: "Auch Grüne sind fehlbar".

Der SPIEGEL bespricht das zum Skandal erhobene Vorkommnis als allgemeinmenschliches Verhalten und blamiert insbesondere die Grünen an ihren eigenen Ansprüchen.

Ganz anders greift dieses skandalöse Vorkommnis die FREUNDIN auf: Die FREUNDIN hat hier den Standpunkt - pro Frauen - und bietet eindeutige Handlungsalternativen, die nicht gerade einen zimperlichen Umgang mit dem betreffenden Übeltäter versprechen:

Problem: Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz "Ich z. B. habe nichts gegen sexuelle Witze, manche sind sehr amüsant. Aber es kommt darauf an, wer sie erzählt und warum er sie erzählt."

Erklärung: Heraus kriegen, wie locker es die Kollegin mit dem Sex nimmt. Um sie dann entweder als Flittchen (bei Lachen) oder als prude Ziege (bei Ignoranz) abzustempeln oder "die ihese männlichen Kollegen mal so richtig zeigen wollen, wie draufgängerisch sie sind?"

Lösungsvorschlag: "Frauen mögen beide Gruppen nicht und diese Sorte Kollegen sollten sich schon gar nicht einbilden, Frauen würden ihre geschmacklosen Annäherungsversuche auch noch als Komplimente auffassen." Meldung bei Vorgesetzten oder Betriebsrat - "ohne Vorwarnung". (FREUNDIN-Text 5/84)

Wendet der SPIEGEL den Skandal ins 'Allgemeinmenschliche', wobei er wie stets eine Fülle von Daten und Fakten referiert, so schlägt

die FREUNDIN konkrete Verhaltensmaßnahmen vor. Ist also der 'Habitus' des SPIEGELS 'über den Dingen stehend', begleitet von einer nahezu erschlagenden Faktenfülle, so ist der 'Habitus' der FREUNDIN eher schlicht, dafür aber eindeutig: Pro Frau und ihre Durchsetzung im Beruf.

Diese unterschiedlichen Habitusformen liegen - neben der unterschiedlichen redaktionellen Konzeption - sicherlich am anvisierten Leserpublikum, das im Falle der FREUNDIN vorwiegend aus jungen, berufstätigen Frauen besteht, beim SPIEGEL hingegen immer noch stärker männlich dominiert ist. Der unterschiedliche 'Habitus' verweist somit auch auf verschiedene Selbstdarstellungsformen des jeweiligen Publikums hin, wobei sich Geschlecht und Schicht verschränken.

Das Argument der 'Unterrepräsentation von Frauen in den Medien' soll hier noch kurz kritisch gewürdigt werden. In den untersuchten Texteinheiten waren 'Frauen' relativ häufig vertreten. Von einer "Annihilierung" bzw. Nichtrepräsentanz, wie sie SCHMERL (1985) behauptet, kann also keine Rede sein. Es ließe sich aber darüber streiten, ob die Tatsache, daß Frauen nun häufiger Thema in den Medien sind, Grund zu großer Freude ist. Frauen werden in den Medien als Problemfälle gewürdigt, ob dies nunmehr reelle Verbesserungen ihrer Stellung im Berufssystem nach sich zieht oder gar ihr entspricht, ist fraglich. Die Detailanalyse zeigt im übrigen, daß kleinste Schritte von Emanzipation berichtet werden. Die besonders intensive Vertretung der Frauen unter der Kategorie "Sozialwissenschaftliche Termini" könnte mit der schon von KÄRTNER (1972) festgestellten Tendenz gedeutet werden, wonach im Zuge der Verwissenschaftlichung im SPIEGEL besonders die Psychologie Verbreitung fand. Diese wiederum widmet sich zwar nicht unbedingt bevorzugt Frauenproblemen, dennoch bedient sich z.B. der Feminismus und ein in Frauensachen engagiertes Publikum gerne der Psychologie.

Die Historikerin FREVERT (1986) stellt in ihrer Analyse der Lebensverhältnisse von Frauen in den letzten 200 Jahren für die aktuelle Situation ein Paradox fest: So verschlechtern sich die Chancen für die Frauen auf dem Arbeitsmarkt zunehmend, in den Medien gewinnt nahezu umgekehrt proportional das Thema 'Frauen' an Popularität. Die gehäufte Rede über Frauen könnte so vielmehr ein Indiz dafür darstellen, daß deren Status und ihre Integration in die Berufswelt keine Selbstverständlichkeit darstellt. In keinem Fall sollte die momentan verbreitete Diskussion von Frauenfragen seitens Wissenschaft und Medien als ein Hinweis für die Stärke der weiblichen Position in der Gesellschaft gewertet werden.

Anmerkungen zu Kapitel 5

- 26 Die Rede von "gesellschaftlicher Bedingtheit" war für die kritische Theorie im übrigen keine leere Phrase, sondern "während sie unablässig über den Einfluß der Gesellschaft auf das Individuum reden, vergessen sie, daß nicht nur das Individuum, sondern schon die Kategorie der Individualität ein Produkt der Gesellschaft ist". (ADORNO, 1973)
- 27 Nach DRÖGE (1972) können die "moralischen Wochenschriften" des 18. Jahrhunderts dafür als Beispiel dienen. Sie begründeten die bürgerliche Identität und gingen kritisch gegen die damals vorherrschenden adeligen Lebensformen vor. Eine ähnliche Aufgabe der Presse heutzutage für die Lohnabhängigen sieht DRÖGE hingegen nicht gegeben.
- 28 "Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten ..." (GRUNDGESETZ, 1971). Zwar billigt das entsprechende Grundrecht - Art. 5, GG - auf dem die Pressefreiheit in der Bundesrepublik Deutschland beruht, jedem Meinungsfreiheit zu. Es sagt aber nichts - und hierin dürfte seitens HOLZER ein Mißverständnis vorliegen - über eventuelle positive Inhalte aus, die zu verbreiten wären. Der von HOLZER mit den Medien per Grundrecht verbundene aufklärerische Charakter entspringt seiner subjektiven Sichtweise, denn im Gesetz wird lediglich negativ festgehalten, daß nicht gegen "allgemeine Gesetze, ...usw." verstoßen werden darf.
- 29 Diese Argumentation nimmt - obgleich sie sich dem "Volksinteresse" sicherlich mehr verbunden fühlt - die Produkte der Massenmedien insoweit in Schutz, als die hohen sittlichen Ansprüche der "Massenaufklärung" dem Verkaufsinteresse entgegenstehen. Dieses jedoch kann sich ja nur dann durchsetzen, wenn die Produkte tatsächlichen Absatz finden. Hier würde sich vielmehr eine kritische Analyse der "Massenbedürfnisse" anbieten, die solche Informationen bevorzugen.
- 30 Eine erneute Auseinandersetzung mit zentralen Argumenten der kritischen Theorie findet im Rahmen der Diskussion um die "Postmoderne" statt. So setzt sich WELLMER (1985) mit der Vernunftkritik ADORNOs auseinander. In der Feststellung von "Unfähigkeit zur Erfahrung" im Sinne von sich einlassen auf eine Sache, gibt WELLMER ADORNO recht. Er zieht ihn aber einer ungerechtfertigten Gleichsetzung von 'totalisierender' mit 'diskursiver' Vernunft (S. 96). "Die ... sich äußernde Wut aufs Nichtiden-

- tische (ist) nicht Ausdruck diskursiver Rationalität", sondern zeigt gerade deren Fehlen an. "Adornos Begriff der diskursiven Vernunft gleicht dem Bild, das eine szientistisch verengte Aufklärung von der Vernunft gezeichnet hatte." (S. 96)
- 31 Es nimmt den Anschein, als ob diese mühselige Forschungsarbeit - "Bei unserer umfassend angelegten Untersuchung, die den gesamten Zeitschrifteninhalt einigermaßen erfassen sollte, mußten mehrere Auswerter über eine lange Zeit hinweg eingesetzt werden. 6 Auswerter arbeiteten annähernd 2 Jahre an unserer Untersuchung." (S. 15 in: KOCH & BREDERECK, 1965) - nur der Kritiker der Massenmedien wegen verfaßt worden sei. (S. 65)
- 32 "Zahlen, geometrische Figuren ... als bloße Symbole zu nehmen, ist einerseits etwas unverfängliches; aber töricht ist es andererseits zu meinen, daß dadurch mehr ausgedrückt sei, als der Gedanke zu fassen und auszudrücken vermöge ..." (HEGEL, Wissenschaft der Logik I, 1969, S. 247, Erstausgabe 1812).
- 33 Zwei unabhängige Rater überprüften die Zuordnung der Titel zu den Kategorien, wobei sich eine Interraterreliabilität von .83 ergab.
- 34 Zur Lesart der Textbezifferung: Die erste Ziffer kennzeichnet den Text, so wie er im Anhang aufgeführt ist, während die zweite Ziffer die Jahreszahl bedeutet.
- 35 "Selbst wenn man heute kaum mehr von bürgerlichen Tugenden spricht, weil der Tugendbegriff gegenwärtig eine fast nur noch ironische Funktion im deutschen Wortschatz hat, so scheint sich doch deren spezielle bürgerliche Qualifizierung weitgehend durchgesetzt zu haben." (MÜNICH, 1984, S.17)
- 36 "Welche Riesen?!" fragte Sancho Pansa. "Die du dorten siehst, antwortete sein Herr, "mit den gewaltigen Armen, die zuweilen wohl 2 Meilen lang sind." "Sieh doch hin, gnädiger Herr" sagte Sancho, "daß das, was da steht keine Riesen, sondern Windmühlen sind ...". "Es scheint wohl" antwortete Don Quichotte, "daß du in Abenteuern nicht sonderlich bewandert bist, es sind Riesen, und wenn du dich fürchtest, so gehe von hier und ergib dich indessen dem Gebete, indem ich die schreckliche und ungleiche Schlacht mit ihnen beginne". (MIGUEL de CERVANTES, 1982, S. 60)
- 37 "Kein Funke der Besinnung darf in die Freizeit fallen, weil er sonst auf die Arbeitswelt überspringen und sie in Brand setzen könnte." (S. 170, Adorno, Minima Moralia, 1973)
- 38 Z.B. kritisiert die Feministin Gloria STEINEM (1984) die Konzepte, in denen Frauen ihr Durchsetzungsvermögen trainieren können. In diesen Kursen werden "nur die Spielregeln erklärt und nicht, wie man sie ändert" (S. 149). Auch die FREUNDIN ist

- nicht für eine Änderung von "Spielregeln" z. B. im Beruf. Sie möchte vielmehr die Frauen besser für den Beruf vorbereiten.
- 39 Es gibt natürlich eine ganze Reihe Texte, die betont Sachprobleme vorstellen (vgl. Anhang), so die Vorstellung von Berufen bei der Post oder die Funktionsweise von Computern.
- 40 Von KANFER & PHILLIPPS (1975) wird abgestritten, daß Verhaltenstherapie eine wissenschaftliche Anwendung von Lerngesetzen bedeute, obgleich sie selbst einräumen, daß dies häufig so dargestellt wird.
- Gleiches wird auch von PORTES (1977) in der Analyse der Verhaltenstherapie als "Erscheinung der modernen Gesellschaft" konstatiert: Im strengen Sinne wendet der Therapeut die behavioristische Verhaltenstheorie nicht auf komplexe Störungen an. Vielmehr entspricht sie einem unausgesprochenen Alltagsverständnis von Menschen.
- 41 Gerade diese Tatsache erscheint mittlerweile TUNNER (1985), - damals Autor des deutschen Vorwortes von KANFER & GOLDSTEINs Buch - dubios: Der Bezug der Verhaltenstherapie auf die Lerntheorien, und hier insbesondere die behavioristische Tradition, wird als einseitig wahrgenommen und darauf verwiesen, als Verhaltenstherapeut künftig stärker die Ergebnisse aus der allgemeinen Psychologie, z.B. Trieb- und Emotionspsychologie zu berücksichtigen: "Aus ihr (die behavioristische Tradition, Anmerk. d. Verf.) stammt die Überzeugung, daß alles, was wir tun oder nicht tun, von Lernprozessen abhängig ist. Eine Überzeugung, die mehr ideologisch als objektiv begründbar ist ... manchen Nestoren der Verhaltenstheorien ging es mehr um das 'Prinzip Veränderbarkeit' als um die tatsächlichen psychologischen Bedingungen." (S. 268)
- 42 Die "erste Stufe der Verwissenschaftlichung" wird im Sinne Max WEBERs als "Entzauberung der Welt" interpretiert: An die Wissenschaft knüpfte sich die Hoffnung, daß man durch sie alle Dinge in der Welt beherrschen kann (der Aufklärungsgedanke). HORKHEIMER & ADORNO konstatieren dann den "Zusammenbruch der offensiven Vernunftkritik" (vgl. auch Kap. 5.1.1)
- 43 Die Überprüfung durch zwei unabhängige Rater ergab eine Interraterreliabilität von .75
- 44 Wörtliche Zitate aus den Texten sind mit Anführungszeichen gekennzeichnet. Die zentrale Aussage wird referierend zusammengefaßt und kommentiert. Die genaue Textquelle (Titel, Seitenzahl, Datum, Nr.) ist im Anhang zu finden. Die Buchstaben sind reine Ordnungselemente.
- 45 "Der Zerstretheit steht die an allem ein Interesse nehmende Faiselei gegenüber. Dieselbe entspringt aus dem Unvermögen, die

Aufmerksamkeit auf irgendetwas bestimmtes zu fixieren und besteht in der Krankheit des Taumelns von einem Gegenstande zum anderen ... Narren dieser Art sind am allerbeschwerlichsten." (HEGEL, Enzyklopädie III, S. 174).

6. Schlußfolgerung

6.1 Frau und Beruf in der Sichtweise der Wissenschaft

Frau und Beruf in den Wissenschaften Soziologie und Psychologie dienen allenfalls als Ausgangspunkt, von dem sich die Wissenschaft alsbald entfernt. Schließlich haben Modelle der Psychologie nach HERZOG (1984) im wesentlichen "Als-ob"-Charakter:

"Der Forscher sieht menschliches Verhalten so, als lasse es sich unter der Idee der Maschine, des Organismus, ... des Konfliktes ... verstehen. Diese Metaphern konstituieren den Gegenstand". (S. 92)

Das bedeutet, daß die Wissenschaft Realität nicht abbildet oder versucht sie gedanklich zu durchdringen, sondern Realität wird gemäß den der Wissenschaft eigenen Regeln neu erschaffen. Modellannahmen, die nicht aus dem common-sense abgeleitet sind, sondern per Metapher aus anderen Wissenschaftsbereichen importiert werden, z.B. dem Behaviorismus oder der Psychoanalyse, haben nach HERZOG besondere Bedeutung. "Denn den Menschen als Maschine oder als Konfliktfeld zu verstehen ist kein alltäglicher Gedanke ..." (S. 305). In gewisser Weise dient der Wissenschaft die Realität, in diesem Fall die soziale Realität von Frauen, lediglich als Stichwortgeber, um das eigene Reich der Theorien, Sichtweisen, Metaphern aufzubauen. Sie kreierte dabei neue Sprachschöpfungen, Gedanken, die dann wiederum Eingang in die Medien und in die Alltagswelt finden können.

Soziologische Sichtweisen laufen nun Gefahr, insbesondere, wenn sie der Rollentheorie verhaftet sind, das Problem 'Frau und Beruf' allzu **deterministisch** zu betrachten: Frauen sind Produkt ihrer Sozialisation, von normativen Erwartungen geprägt, Opfer des Arbeitsmarktes etc.. Sicherlich sind sie es - aber eben nicht nur.

Die **Psychologen** hingegen übernehmen, wenn sie sich - selten genug (vgl. BAMBERG & MOHR, 1982) - dem Thema "Frau und Beruf" widmen, oft unreflektiert soziologische Termini, wie das Beispiel des Rollenbegriffs zeigt. Damit ist jedoch die Gefahr einer deterministischen Denkweise verbunden. Psychologische Kategorien bergen Gefahren der Vernachlässigung struktureller Aspekte in sich, die dann z. B. Frauen im Sinne des "intuitive lawyering" (HAMILTON, 1980) als die schuldhaft Verantwortlichen für ihre berufliche Benachteiligung darstellen. Gerade die Neigung von Psychologen, Ty-

pologien zu entwerfen, ohne dabei den gesellschaftlichen Hintergrund mitzuberücksichtigen, könnte nun durch die Kategorie des **Habitus**, so wie sie im Werk des Soziologen BOURDIEU aufgenommen und expliziert wird, ein Korrektiv erhalten.

Im Habitusbegriff könnten sich beide Sichtweisen sinnvoll ergänzen, enthält er doch gleichermaßen objektive und subjektive Momente: So postuliert der **Habitus** psychologische Bedürfnisse nach Selbstwerterhöhung und Verhaltensweisen der Selbstinszenierung als Notwendigkeit, ohne dies deterministisch zu vereinfachen und als schlichte "Naturtatsache" zu behaupten. Gerade die wissenschaftliche Behandlung des Problems "Frau und Beruf" bedarf einer solchen Betrachtungsweise, da dieser Bereich besonders sensibel für ideologisierende Betrachtungsweisen ist.

6.2 Frau und Beruf in der Sichtweise der Printmedien

Die Sichtweise von Frau und Beruf in den Printmedien wurde in verschiedenen empirischen Studien als zu einseitig an traditionellen Vorstellungen ausgerichtet kritisiert. Ebenso wurde die häufige Nichtbeachtung des Problems konstatiert. Neuere Untersuchungen sowie die vorliegenden exemplarischen Inhaltsanalysen deuten hier einen Wandel an: Frauenthemen sind in Mode gekommen und "Frau im Beruf" ist auch in den Frauenzeitschriften mittlerweile Gegenstand.

Frau und Beruf in den beiden analysierten Printmedien findet jedoch eine unterschiedliche Darstellung: In der Frauenzeitschrift FREUNDIN zeichnet das 'Berufsjournal' keinesfalls, wie noch vor 20 Jahren Wissenschaftler Frauenzeitschriften kritisch angekreidet haben, eine weltfremde Traumwelt. In weiser Einschätzung der sozio-demographischen Struktur des Lesepublikums sind die dargestellten Berufe und Fallbeispiele zumeist der Mittelschicht zugehörig und im Büro angesiedelt. In der Arbeitswelt ist gerade für die Frauen **Durchsetzung** vonnöten. Das Gros der Texte ist sehr psychologisch ausgerichtet. Zum einen fungiert **Psychologie** als **Berufungsinstanz** und Autorität für den Standpunkt, den die Zeitschrift verbreiten möchte: Die Benachteiligung von Frauen in der Berufswelt ist zwar ungerecht, doch noch lange kein Grund, als Frau zu verzagen. Es gibt viele Beispiele von Frauen, die sich im Beruf bewähren, Ideen entwickeln und vorangekommen sind. Dazu brauchen Frauen vor allem ein erhöhtes **Selbstwertgefühl**, um sich durchzusetzen. FREUNDIN kombi-

niert das Spenden von Trost und Hoffnung (durch Fallbeispiele und Sentenzen) mit einem regelrechten Aufmunterungsprogramm, das an erster Stelle die Steigerung des Selbstbewußtseins propagiert. Die psychologischen Termini, deren sich die FREUNDIN hierbei bedient, erinnern an das Vokabular der **Verhaltenstheorie**.

In der steten Betonung der Notwendigkeit für Frauen, gerade im Beruf mehr Selbstbewußtsein an den Tag zu legen, hat sie z.T. die Forderung von SCHMERL (1984) eingelöst, die eine Stärkung weiblichen Selbstvertrauens empfahl. Allerdings betonte SCHMERL dabei, dies durch die Darstellung der Leistungen von Frauen **aller** Sozialschichten zu erzielen. Hierfür ist das Spektrum der Berufsangebote und Schilderungen beruflicher Problemfälle im Berufsjournal eindeutig zu eng, ist es doch mehrheitlich an der Mittelschicht und Berufen im Bürobereich ausgerichtet. Die Idee, in einem immer noch vom traditionellen Frauenstereotyp geprägten Umfeld wie Mode, Gesundheit und Partnerschaft berufliche Themen anzusprechen - ganz im Sinne einer **paradoxen Intervention** - erscheint jedoch vielversprechend.

Für den SPIEGEL gilt, daß zwar Frauenthemen behandelt werden, allerdings mit einer ganz anderen Intention als in der FREUNDIN. Diese verbindet mit ihrem Berufsjournal erzieherische Absichten, sie hat einen Standpunkt und z.T. eindeutige Handlungsangebote. Der SPIEGEL steht, wie schon ENZENSBERGER (1969) feststellte, "über den Dingen", er liefert zahllose wissenschaftliche Belege und blamiert Ansprüche und Realitäten von Frauenbewegung & Feminismus. Diese typische Spiegelhämie verdankt sich seinem Prinzip, Ideal und Wirklichkeit miteinander zu konfrontieren und letztere am Ideal zu blamieren. Dies ist kein dezidiert frauenfeindlicher Standpunkt, wie SCHMERL (1985) annimmt.

6.3 Die Wissenschaft im Printmedium - Gefahren und Chancen

In diesem Zusammenhang wurde auch das **Verhältnis** von Wissenschaft und Alltag reflektiert. So betont GARFINKEL (1973) bei Alltagsbeschreibungen die eigentümliche Vagheit, mit der Erscheinungen des sozialen Lebens gekennzeichnet werden. Als Kontrast dazu steht der Regelkanon der Wissenschaften:

"Innerhalb der Regeln des idealisierten formalen wissenschaftlichen Diskurses wird diese Eigenschaft als unglücklicher Irrtum erachtet." (S. 204)

Im Alltag wiederum ist aber Klarheit und Konsistenz eher hinderlich für das individuelle Zurechtkommen:

"Im krassen Gegensatz dazu werden Versuche, für das Vagheitsmerkmal im Alltagsdiskurs Abhilfe zu schaffen, gewöhnlich von den Interaktionspartnern als ein Vorenthalten ... von Solidarität, Zuneigung und Billigung erfahren. ... Die Person, die auf solchen harten (Ideale von rationaler Klarheit, Konsistenz von Abbildgenauigkeit) Regelkanons für die Anwendung von Beschreibungen besteht, ... dürfte als unvernünftig ... Flegel ... weltfremd ... behandelt werden."

Die Menschenbilder, die Metaphern der reinen Verhaltenstheorie, Psychoanalyse oder kognitiven Psychologie haben in und für die Medien keine Chance, wohl aber begriffliche Desiderate und gewisse Denkmethode oder Vorstellungen, die dem jeweiligen Standpunkt des Mediums entsprechen. Dafür wiederum erweisen sich zumindest einige Ergebnisse der Psychologie als äußerst nützlich. So benutzen SPIEGEL und FREUNDIN wissenschaftliche Fachtermini und Autoritäten vorzugsweise aus der Psychologie. Sie verzichten dabei auf ausführliche Ergebnisdarstellungen oder gar methodische Details.

Über diese Darstellung und Benutzung der Wissenschaft ist nun der Psychologe HECKHAUSEN (1976) keineswegs betrübt, konstatiert er doch:

"Glücklicherweise für die Psychologie geht der Transport wissenschaftlicher in naive Theoriebestände nur unter Verlust, unter Verwässerung und Entstellung vor sich." (S. 5)

Das bedeutet, daß sensu HECKHAUSEN die zentrale Botschaft von Psychologie in Printmedien erhalten bleibt, auch wenn sie in keiner Weise mehr wissenschaftlich-methodischen Kriterien genügt.

Bei dieser Rückübersetzung von Wissenschaft in Printmedien besteht die Gefahr, daß die Botschaft den Alltagsverstand **affirmiert**. Das Bedürfnis nach Akklamation des eigenen Standpunktes oder Selbstwertes verweist jedoch auf dessen eigene Schwäche (HORKHEIMER, 1978). Insofern wäre an die hoffnungsvollen Forderungen BECKERs (1963) anzuknüpfen, der sich von den Sozialwissenschaften einen aufklärerischen Impetus nicht nur für die Frauenzeitschriften wünschte.

Wenn BOURDIEU (1982) für das Verhältnis Wissenschaft und Printmedium besonders die negative Seite betont, indem er von einer "sich auf Wissenschaft berufenden Moral" (s. 578) spricht, die "auf alle Probleme des Alltags eine systematische Antwort weiß" und die Wissenschaft im Printmedium mit "religiöser Wahrsagekunst" gleichsetzt, so ist dies für die beiden untersuchten Printmedien nicht zu

konstatieren. Sicherlich besteht aber die Gefahr bei der Verdolmetschung wissenschaftlicher Ergebnisse an ein breites und wissenschaftlich nicht ausgebildetes Publikum, daß die so vermittelten Botschaften den Charakter einer religiösen Botschaft annehmen und so mehr **geglaubt** als überprüft werden.

Die berichteten wissenschaftlichen Ergebnisse in den beiden Printmedien stehen dabei durchaus im Dienste der jeweiligen Absicht: FREUNDIN möchte das weibliche Selbstbewußtsein fördern und berufliches Engagement bewirken, dem SPIEGEL genügt es sein Publikum - jenseits alltäglicher Belange - mit den neuesten wissenschaftlichen Moden vertraut zu machen.

Dieser Rückgriff auf wissenschaftliche Ergebnisse, der in Form einer Berufung auf Autorität bzw. lediglich zur Untermauerung des eigenen Standpunktes erfolgt, birgt nun sicherlich die von BOURDIEU gekennzeichnete Gefahr des blinden Glaubens an Wissenschaft in sich.

Die Analyse der Printmedien verweist auf das **Bewußtsein** der Rezipienten. Dabei läßt die Überwindung des S-R-Modells auch in kommunikationstheoretischen Fragestellungen wieder Raum entstehen für eine Psychologie, die sich auf das Individuum einläßt. Die vormals als willenlos und manipuliert behauptete Käufermasse ist zum Publikum avanciert, das - wenn auch nur per Kauf - seiner Intention Ausdruck verleiht, bestimmte Botschaften empfangen zu wollen.

Wenn nun dem Kritiker bestimmte Botschaften nicht passen - man denke an das Gros der Inhalte in den Frauenzeitschriften - so wäre es der billigste Weg, einfach eine simple Manipulationstheorie anzuwenden und diese Bedürfnisse des Publikums schlichtweg zu verleugnen. Die Kenntnisnahme davon, daß ein überwiegend weibliches Publikum Wert auf Mode und Schönheit legt, ebenso wie es Psychologie als Erklärungshilfe für berufliche Probleme schätzt, läßt Möglichkeiten der Intervention aufscheinen. Erste Ansätze bietet die FREUNDIN.

6.4 Das weibliche Publikum - Bedürfnis nach mehr Selbstwert

Journalisten rechnen nun durchaus mit einer bestimmten Verfaßtheit ihres Publikums, das sie ansprechen und mitunter auch belehren wollen. Damit verweist der **Inhalt** ihrer Produkte auf latente Bedürfnisse und Werthaltungen im Publikum.

Die FREUNDIN möchte bei ihrem überwiegend jungen, weiblichen Publikum durch Psychologie für den Alltag und Zuspruch bei der

persönlichen Durchsetzung im Beruf eine Erhöhung des Selbstwertgefühls erreichen. Das in psychologischen Untersuchungen vermutete, geringere Selbstvertrauen von Frauen und Mädchen scheint hier Kompensation und Ermutigung zu finden. Es verweist zudem auf immer noch existente Benachteiligungen von Frauen im Beruf.

Der Selbstwert ist eine moderne Fassung dessen, was schon RÜHLE-GERSTEL (1932) für die Frauen als "verstärktes Minderwertigkeitsgefühl" konstatierte, das sie in der sozialen Zurücksetzung der Frauen begründet sah. RÜHLE-GERSTEL, die ganz der psychologischen Tradition ihrer Zeit verhaftet ist, entwarf Typologien des weiblichen Charakters. Sie können den modernen methodischen Standards der psychologischen Wissenschaft natürlich nicht genügen, sie haben jedoch auf der deskriptiven Ebene eine zum Teil leider noch erstaunliche Aktualität. Wenn die FREUNDIN gegen veraltete Tugenden wie 'Fleiß'⁴⁶ und 'Ordnung' zu Felde zieht - und sich dabei durchaus auf der Höhe sozial-wissenschaftlicher Diskussion schätzen kann - man denke an die Kontroverse NOELLE-NEUMANN & STRÜMPEL (1984) über den Rückgang der traditionellen, 'materialistischen' Tugenden der Pflichterfüllung - so kann RÜHLE-GERSTEL die "herrschende Meinung" von 1932 über die Frauen wie folgt charakterisieren:

"(Sie) schreibt der Frau im allgemeinen weniger Sachlichkeit und mehr Menschlichkeit, weniger Produktivität und mehr Fleiß zu. Fleiß ... ist ein Kompensationsprodukt der geglaubten und wirklichen Minderwertigkeit." (S. 320)

Die moderne Frauenzeitschrift bemüht sich bei ihrem Lesepublikum - neben sanfter Kritik an überholten Tugenden - um die Stärkung weiblichen Selbstvertrauens.

Dies unterstellt, daß Frauen ein geringeres Selbstwertgefühl haben - altertümlich ausgedrückt "sich minderwertig" fühlen. Die Psychologie dient als nützliche Stichwortgeberin, ist doch der Selbstwert für alle Individuen von besonderer Bedeutung. Ob dies nun die wirklichen Gefühle und Werthaltungen von Frauen trifft, muß noch in weiteren empirischen Untersuchungen erhärtet werden.

Der SPIEGEL, dessen mehrheitliches Publikum immer noch Männer sind, gefällt sich in einem intellektuellen Habitus der Kundgabe vielfältiger wissenschaftlicher Begriffe und Autoritäten, ohne dabei einen Standpunkt einzunehmen. Auch dies erlaubt einen vorsichtigen Rückschluß auf die Bedürfnisse und Einstellungen dieser Zielgruppe, die "ihren" SPIEGEL zu schätzen weiß. Der Kaufakt bedeutet zwar keine unbedingte Zustimmung zu allen im Medium vertretenen Botschaften - insofern sind Leserumfragen und Leserbriefe nützliche

Rückkoppelungen - er bleibt aber dennoch Indikator für ein allgemeines Interesse am Medium.

Die Inhaltsanalyse der beiden unterschiedlichen Printmedien verweist somit auf Unterschiede im Habitus von Frau und Mann, auf ein immer noch gebrochenes Verhältnis von Frauen zum Beruf. Im geringeren Selbstwert der Frauen drückt sich auf psychologischer Ebene die Tatsache aus, daß Frauen und ihr berufliches Interesse weniger als Männer gesellschaftliche Anerkennung genießen.

Dabei scheinen aber Frauen vermehrt auf Psychologie als Erklärungshilfe für ihre beruflichen Probleme zurückzugreifen. Damit hat die Psychologie auch eine gesellschaftliche Verantwortung.

6.5 Ausblick

Eine **Integration** soziologischer und psychologischer Erklärungsansätze erscheint gerade für das Problem Frau und Beruf wünschenswert. Frauen sind von strukturellen Bedingungen, wie z.B. einem immer noch starren und unflexiblen Berufssystem betroffen. Sie sind aber nicht determiniert in einem vulgärsoziologischen Sinne, sondern betreiben psychologische Selbstdeutungen und setzen Wertpräferenzen, nach denen sie dann berufliche und familiäre Pläne entwickeln. Dafür antizipieren sie Chancen und Hindernisse, die ihnen gesellschaftlich geboten werden und an denen sich Lebenspläne korrigieren lassen oder aber auch entwickeln können. Wenn nun neue Ansprüche an die Arbeit geltend gemacht werden, die stärker individuelle Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung betonen, könnten sich gerade für Frauen in einem gewandelten Berufssystem neue Perspektiven ergeben.

Aber auch medienpsychologische Fragestellungen könnten für die Psychologie ein neues Anwendungsgebiet ergeben. Beim Transfer von wissenschaftlichen Theorien ins Praxisfeld sollten Impulse der kritischen Theorie sowie der im Feminismus aufscheinende Wunsch nach einer menschlichen Wissenschaft Berücksichtigung finden. Wenn RÜHLE-GERSTEL (1932) den meisten Büchern, die über das "Frauenproblem" geschrieben wurden, bescheinigt, daß sie entweder die Frau als ein Geschöpf "das mit wehenden Fahnen in die Geschichte voranstürmt" oder aber als ein "gedrücktes, geplagtes, bemitleidungswürdiges Wesen" (S.VII) darstellen, so kann den modernen Sichtweisen dieses Problems in Wissenschaft und Printmedien in dieser Hinsicht kein allzugroßer Fortschritt bescheinigt werden.

RÜHLE-GERSTEL bezeichnet beide als einerseits nützlich: So stachelt die erste Betrachtungsweise "den Mut und das Selbstbewußtsein" an - in diese Kategorie würde die Sichtweise der FREUNDIN fallen -, während die zweite "Rücksicht und Gerechtigkeit" erwecken möchte. Letztere wird in Theorien zur weiblichen Sozialisation (z.B. BILDEN, 1982) vertreten.

Der Mangel beider Sichtweisen besteht andererseits darin, daß sie zu leeren Wortmarken erstarren, wenn die jeweilige gesellschaftliche Situation keine adäquaten Bedingungen gewährt. Eine verzerrende Darstellung weiblicher sozialer Realität versperrt nicht nur den Blick für das, was schon möglich ist (vgl. z.B. FRIEDEL-HOWE, 1986), sondern auch dafür, was an Veränderungen stattfinden könnte. Dazu braucht es sicherlich Mut, aber auch ein erhebliches Maß an kognitiven Kompetenzen.

Anmerkungen zu Kapitel 5

⁴⁶ Über den "Fleiß" als Tugend mokierte sich schon 1789 der Philosoph LICHTENBERG:

"Deutscher Fleiß, mit diesen Titeln pflegen oft Köpfe, die nicht zum Denken aufgelegt sind, ihre trockenen, geistlähmenden Bemühungen zu belegen. Tag und Nacht lesen und sammeln hat etwas sehr schmeichelhaftes für den Sammler, den es an wahrer Geistesstärke fehlen muß, denn sonst schickte er sich nicht zu solchen Arbeiten, die immer etwas von Negerdienst an sich haben." (S. 147)

Die Eigenschaft "fleißig" bedeutet also ein durchaus zweifelhaftes Lob für ein Individuum.

7. Literaturverzeichnis

- ADLER, A.: Menschenkenntnis. Frankfurt: Fischer, 1966. Erstauflage 1926
- ADORNO, Th.: Die revidierte Psychoanalyse. In: HORKHEIMER, M. und ADORNO, Th.: Sociologica II. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt, 1973
- ders.: Minima Moralia - Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt: Suhrkamp, 1973
- ders.: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt: Suhrkamp, 1973
- ders.: Meinung, Wahn, Gesellschaft. In: ADORNO, Th.: Eingriffe. Frankfurt: Suhrkamp, 1980
- ALLEMANN-TSCHOPP, A.: Geschlechtsrollen. Bern: Huber, 1979
- ALLPORT, G.: Die Natur des Vorurteils. Köln: Kiepenhauer & Witsch, 1971
- ANASTASI, A.: Differentielle Psychologie, Bd. II. Weinheim: Beltz, 1976
- ARBEITSDATEN MA '84. Reichweite und Affinität für alle überregionalen Zeitschriften und Zeitungen. SPIEGEL-Verlag R. Augstein (Hrsg.). Hamburg 1984
- ARGYLE, M.: Soziale Interaktion. Köln: Kiepenhauer & Witsch, 1972
- BAMBERG, E. & MOHR, G.: Frauen als Forschungsthema: Ein blinder Fleck in der Psychologie. In: MOHR, G., RUMMERL, M. & RÜCKERT, D. (Hrsg.): Frauen - Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- BANNISTER, D. & FRANSELLA, F.: Der Mensch als Forscher. Münster: Aschendorff, 1981
- BARTON, A. & LAZARFELD, P. F.: Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: HOPF, C. & WEINGARTEN, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979
- BECK, U. & BONß, W.: Soziologie & Modernisierung. In: Soziale Welt, 1984, 4, 381-407

- BECK-GERNSHEIM, E.: Das halbierte Leben - Männerwelt: Beruf; Frauenwelt: Familie. Frankfurt: Fischer, 1980
- ders.: Vom "Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück "eigenes Leben". Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. Soziale Welt, Sonderbd. 2, 1983, 307-337
- ders.: Frauen zurück in die Familie? In: WSI-Mitteilungen, 1984, 1, 23-32
- BECKER, E.: Das Bild der Frau in der Illustrierten. In: HORKHEIMER, M. (Hrsg.): Zeugnisse, Th. W. Adorno zum 60. Geburtstag. Frankfurt: Deutsche Verlagsanstalt, 1963
- BECKER-SCHMIDT, R.: Widersprüchliche Realität und Ambivalenz: Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1981, 32, 705-525
- BEHRENS, J.: 'Bedürfnisse und Zufriedenheiten' als Statussymbole und Anrechte. In: HONDRICH, K.V. & VOLLMER, P.: Bedürfnisse. Frankfurt, 1983, 193-235
- ders.: "Selbstverwirklichung" - oder: Vom Verblässen aller Alternativen zur Berufsarbeit. In: HOFFMANN-NOWOTNY, H.-J. & GEHRMANN, F. (Hrsg.): Ansprüche an die Arbeit. Soziale Indikatoren. Frankfurt: Campus, 1984
- BEM, S.L.: Androgeny and Gender Schema Theory: A Conceptual and Empirical Integration. In: SONDEREGGER, Th. (Ed.): Nebraska Symposium on Motivation, 1984, vol.32, Lincoln: 1985
- BENARD, Ch.; SCHLAFFER, E.: Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe. Reinbek, Rowohlt, 1978
- ders.: Der Mann auf der Straße - über das merkwürdige Verhalten von Männern in ganz alltäglichen Situationen. Reinbek: Rowohlt, 1984
- ders.: Liebesgeschichten aus dem Patriarchat - Von der übermäßigen Bereitschaft der Frau, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren. Reinbek, Rowohlt, 1984
- ders.: Viel erlebt und nichts begriffen. Reinbek: Rowohlt, 1985
- BENTELE, G.: Objektivität in den Massenmedien - Versuch einer historischen und systematischen Begriffserklärung. In: BENTELE, G. & RUOFFT, R. (Hrsg.): Wie objektiv sind unsere Medien? Frankfurt: Fischer, 1982
- BERELSON, B.: Content Analysis in communication research. New York: Hafner, 1971
- BERGLER, R.: Psychologie stereotyper Systeme. Stuttgart: Huber, 1966
- ders.: Vorurteile und Stereotypen. In: HEIGL-EVERS, A. (Hrsg.): Sozialpsychologie. Weinheim: Beltz, 1984

- BERGLER, R. & SIX, B.: Stereotype und Vorurteile. In: GRAU-MANN, C. F. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie, VII, 2, Sozialpsychologie, Göttingen, 1972
- BERTRAM, H.: Berufsorientierung erwerbstätiger Mütter. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung, 1983, 1, 29-41
- BIERHOFF-ALFERMANN, D.: Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Köln: Kiepenhauer & Witsch, 1977
- ders.: Geschlechtsrollenorientierung und das Konzept der Androgynie: Neues Leitbild oder nur junger Wein in alten Schläuchen? Aus: LUER, G.: Bericht über den 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Mainz, 1982, Bd. 1, Göttingen: Hogrefe, 1982
- BIERHOFF, H. & BIERHOFF-ALFERMANN, D.: Kognitive Prozesse im Motivationsgeschehen: Attributionen als Ursachenerklärungen von Handlungen. In: THOMAE, H. (Hrsg.): Theorien und Formen der Motivation. Motivation und Emotion. Enzyklopädie der Psychologie, 1, Göttingen: Hogrefe, 1983
- BIERHOFF-ALFERMANN, D. & RUDINGER, G.: Es lebe der Unterschied! In: Psychologie heute, 1979, 7, 46-54
- BILDEN, H.: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: HURRELMANN, K. & Ulich, P. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz, 1982
- BLOSSFELD, H. B.: Bildungsexpansion und Berufschancen - empirische Analyse zur Lage der Berufsanfänger in der Bundesrepublik. Frankfurt: Campus, 1985
- BOLTE, K. M.: Leistung und Leistungsprinzip. Opladen: Leske, 1979
- BOLTE, M.; BECK & BRATER, M.: Beruf als Kategorie soziologischer Analyse In: BOLTE, K. M. & TREUTNER, E. (Hrsg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt: Campus, 1983
- BORCHERT, K.: Soziale Herkunft und berufliche Karriere. Ergebnisse einer Absolventenbefragung an Fachhochschulen. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung, 1986, 6, 121-128
- BORTZ, J.: Lehrbuch der empirischen Forschung. Heidelberg: Springer, 1984
- BOURDIEU, P. & PASSERON, J. C.: Die Illusion der Chancengleichheit. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hrsg.). Texte und Dokumente zur Bildungsforschung. Stuttgart, 1971
- BOURDIEU, P.: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt: Suhrkamp, 1974
- ders.: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt: Suhrkamp, 1979
- ders.: Die feinen Unterschiede. Frankfurt: Suhrkamp, 1982

- ders.: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: KRECKEL (Hrsg.): Soziale Ungleichheit. Soziale Welt, Sonderbd. 2, Göttingen: 1983, 183-199
- ders.: Sozialer Raum und 'Klassen'. leçon sur la leçon. Frankfurt: Suhrkamp, 1985
- BRATER, M.: Rückkehr in den Beruf? - Biografische Probleme von Frauen zwischen Familie und Beruf. In: BOLTE, K. M. & TREUTNER, E. (Hrsg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt: Campus, 1983
- BROCKHAUS, der neue. Wiesbaden: Brockhaus GmbH, 1984
- BRUNOTTE, E.-M.: Vorurteile gegenüber Frauen. In: STRZELEWICZ, W. (Hrsg.): Das Vorurteil als Bildungsbarriere . Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1965
- BURDA-Kommunikationsforschung: Typologie der Wünsche. Bedürfnisstrukturen von Leserschaften. Eine Untersuchung der Burda-Kommunikationsforschung, Offenburg, 1975.
- CERVANTES, M. D.: Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha. Berlin: Rütten & Loening 1982
- CICOUREL, A.: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (Hrsg.): Reinbek: Rowohlt, 1973
- CLAUß, G. & EBNER, H.: Grundlagen der Statistik. Berlin: VEB, 1974
- CLAUß, G. et. al: Wörterbuch der Psychologie. Leipzig: VEB, 1976
- DAHEIM, H.: Der Beruf in der modernen Gesellschaft. KÖLN: Kiepenhauer & Witsch 1970
- ARBEITSGRUPPE 'ZUKUNFT DER FRAUENARBEIT': Dokumentation: Kongreß: "Zukunft der Frauenarbeit"; Universität Bielefeld, 4.-6.11.1983 Bielefeld: AJZ-Druck & Verlag GmbH, 1985
- DREVER, J. & FRÖHLICH, W. D.: Wörterbuch zur Psychologie. München: dtv, 1968
- DREITZEL, H. P.: Rollentheorie. In: HEIGL-EVERS, A. (Hrsg.): Sozialpsychologie. Weinheim: Beltz, 1984
- DRÖGE, F.: Wissen ohne Bewußtsein - Materialien zur Medienanalyse. Frankfurt: Fischer Athenäum, 1972
- DUELLI-KLEIN, R., NERAD, M. R., METZ-GÖCKEL, S. (Hrsg.): Feministische Wissenschaft und Frauenstudien. Hamburg: 1982
- DUSKE, D.: Und ewig lockt das Gleiche. Strategien und Inhalte kommerzieller Frauenzeitschriften. In: SCHMERL, C. (Hrsg.): In die Presse geraten. Bühlau: 1985, 101-119
- EBRECHT, A. & HENTSCHEL, H.: Das verstandene Gefühl - der gefühlte Verstand. Qualitäten weiblicher Wissenschaft. In:

- NAUMANN, B. & BÖHMER, E.: Theorie weiblicher Subjektivität. Frankfurt: Neue Kritik, 1985
- ENZENSBERGER, H.M.: Einzelheiten I. Bewußtseins-Industrie. Frankfurt: edition suhrkamp, 1969
- ERNST, H.: Überlebenslügen oder Selbstzerstörung? Psychologie heute, 1986, 13, 24-25
- FEIL, C. & SCHÖNHAMMER, R.: Mentalität und Vorurteil - Ausländische Kinder aus der Sicht von Erzieherinnen. München: DJI-Verlag, 1983
- FRESE, M; GREIF S. & SEMMER, N.: Industrielle Psychopathologie. Bern: Huber-Verlag, 1978
- FREUNDIN - INFORMATION '85. Burda, Nov. 1984
- FREVERT, U.: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt: edition suhrkamp, 1986
- FRIEDAN, B.: Der Weiblichkeitswahn. Reinbek: Rowohlt, 1966
- ders.: Der 2. Schritt - ein neues feministisches Manifest. Reinbek: Rowohlt, 1982
- FRIEDEL-HOWE, H.: Die Unterrepräsentation von Frauen im Management. - Analyse der vor- und innerorganisatorischen Bedingungen des Geschlechtsunterschiedes im Aufstieg. Unveröffentlichte Habilitationsschrift, München, 1986
- FREUD, S.: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Frankfurt: Fischer, 1971. Arbeit aus dem Jahre 1920-1924
- FRIELING, G.: Verfahren und Nutzen der Klassifikation von Berufen. Stuttgart: Poeschel, 1980
- FTHENAKIS, W.E.: Väter. Bd. 1 zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. München: Urban & Schwarzenberg, 1985
- FULLERTON, K.: Calvinismus and capitalism: An explanation of the Weber Thesis. In: Protestantism and capitalism: The Weber Thesis and its criticism. Boston, 1959
- GARFINKEL, H.: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek: Rowohlt, 1973
- GAUBE, K.: Heil dir, Mutter Erde. Konservative Frauenpolitik in der Wende. Widerspruch, 1985, 1, 46 -57
- GEBERT, D. & v. ROSENSTIEL, L.: Organisationspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer, 1981
- GERARD, H.: Funktion und Entwicklung von Vorurteilen. In: HEIGL-EVERS, A.: Sozialpsychologie, Bd. 1, Weinheim: Beltz, 1984, 250-264

- GERTZEN, H.: Kritische Theorie. In: REXILIUS, G. & CRUBITZSCH, S.: Psychologische Grundbegriffe. Reinbek: Rowohlt, 1981
- GOFFMAN, E.: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper, 1959
- GOULD, S.J.: Der falsch vermessene Mensch. Basel: Birkhäuser, 1983
- GRACIAN, Baltasar: Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. München: dtv, 1985, Erstaufgabe 1647
- GILLIGAN, C.: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München: Piper, 1984
- von GINNEKEN, J.: Massenpsychologie. In: LÜCK, MILLER, RECHTIEN (Hrsg.): Geschichte der Psychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1984
- GOETHE, J. W.: Maximen und Reflexionen. München: dtv Gesamtausgabe, 1963, Erstaufgabe 1829
- GRAUMANN, C.F.: Interaktion und Kommunikation. In: Handbuch der Psychologie, Sozialpsychologie, Bd. 7b, Göttingen, 1972
- ders.: Nachwort zur deutschen Ausgabe 'Das Zeitalter der Massen' von Moscovici, S., München: Hanser, 1984
- GROEBEN, N. & SCHEELE, B.: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt: Steinkopff, 1977
- GRUNDGESETZ. Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. München: Beck, 1971
- HABERMAS, J.: Strukturwandel der Öffentlichkeit - Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied: Luchterhand, 1975
- HAMILTON, V. L.: Intuitive Psychologist or Intuitive Lawyer? Alternative Models of the Attribution Process. Journal of Personality and Social Psychology, 1980, 39, 767-772
- HECKHAUSEN, H.: Relevanz der Psychologie als Austausch zwischen naiver und wissenschaftlicher Verhaltenstheorie. Psychologische Rundschau, 1976, 27, 1-11
- HECKHAUSEN, H.: Motivation und Handeln. Berlin: Springer, 1980
- HEGEL, G. W. F.: Wissenschaft der Logik I. Werke, Bd. 5, Frankfurt: Suhrkamp, 1969, Erstaufgabe 1812
- ders.: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, I, Werke, Bd.8, Frankfurt: Suhrkamp, 1970, Erstaufgabe 1817
- HEGELHEIMER, B.: Berufsqualifikation und Berufschancen von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 11. Berlin, 1977
- HEINSOHN, G. & KNIEPER, R.: Theorie des Familienrechts. Frankfurt: Suhrkamp, 1976

- HEINTZ, P. et al.: Strukturelle Bedingungen von sozialen Vorurteilen. In: KARSTEN, A. (Hrsg.): Vorurteil, Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1978
- HEINZ, W.R.; KRÜGER, H. et al.: Hauptsache eine Lehrstelle. Weinheim: Beltz, 1985
- ders.: Berufsfindung unter dem Diktat des Arbeitsmarktes. Zur Entstehung weiblicher Normalbiographie. Zeitschrift für Pädagogik, 1981, 27, 5, 661-695
- HERKNER, W.: Attribution - Psychologie der Kausalität. Bern: Huber, 1980
- HERZOG, W.: Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen: Hogrefe, 1984
- HÖRNING, K. & KNICKER, T.: Soziologie des Berufs. Hamburg: Hoffmann & Campe, 1981
- HOFF, A. & SCHOLZ, E.: Neue Männer in Beruf und Familie. FSA-Print 3/1985
- HOFFMANN, L. W.: Frühkindliche Erfahrungen und Leistungsmotive von Frauen. In: Frauenrollen, Kommunikation und Beruf. Schriftenreihe Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen. München: Saur K.G., 1983
- HOFMANN, W.: Universität, Ideologie, Gesellschaft - Beiträge zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt: Suhrkamp, 1968
- ders.: Abschied vom Bürgertum. Essays und Reden. Frankfurt: Suhrkamp, 1972
- HOFSTÄTTER, P.: Gruppendynamik. Hamburg: Rowohlt, 1957
- ders.: (Hrsg.): Psychologie. Fischer-Lexikon. Frankfurt: Fischer, 1967
- ders.: Differentielle Psychologie. Stuttgart: Kröner, 1971
- HOLZER, H.: Illustrierte und Gesellschaft - zum politischen Gehalt von 'Quick', 'Revue' und 'Stern'. Freiburg, 1967
- ders.: Kommunikationssoziologie. Reinbek: Rowohlt, 1973
- HOLZKAMP, K.: Kritische Psychologie. Frankfurt: Fischer, 1972
- HONNETH, A.: Die zerissene Welt der symbolischen Formen - zum kultursoziologischen Werk P. Bourdieus. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1984, 36, 147-164
- HORKHEIMER, M.: Die Erziehungsleistung der bürgerlichen Familie. In: ROSENBAUM, H.: Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt, 1974
- ders.: Persönlichkeit und Vorurteil. In: KARSTEN, A.: Vorurteil, Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1978
- HORKHEIMER, M. & ADORNO, Th.: Dialektik der Aufklärung. Amsterdam: De Gruyter, 1966

- HOWARD, J.: Societal Influences on Attribution: Blaming Some Victims More Than Others. *Journal of Personality & Social Psychology*, 1984, 47, 3, 494-505
- HUICI, C.: The individual and social functions of sex stereotypes. In: TAJFEL, H. (Ed.): *The social dimension*. Vol. 2, Cambridge: University Press, 1984
- INGLEHART, R.: *The silent revolution*. Princeton: University Press, 1977
- IRLE, M.: *Handbuch der Sozialpsychologie*. Göttingen: Hogrefe, 1975
- JAENE, H. D.: *Der Spiegel*. Ein deutsches Nachrichten Magazin. Frankfurt: Fischer, 1968
- JAGODZINSKI, W.: Gibt es einen intergenerationellen Postmaterialismus? *Zeitschrift für Soziologie und Erziehungswissenschaft*, 1985, 5, 71-88
- JANSSEN-JURREIT, M.: *Sexismus - über die Abtreibung der Frauenfrage*. München: Fischer, 1979
- KAASE, M.: Massenkommunikation und politische Wissenschaft. In: AMELANG, M.(Hrsg.): *Bericht über den 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg*, 1986, Bd. 1, Göttingen: Hogrefe, 1986
- KÄRTNER, G.: *Wissenschaft und Öffentlichkeit - Die gesellschaftliche Kontrolle der Wissenschaft als Kommunikationsproblem*. Eine Analyse anhand der Berichterstattung des Nachrichtenmagazins 'Der Spiegel' und anderer Massenmedien. Göppingen: Künrele A., 1972
- KAGELMANN, H. J.; WENNINGER, G.: *Medienpsychologie*. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- KAISER, M.: Sozialwissenschaftler: Ausbildungs- und Beschäftigungslage von Sozialwissenschaftlern mit einem deutsch-schweizerischen Vergleich. In: KAISER, M. & OTTO, M.: *Abiturienten und Hochschulabsolventen beim Übergang von Studium in den Beruf*, IAB, BeitrAB, 25, 1983, 81-123
- KAMINSKI, G.: *Verhaltenstheorie und Verhaltensmodifikation: Entwurf einer integrativen Theorie psychologischer Praxis am Individuum*. Stuttgart: Klett, 1970
- KANFER, F. H. & GOLDSTEIN, A.: *Möglichkeiten der Verhaltensänderung*. München: Urban & Schwarzenberg, 1977
- KANFER, F. H. & PHILLIPS, J. S.: *Lerntheoretische Grundlagen der Verhaltenstherapie*. München: Kindler, 1975
- KARSTEN, A.: *Das Vorurteil*. In: KARSTEN, A. (Hrsg.): *Vorurteil, Ergebnisse psychologischer & sozialpsychologischer Forschung*. Darmstadt, 1978

- KAUPP, P.: Die schlimmen Illustrierten. Leserschaft, Inhalt und Wirkung der Neuen Revue. Düsseldorf : Econ, 1971
- KEUPP, H.: Soziale Kontrolle. In: KEUPP, H./ RERRICH, D. (Hrsg.): Psychologische Praxis. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- KICKBUSCH, I.: Familie als Beruf - Beruf als Familie: Der segregierte Arbeitsmarkt und die Familialisierung der weiblichen Arbeit. In: KICKBUSCH, I. & RIEDMÜLLER, B.: Die armen Frauen; Frauen und Sozialpolitik. Frankfurt: Suhrkamp, 1984
- KINDEL, A.: Seid Sand nicht Öl im Getriebe. (G. EICH) Telstar, 1971
- KITTLER, G.: Hausarbeit. Zur Geschichte einer Natur-Ressource. München: Frauenoffensive, 1980
- KLAGES, H.: Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt: Campus, 1984
- KLAPPER, J.: The effects of mass communication. New York: Free Press, 1966
- KLEINING, G. & MOORE, H.: Soziale Selbsteinstufung (SSE). Ein Instrument zur Messung sozialer Schichten. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1968, 20, 502-552
- KMIECIAK, P.: Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen, Schwartz, 1976
- KNIGGE, A.: Über den Umgang mit Menschen. Frankfurt: Insel, 1977, Erstveröffentlichung 1790
- KOB, L.: Der Kommunikationsmythos und die Massenpublizistik. Communications, 1984, 10, 3-14
- KOCH, M./BREDEREK, B. u.a.: Systematische Inhaltsanalyse großer deutscher illustrierter Zeitschriften, 1960/63. München: Quick, 1965
- KOHUT, H.: Die Heilung des Selbst. Frankfurt: Suhrkamp, 1979
- KOSZYK, K. & PRUYS, K. H.: Handbuch der Massenkommunikation. München: dtv, 1981
- KRAAK, B. & NORD-RÜDIGER, D.: Die berufliche Motivation von Frauen. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie, 1985, 29, 153-162
- KRACAUER, S.: Für eine qualitative Inhaltsanalyse. In: Ästhetik und Kommunikation, 1972, 7, 53-57
- KRAHÉ, B.: Der 'self-serving bias' in der Attributionsforschung: Theoretische Grundlagen und empirische Befunde. Psychologische Rundschau, 1984, 2, 79-92
- KRAPPMANN, L.: Neuere Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeit für Sozialisationsprozesse. Frankfurt: Suhrkamp, 1976
- KRAUS, K.: Sprüche und Widersprüche. Frankfurt: Suhrkamp, 1966

- KRECHEL, U. zit. nach: KARPENSTEIN-ESSBACH, C.: Saubere Weiber - authentische Frauen. Konkursbuch, Zeitschrift für Vernunftkritik, 1984, 12, 155
- KRONER, B.: Massenpsychologie und kollektives Verhalten. In: Handbuch der Psychologie, Sozialpsychologie 76. Göttingen, 1972
- KRUSE, L.: Masse und Menge - Dichte und Enge. Gruppendynamik, 1985, 2, 95-109
- KÜBLER, H.D. und GERD, V.: Medienforschung. In: KAGELMANN/WENNINGER: Medienpsychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- KUMPF, M.: Massenkommunikation. In: FREY, D. & GREIF, S.: Sozialpsychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1983
- KÜNZEL, R. und BÖHMER, N.: Lebensberatung. In: KAGELMANN/WENNINGER (Hrsg.): Medienpsychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- KUNCZIK, M.: Massenkommunikation. Köln-Wien: Böllan, 1977
- LANGER-EL SAYED, I.: Frau und Illustrierte im Kapitalismus. Köln, 1971
- LE BON, G.: Psychologie der Massen. Leipzig: Kröner, 1932, Erstauflage 1895
- LEHNER, F. & BÜRKLIN, W.: Die Mehrheit, die sich nicht organisieren läßt. Psychologie heute, 1979, 51, 33-41
- LEHR, U.: Die Frau im Beruf. Frankfurt: Athenäum, 1969
- ders.: Die Frau in der Arbeitswelt. In: STOLL, F.: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. Anwendungen im Berufsleben, Bd. 8, Zürich: Kindler, 1981
- ders.: Stereotypie und Wandlung der Geschlechtsrollen. In: HEIGL-EVERS, A. (Hrsg.): Sozialpsychologie. Weinheim: Beltz, 1984
- LISCH, R. & KRIZ, J.: Grundlagen und Modelle der Inhaltsanalyse. Reinbek: Rowohlt, 1978
- LITERATURDOKUMENTATION: Zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Sonderheft 4, Frauenerwerbstätigkeit. Lit Dok AB, 1984, 4
- LICHTENBERG, G. Chr.: Aphorismen. Stuttgart: Reclam, 1974
- LÜCK/MILLER/RECHTIEN (Hrsg.): Geschichte der Psychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1984
- LUKASZ-ADEN, G.: Tiefer kannst du nicht fallen. München: Heyne, 1986
- MANDEVILLE, B.: Die Bienenfabel. München: Suhrkamp, 1980, Erstveröffentlichung 1724
- MARX, K.: Das Kapital, Bd. 1, Berlin: Dietz, 1972, 4. Aufl., Hrsg. F. ENGELS, 1890

- MERTEN, K.: Inhaltsanalyse. Opladen, Westdeutscher Verlag, 1983
- MERTENS, D. & KAISER, M.: Rigidität und Flexibilität. Ein Plädoyer für eine persönlichkeitsorientierte Flexibilitätsforschung. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 1981, 14, 71-81
- MÉTRAL, M.: Die Ehe - Analyse einer Institution. Frankfurt: Suhrkamp, 1981
- MEYER, W. U.: Das Konzept von der eigenen Begabung. Bern: Huber, 1984
- MIELKE, R.: Interne und externe Kontrollüberzeugung. Bern: Huber, 1982
- MILLER, J. B.: Die Stärke weiblicher Schwäche. Frankfurt: Fischer, 1979
- MOHR, G.; RUMMEL, M. & RÜCKERT, D. (Hrsg.): Frauen - Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- MOSCOVICI, S.: Das Zeitalter der Massen. München: Hanser, 1984
- MOSER, R.: Psychohygiene und Streß am Arbeitsplatz. In: NEUBAUER, R. & v. ROSENSTIEL, L.: Handbuch der angewandten Psychologie, Bd. 1. München: Moderne Industrie, 1980
- MÜNCH, P. (Hrsg.): Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der 'bürgerlichen Tugenden'. München: dtv, 1984
- NAUMANN, B. & BÖHMER, E.: Theorien weiblicher Subjektivität. Frankfurt: Verlag Neue Kritik, 1985
- NAVE-HERZ, R.: Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft. Der Anachronismus in den Rollenerwartungen. Darmstadt: Luchterhand, 1972
- NEGT, O.: Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie der Arbeiterbildung. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt, 1971
- ders.: Kritische Kommunikationsforschung. München: Hanser 1973
- NERDINGER, F.W.; ROSENSTIEL, L. v.; SPIß, E. & STENGEL, M.: Aufstiegswunsch und Aufstiegserwartung potentieller Führungskräfte. Management Forum, 1985, 5, 1-24
- NESTMANN, F.: Kommunikations- und Massenkommunikationsforschung. In: REXILIUS, G. & GRUBITZSCH, S.: Psychologische Grundbegriffe. Hamburg: Rowohlt, 1981
- NEUENDORF-BUB, B.: Stereotype und geschlechtstypisches Verhalten. In: ECKERT, R. (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung. München: Beck, 1979
- NEUBERGER, O.: Führung. Stuttgart: Emke, 1984
- ders.: Unternehmenskultur und Führung. Augsburg, 1985

- NEVERLA, I.: Sexismus. In: KAGELMANN, H./WENNINGER, G.: Medienpsychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- NIETZSCHE, F.: Werke in 4 Bänden. Salzburg, Caeser-Verlag Wien, 1980
- NIEVA, V. & GUTEK, B.: Women and work. New York: Praeger Publishers 1981
- NOELLE-NEUMANN, E. & STRÜMPPEL, B.: Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse. München: Piper, 1984
- OPPITZ, G.: Kind oder Konsum. Boppard a. Rh.: Boldt, 1984
- OSTNER, I.: Berufsform und berufliche Sozialisation von Frauen. In: BOLTE, K. M. & TREUTNER, E. (Hg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt: Campus, 1983
- OSTNER, I. & PIEPER, B.: Arbeitsbereich Familie. Frankfurt: Campus, 1980
- PEIKERT, I.: Frauenarbeit - Proletarisierung auf Widerruf. In: OFFE, C. (Hrsg.): Opfer des Arbeitsmarkts. Neuwied: Projektgruppe Arbeitsmarktpolitik, 1977
- PFEFFER, G.: Das fehlende Positive. Sozialdeterministische Aspekte bei Bourdieu und ihr möglicher Aufklärungswert. Neue Sammlung, 3/85, 279-298
- POLIAKOV, L.; DELACAMPAGNE, C.; GISCARD, P.: Über den Rassismus. Frankfurt: Klett-Cotta, 1984
- POMATA, G.: Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie. Feministische Studien, 1983, 2, 113-127
- POPPER, K.: Objektive Erkenntnis. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1973
- PORTES, A.: Über die Verhaltenstheorie als Erscheinung der modernen Gesellschaft. In: WESTMEYER, H. & HOFFMANN, N.: Verhaltenstherapie - Grundlegende Texte. Hamburg: Hofmann & Campe, 1977
- PROKOP, D.: Faszination und Langeweile. Stuttgart: dtv, 1979
- ders.: (Hrsg.): Kritische Kommunikationsforschung. Aufsätze aus der Zeitschrift für Sozialforschung. München: Hanser, 1973
- PROKOP, U.: Weiblicher Lebenszusammenhang. Frankfurt: Suhrkamp, 1976
- PROSS, H.: Politische Partizipation von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. In: HEIGL-EVERS, A.: Sozialpsychologie, Bd. 1. Weinheim: Beltz, 1984
- PUSCH, F. (Hrsg.): Feminismus - Inspektion der Herrenkultur. Frankfurt, Suhrkamp, 1983

- REHM, J.: Theoretische und methodologische Probleme bei der Erforschung von Vorurteilen: Vorurteil und Realität - Ist das traditionelle Forschungsprogramm der Vorurteilsforschung gescheitert? Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1986, 17, 18-30
- REICH, W.: Rede an den kleinen Mann. Frankfurt: 1984: Fischer, 1984 (Erstveröffentlichung 1948)
- RENTMEISTER, C.: Frauenwelten - Männerwelten. Opladen, Leske-Verlag, 1985
- REXILIUS, G. & GRUBITZSCH, S.: Psychologische Grundbegriffe. Hamburg: Rowohlt, 1981
- RIEHL, W.H.: Die Familie. Stuttgart, 1924
- RITSERT, J.: Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Frankfurt: Fischer Athenäum, 1972
- RODIN, R., SILBERSTEIN, L. & STRIEGEL-MOORE, R.: Women and weight: A Normative Discontent. SONDEREGGER, Th. (Ed.): Nebraska Symposium on Motivation, 1984, Vol. 32. Lincoln, 1985
- ROSENBAUM, H.: Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft. Stuttgart: Emke, 1978
- ROQUETTE, M.L.: Die Massenkommunikation. In: MOSCOVICI, S. (Hrsg.): Forschungsgebiete der Sozialpsychologie 2, Regensburg: Fischer Athenäum, 1976
- von ROSENSTIEL, L.: MOLT, W.; RÜTTINGER, B.: Organisationspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer, 1972
- von ROSENSTIEL, L.: Die motivationalen Grundlagen des Verhaltens in Organisationen. Leistung und Zufriedenheit. Berlin: Duncker & Humblot, 1975
- ders.: Grundlagen der Organisationspsychologie. Stuttgart: Poeschel, 1980
- ders.: Wandel der Werte - Zielkonflikte bei Führungskräften? In: BLUM, R. und STEINER, M.: Aktuelle Probleme der Marktwirtschaft in gesamt- und einzelwirtschaftlicher Sicht. Berlin, 1984, 203-234
- von ROSENSTIEL, L.; NERDINGER, F.W.; OPPITZ, G.; SPIEB, E. & STENGEL, M.: Wertwandel und generatives Verhalten. (Unveröffentlichter Forschungsbericht), München, 1983
- von ROSENSTIEL, L.; STENGEL, M., SPIEB, E. & NERDINGER, F.W.: Wertkonflikte und Sozialisierungseffekte. Unveröffentlichter Fortsetzungsantrag an die DFG, München 1985
- von ROSENSTIEL, L.; NERDINGER, F.; OPPITZ, G.; SPIEB, E. & STENGEL, M.: Einführung in die Bevölkerungspsychologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1986
- ROSNER, S.: Anmerkungen zu U. BECK & W. BONß "Soziologie und Modernisierung". In: Soziale Welt, 1985, 36, 389-397

- ROTTER, J.: Einige Probleme und Mißverständnisse beim Konstrukt der internalen versus externalen Kontrolle der Verstärkung. In: MIELKE, R. (Hrsg.): Interne und externe Kontrollüberzeugung. Bern: Huber, 1982
- RUCH, F.L. & ZIMBARDO, P.G.: Lehrbuch der Psychologie. Berlin: Springer-Verlag, 1975
- RÜHLE-GERSTEL, A.: Die Frau und der Kapitalismus. Frankfurt: Neue Kritik. Autorisierter Nachdruck der Erstausgabe 1932. Das Frauenproblem der Gegenwart - eine psychologische Bilanz. Leipzig: Hirzel, 1932
- RUST, H.: Inhaltsanalyse - Die Praxis der indirekten Interaktionsforschung in Psychologie und Psychotherapie. München: Urban & Schwarzenberg, 1983
- SALM, A.: Emotionalität - typisch weiblich? In: psychosozial 21, weibliche Fruchtbarkeit. Reinbek: Rowohlt, 1984
- SCHÄFER, B. & SIX, B.: Sozialpsychologie des Vorurteils. Mainz, 1978
- SCHÄFERS, B.: Sozialstruktur und Wandel der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Emke, 1981
- SCHEER, K. D.: Rolle. In: REXILIUS, G. & GRUBITZSCH, S. (Hrsg.): Psychologische Grundbegriffe. Reinbek: Rowohlt, 1984
- SCHELLER, R. & HEIL, F.: Berufliche Entwicklung und Selbstkonzepte. In: Filipp, S. (Hrsg.): Selbstkonzeptforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979
- SCHENK, M.: Publikums- und Wirkungsforschung. Tübingen, 1978
ders.: Meinungsführer und Netzwerk persönlicher Kommunikationen. In: Rundfunk und Fernsehen, 1983, 31, 3-4
- SCHMEISER, M.: Pierre Bourdieu - Von der Sozio-Ethnologie Algeriens zur Ethno-Soziologie der französischen Gegenwartsgesellschaft. Ästhetik und Kommunikation, Urbanität, 1986, 16, 170
- SCHMERL, C.: Feminismus. In: REXILIUS, G. & GRUBITZSCH, S. (Hrsg.): Psychologische Grundbegriffe. Reinbek: Rowohlt, 1981
ders.: Einige Gedanken zur Sozialisation von Frauen. In: MOHR, G., RUMMEL, M., RÜCKERT, D. (Hrsg.): Frauen. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- ders.: Das Frauen- und Mädchenbild in den Medien. Opladen: Leske, 1984
ders. (Hrsg.): In die Presse geraten. Darstellung von Frauen in der Presse und Frauenarbeit in den Medien. Köln: Bühlau, 1985
- SCHÖNHAMMER, R.: Psychologisches Führungstraining und die Mentalität von Führungskräften. Berlin: Duncker & Humblot, 1985
- SCHWARZ, K.: Erwerbstätigkeit der Frau und Kinderzahl. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1981, 1, 59-87

- SCHWEMMER, U.: Mythos contra Ratio - Existiert ein geschlechtsspezifisches Denken? In: Widerspruch, Münchner Zeitschrift für Philosophie, 1, 1985, 58-66
- SCHUMACHER, J.: Bedürfnislage unter dem Einfluß von Partnerbeziehung und Familienzyklus. In: HONDRICH, K.O. & VOLLMER, R. (Hrsg.): Bedürfnisse - Stabilität und Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1983
- SECHSTER JUGENDBERICHT - Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik. Drucksache 10/1007, 1984
- SENNETT, R.: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Tyrannei der Intimität. Frankfurt: Fischer, 1983
- SILBERMANN, A.: Massenkommunikation. In: KÖNIG, R. (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 10. Stuttgart: Emke, 1977
- SIMMEL, G.: Zur Psychologie der Mode (1895). Soziologische Studie. In: SIMMEL, G.: Schriften zur Soziologie. Frankfurt: Suhrkamp, 1983
- ders.: Der Frauenkongreß und die Sozialdemokratie (1896). In: SIMMEL, G.: Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter. Frankfurt: Suhrkamp, 1985
- ders.: Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem (1911). In: SIMMEL, G.: Schriften zur Philosophie und Soziologie. Frankfurt: Suhrkamp, 1985
- SIX, U.: Einstellungen und Vorurteile. In: KAGELMANN, H. & WENNINGER, G.: Medienpsychologie. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- ders.: Die Integration von Belegen "aktiver Rezipientenprozesse" unter einer sozialpsychologisch-medienpsychologischen Perspektive. In: AMELANG, M. (Hrsg.): Bericht über den 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg, 1986, Bd. 1, Göttingen: Hogrefe, 1986
- SLOTERDIJK, P.: Der Zauberbaum: Die Entstehung der Psychoanalyse. Frankfurt: Suhrkamp, 1985
- SOEFFNER, H. G.: Alltagsverstand und Wissenschaft - Anmerkungen zu einem alltäglichen Mißverständnis. In: ZEDLER, P. & MOSER, H. (Hrsg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung, Opladen: Leske, 1983
- SONNTAG, K.: Problemanalyse zur Entwicklung eines beruflichen Curriculum für die fachpraktische betriebliche Ausbildung in der metallverarbeitenden Industrie. Augsburg, 1982, Dissertation.
- SPENCE, J.: Gender Identity and its implications for the concepts of Masculinity and Femininity. In: SONDEREGGER, Th. (Ed.): Nebraska Symposium on Motivation, 1984, Vol. 32, Lincoln, 1985

- SPIEGEL, E.: Neue Haushaltstypen - Alternativen zu Ehe und Familie. In: Baethge, M. & Eßbach, W. (Hrsg.): Entdeckungen im Alltäglichen. Frankfurt, 1983
- SPIEGEL-VERLAG R. AUGSTEIN (Hrsg): Spiegel - Leserinnen - Positionierung eines Leser-Segments. Hamburg: Spiegel-Verlag, 1985
- STATISTISCHES BUNDESAMT: Statistisches Jahrbuch 1981. Wiesbaden: Kohlhammer, 1981
- STEINEM, G.: Unerhört, Reportagen aus Ms. Reinbek: Rowohlt, 1984
- STIEGLER, B.: Frauen in untypischen Berufen und Positionen. In: MOHR, G.; RUMMEL, M. & RÜCKERT, D.: Frauen, psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation. München: Urban & Schwarzenberg, 1982
- ders.: Berufsorientierung junger Frauen und Erfahrungen bei der Ausbildungs- und Arbeitsplatzsuche. Ergebnisse aus einem Modellversuch 'zur Erschließung gewerblich-technischer Ausbildungsberufe für Mädchen'. In: Beitrag zum Forschungstreff 'Verbleib von Absolventen des Bildungs- und Ausbildungssystems', vom 29.10.-31.10.1984 im Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg
- STIEGLER, B. & BRANDHERM-BÖHMKER: Berufsorientierung junger Frauen und Erfahrungen bei der Ausbildungs- und Arbeitsplatzsuche. Zur Erschließung gewerblich-technischer Ausbildungsberufe für Mädchen. In: KAISER, M. NUTHMANN, R. & STEGMANN, H. (Hrsg.): Berufliche Verbleibsforschung in der Diskussion. Beitr. AB 90.1, Nürnberg, 1985
- STOOß, F.: Beruf und Berufsbild. In: Bundesanstalt für Arbeit (Hrsg.): Handbuch der Berufsvorbereitung. Nürnberg: 1984
- STURM, H.: Grundlagen einer Medienpsychologie und potentielle Forschungsfelder. In: AMELANG, M. (Hrsg.): Bericht über den 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg, 1986, Bd. 1, Göttingen: Hogrefe, 1986
- STUTENBÄUMER-HÜBNER, A.: Frauen im Beruf - Benachteiligungen mit System. In: Die Mitbestimmung, 1985, 12, 575-518
- TAJFEL, H.: Gruppenkonflikt und Vorurteil. Bern: Huber, 1982
- TORNIEPORTH, G.: Studien zur Frauenbildung. Weinheim: Beltz, 1979
- TROLL, L.: Arbeitsplatz Büro-Beruf, Qualifikation und Arbeitsplatzsituation im Wandel. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 1982, 15, 480-495
- TROMMSDORFF, G.: Kommunikationsstrategie 6 westdeutscher Frauenzeitschriften. Kölner Zeitschrift für Soziologie, 1969, 21, 60-90

- TUNNER; W.: Die Ableitung verhaltenstherapeutischer Methoden aus der experimentellen Psychologie - mit Beispielen aus der Praxis. Verhaltensmodifikation, 1985, 6, 266-275
- VOLLMER, R.: Die soziale Gravitation von Familie und Beruf - Bedürfnisse, Werte & Leistungsbereitschaft im Schnittfeld der Sozialsysteme. In: HONDRICH, K.V. & VOLLMER, P. (Hrsg.): Bedürfnisse - Stabilität und Wandel. Opladen: Westdeutscher-Verlag, 1983
- WELLMER, A.: Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne - Vernunftkritik nach Adorno. Frankfurt: Suhrkamp, 1985
- WINDOLF, P.; HOHN, H.-W.: Arbeitsmarktchancen in der Krise. Frankfurt: Campus, 1984
- WOLFER-MELIOR, A.: Weiblichkeit als Kritik - Über die Konzeption des Gegensatzes der Geschlechter bei Georg SIMMEL. In: Feministische Studien, 1985, 4, 62-80
- WOODFOLK, R. & RICHARDSON: Behavior Therapy and the Ideology of Modernity. In: American Psychologist, 1984, 39, 777-786
- ZAHLMANN-WILLENBACHER, B.: Kritik des funktionalistischen Konzepts geschlechtstypischer Arbeitsteilung. In: ECKERT, R. (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung. München, 1979
- ZEDLER, P. & MOSER, H.: Aspekte qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske, 1983
- ZUSTÄNDIGKEITEN. Thematische Informationswerte von Zeitschriften aus der Sicht der Leserinnen. Hamburg: Jahreszeitenverlag, 1983

8. Anhang

Lesart: Den Texten des **Berufsjournals** der FREUNDIN, von denen die Titelüberschrift sowie Datum und Heftnummer verzeichnet sind, wurden fortlaufende Zahlen zugeordnet. Sie haben keine inhaltliche Bedeutung, sondern sind reine Ordnungselemente.

Für den SPIEGEL wurden analog Titel der Texte sowie Datum und Nummer vermerkt. Die Texte wurden durch fortlaufende Buchstaben gekennzeichnet.

freundin 1983 / Berufsjournal

Titel	Datum/Nr.	lfd.Nr.
Mehr Mut und Selbstvertrauen am Arbeitsplatz. Damit man gut ankommt - und sich gut fühlt.	August/19	1
Eine Frau verkauft Überraschungen.	"	2
Wer den Betriebsfrieden stört	"	3
Endlich kriege ich unser Wunschkind. Und doch: Der Abschied vom Büro fällt mir so schwer.	"	4
Ein Einstellungstest ist überhaupt kein Grund zur Panik.	"	5
Bei Kunden gut ankommen: Es ist kein Zufall, ob man Sie sympathisch findet.	9.11./24	6
Nebenjob für Frauen mit Kind: Tagesmutter	"	7
Farn oder Palme in die gute Stube? Die Flo- ristin kommt ins Haus.	"	8

Was man wissen muß, wenn man nebenbei etwas dazuverdienen möchte.	"	9
Berufe in der Werbung: Wer erst mal drin ist, kommt oft groß raus.	"	10
Wer beruflich weiterkommen will, muß auch Kritik verkraften können.	"	11
Mit ausgefallenen Sprachen Karriere machen?	"	12
Auf Arbeitssuche: Wie und wo man am besten eine Stellenanzeige aufgibt	8.6./13	13
Muß man vor der Kündigung gewarnt werden?	"	14
Sie arbeiten nachts. Und sind tagsüber für ihre Kinder da.	"	15
Wie es funktioniert, wenn beide am gleichen Strang ziehen. Beruflich und privat.	"	16
Berufe zum Kennenlernen. Diesmal: Sicherheitsingenieurin	"	17
Sich selbständig machen. Wo kann man sich beraten lassen?	"	18
Worauf es heute bei einer Bewerbung ankommt	11.5./11	19
Englisch lernen im Urlaub	"	20
Berufe zum Kennenlernen	"	21
Mehr Frauen nach oben. Eigentlich klar - oder?	"	22
Daheim mit Kind und doch den Anschluß nicht verloren.	"	23
Die Kollegin hat Probleme. Da kann man ihr helfen	"	24
Was versteht man eigentlich unter dem Begriff Arbeitszeitverkürzung?	"	25
Gut gelaunt macht man die Arbeit leichter	"	26
Die gute Idee: Die Erledigerin. Von früh bis spät unterwegs	"	27

Leserinnen fragen - Freundin antwortet: Bekomme ich von der Firma Kredit?	"	28
Kolumne: Der Chef: Das kann gut und gern auch eine Frau sein	"	29
Am nächsten Morgen sieht alles ganz anders aus	"	30
Hier geht's um Lieblingsberufe, Lehrlinge und Hausfrauen	"	31
Privatdetektivin: So aufregend ist das nun auch wieder nicht	"	32
Private Kontakte im Beruf: wünschenswert oder problematisch?	12.10./22	33
Bei ihr dreht sich alles nur um Fische	"	34
Kolumne: Die Doppelrolle ist doch nicht nur Sache der Frauen!	"	35
Sie setzt sich voll für die Belegschaft ein	"	36
Und in der Praxis sieht dann alles ganz anders aus	"	37
Für Feste mit Kollegen gibt es in jedem Betrieb ganz eigene Spielregeln	23.11./25	38
Fürs Baby aus dem Beruf aussteigen?	"	39
Warum Frauen bei uns in technischen Berufen nichts zu sagen haben	"	40
GmbH. AG. KG. OHG. Wissen Sie eigentlich, was hinter diesen Abkürzungen steckt?	"	41
Hilfe für die Mitarbeiter, wenn ein Unternehmen am Ende ist: der Sozialplan	"	42
Arbeitslos. Wie kommt man zu seinem Recht?	"	43
Schönes und Kostbares reparieren	"	44

Am Arbeitsplatz hat der Knigge wenig zu melden	"	45
Kolumne: Lohnabschlag für Frauen? Da hört sich alles auf!	"	46
Mal im Ausland arbeiten: eine Chance für junge Berufstätige	"	47
Erfolg im Beruf - Krach mit dem Partner	"	48
Wenn die Kollegen sticheln, weil man eine Kur braucht ...	"	49

freundin 1984 / Berufsjournal

Die tausend Tricks der Frauen, die im Beruf nicht erfolgreich sein wollen	21.12./1	1
Ich mache mich selbständig	"	2
Ärgerlich, wenn Kollegen ungeniert Ideen klauen	"	3
Jahrelang Hausfrau und die Kinder großgezogen- dann wieder zurück in den Beruf	"	4
Der kleine Unterschied am Arbeitsplatz	"	5
Teamarbeit muß jeder erst lernen. Nur so kann sie allen Beteiligten nützen	12.9./20	6
Der Chef ist heute nicht zu sprechen	"	7
Ganz neu: Steno schneller und leichter.	"	8
Probleme beim Lesen des Gehaltszettels?	"	9

Mit dem Bio-Auto auf Achse: Eine Gärtnerin hat eine Marktlücke entdeckt	"	10
Was Frauen tun können, wenn sie weniger verdienen, als ihre Leistung wert ist	"	11
Wie schafft man bei einer Kündigung einen guten Abgang von seiner alten Firma?	12.9./20	12
Von den Schwierigkeiten mancher Leute, am Arbeitsplatz den richtigen Ton zu treffen	29.8./19	13
Hilfe, die Kollegin schnorrt!	"	14
Die neue Vizepräsidentin der Bundesanstalt für Arbeit macht von sich reden	"	15
Für alle, die besser Bescheid wissen wollen: Bücher zur Berufswahl	"	16
Guter Rat muß nicht teuer sein: Alte Profis beraten junge Unternehmer	"	17
Sich selbst gut verkaufen: Das ist wichtig, wenn man im Beruf erfolgreich sein will	"	18
Was tun die Politiker in Bonn eigentlich für die Frauen?	"	19
Wenn ein Kollege brummig ist ...	"	20
Drei Frauen packen zu. Mit Farbe und viel Phantasie geben sie jeder Wohnung den besonderen Pfiff	"	21
"Kinderfrau gesucht". Auf so eine Ersatzmutter muß Verlaß sein	"	22

Freizeit. Ein Wort mit gutem Klang. Doch viele sind unsicher, ob sie auch das Richtige damit anfangen	Feb./5	23
DIEEH gibt Tips für junge Akademikerinnen	"	24
Wer neu in einer Firma ist und mit neuen Ideen kommt, blitzt bei den anderen oft ab	"	25
Sein eigener Chef sein. Mit dem richtigen Beruf und dem nötigen Mut klappt das	"	26
Haben Sie die beste Steuerklasse?	"	27
Für den Start: Geld vom Staat	"	28
Wer im Beruf Erfolg haben will, muß sich selber richtig einschätzen können	Feb./6	29
Computer, Computer ...	"	30
Wenn eine Kollegin Ihren Job will und deshalb an ihrem Stuhl sägt	"	31
Neue Aufgaben, neuer Job, neue Leute - das hat viel Positives	März/8	32
Ein Laden, in dem mehr verkauft wird als nur schöne Stoffe	"	33
Billiges Geschirr für den Polterabend	"	34
Fürs Baby eine Pause machen?	"	35
Wie wird man damit fertig, wenn Trost und Mitleid zum Beruf gehören?	"	36
Krach mit der Kollegin, mit dem Chef: Oft fallen einem die guten Argumente erst hinterher ein	"	37

Arbeitslose heute: Von Faulpelzen und Drückebergern redet keiner mehr	März/7	38
Mit dem Telekolleg lernen	"	39
Werbung in eigener Sache oder: Wie man auf originelle Weise einen Job findet	"	40
Arbeiten, wo andere Ferien machen? Wer schnell zugreift, hat für diesen Sommer noch eine Chance	"	41
Die eine penibel, die andere ganz lässig	"	42
Wenn zwei das gleiche sagen, dann hat das noch lange nicht die gleiche Wirkung	April/9	43
Gibt es ein Recht auf Beförderung?	"	44
So bringen Sie schnell Ordnung in alle wichtigen Unterlagen	"	45
Unter Wert in den Beruf ein- steigen - das muß keine verlorene Zeit sein	"	46
Erst war die neue Kollegin so nett. Doch nun geht sie einem auf die Nerven	"	47
Als Au-pair-Mädchen ins Ausland. Was erwartet einen da?	9.5./11	48
Ein neuer Beruf mit guten Chancen	"	49
Macht die Kollegin wirklich immer die miesen Arbeiten - oder ist sie eine Jammerliese?	"	50
Möbel aus dem Second-hand-Laden	"	51
"Auf die Schnelle zur Stelle". Die Jobs vom Studentenschnell- dienst sind (nicht nur) Glückssache	9.5./11	52

Das neue 936-Mark-Gesetz. Eine interessante Variante des alten 624-Mark-Gesetzes	"	53
In einem ganz normalen Beruf arbeiten und trotzdem kreativ sein? Das kann eigentlich jeder	"	54
Warum Frauen in Männerberufen so erstaunliche Leistungen bringen	"	55
Und nach der Arbeit geht's noch in die Oper.	"	56
Heimarbeit am Bildschirm. Für Frauen eine neue Möglichkeit, berufstätig zu sein	"	57
Erfolg auf Umwegen. Aber manchmal hat der lange Weg durchaus sein Gutes	"	58
Wenn eine Kollegin sich aufdrängt ...	"	59
Für alle, die Arbeit suchen: In welchem Beruf und in welcher Branche hat man jetzt Chancen?	6.6./13	60
Berufstätige Eltern mit kleinen Kindern: Wie teilen sie sich die Verantwortung?	"	61
Wer auf seine innere Uhr hört, kommt mit der Arbeit besser voran	"	62
Immer nur mit Frauen zusammenarbeiten? Bloß das nicht!	23.5./12	63
Die Scheu der Frauen vor Männerberufen (obwohl sie darin hervorragend sind)	"	64
Geturnt wird zu Hause. Eine Sportlehrerin kommt zu ihren Kunden in die Wohnung	"	65
Eine Extraseite für junge Mütter, die wieder in den Beruf zurückwollen	"	66

An jedem Arbeitsplatz gibt es etwas zu verbessern. Aber wie packt man's an?	"	67
Mit dem Einzug von Kollege Computer in die Büros brechen neue Zeiten an	Juni/14	68
Eine Geschäftsidee, die zieht: Naturkosmetik	"	69
Weiterbildung. Was kann man von der Steuer absetzen?	Juni/14	70
Wer zum erstenmal auf der Suche nach einem Job ist, der kann was erzählen	"	71
"Plötzlich bin ich für alle der Sündenbock"	"	72
Mit den Kollegen zusammen etwas auf die Beine stellen. Das macht Spaß (aber auch Arbeit)	August/18	73
Für alle, die es genauer wissen wollen: Wer macht was in einem Unternehmen?	"	74
Ein klassischer Frauenberuf ist wieder in Mode gekommen: Viele wollen Hebamme werden	"	75
Wenn eine berufstätige Mutter immer Rücksicht erwartet ...	"	76
Wieviel gilt eine mündliche Zusage?	"	77
Ist das Vertrauen erst mal weg, muß man sich abstrampeln, bis die anderen einem wieder was zutrauen	24.10./23	78
Beim Jobben auf eine Idee kommen ...	"	79
Im Geschäft von Freunden arbeiten	"	80

Auch eine Möglichkeit Steuern zu sparen: eine Lebensversicherung	"	81
Was Frauen in Marketing-Berufen machen	"	82
Mutterschaftsgeld. Was Sie wissen sollten, wenn Sie ein Baby erwarten	"	83
Belastbarer Mitarbeiter gesucht. Wie soll der eigentlich sein?	"	84
Wie man es schafft, im richtigen Moment die richtigen Ideen zu haben	20.11./25	85
Die Kollegin ist so nett, daß es fast schon zur Belastung wird	"	86
Zwei Frauen managen eine Mitfahrzentrale	"	87
Plaudern kann teuer werden	"	88
Umschulung - lohnt sich das denn? Hier schildern vier Umsteigerinnen ihre Erfahrungen	2.11./25	89
Länger als ein Jahr arbeitslos. Wie geht es dann mit dem Geld weiter?	"	90
Wer an sich glaubt, der kommt in seinem Beruf auch vorwärts	7.11./24	91
Für weite Wege Geld von der Steuer.	"	92
Wie man es schafft, an einen Arbeitsplatz im Ausland zu kommen	"	93
Taxifahren als Nebenjob: freie Zeiteinteilung, aber wenig Geld bei viel Streß	"	94
Auch Kollegialität hat Grenzen	"	95

Mancher geht mit Verzögerung an den beruflichen Start. Das hat mit "Null Bock" nichts zu tun	26.9./21	96
Ein offenes Wort zur rechten Zeit sollte unter Kollegen selbstverständlich sein	"	97
In vielen Branchen üblich: Von der Firma gibt's später eine Extra-Rente	"	98
Zwei junge Unternehmerinnen bringen komplizierte Techniken unter die Leute	"	99
Dienstlich mit dem Auto unterwegs, ein Unfall passiert - wer bezahlt dann den Schaden?	"	100
Ein neues Problem, ein neuer Begriff: "überqualifiziert". Leute auf Arbeitssuche haben daran ziemlich zu knabbern	"	101
Wie kommt man mit den Kollegen klar, wenn man die Chefin vertritt?	"	102
Eine selbständige Vertreterin auf Achse: Je mehr sie arbeitet, um so mehr verdient sie auch	"	103
Schwanger am Arbeitsplatz. Was Frauen erleben, die bald ein Baby bekommen	"	104
Ein Brite mit Köpfchen hat eine neue Idee.	"	105
Keine Angst vor Konkurrenz am Arbeitsplatz	25.4./10	106
Bei der Post arbeiten die meisten Frauen	"	107
Was Sie beachten müssen, wenn Sie krank sind und nicht zur Arbeit gehen	"	108

Wenn man eine Tagesmutter braucht ...	"	109
Darf man seinen beruflichen Ärger abends beim Partner abladen?	5.12./26	110
Fünf arbeitslose Berlinerinnen gründen eine Firma	"	111
Für acht Dollar pro Stunde Schlange stehen	"	112
"Ich habe zum erstenmal eine Chefin. Da hat sich vieles geändert"	"	113
Kann zum Problem werden: Wenn Vorgesetzte einen immer wieder ungerecht behandeln	"	114

Spiegel 1983

Titel	Datum/Nr.	lfd. Nr.
Verfolgt und verfemt	21.2.	A
Tickende Bombe	21.3.	B
Tiefer Schock	28.3.	C
Großer Glücksfall	4.4.	D
Glück vom Staubsauger	16.5.	E
Wie ein Berg	30.5.	F
Das schwierige Geschäft der Sirene	6.6.	G
Konzept verdorben	20.6.	H
Offene Tür	27.6.	I
USA: "Entmannung des Mannes"	4.7.	J

"Wir machen die gleiche Arbeit wie Männer"	8.8.	K
"Das sind Sachen, die dauernd passieren"	15.8.	L
Carmen - Traum der absoluten Liebe	12.9.	M
"Wünschen weiterhin gute Erholung"	19.9.	N
Wie Vieh	19.9.	O
Nur schlafen	10.10.	P
Starke Entfremdung	17.10.	Q
Rein wie Engel	17.10.	R
Feministischer Macho	14.11.	S
"Frauen sind mutiger als Männer"	5.12.	T
Umzingeltes Fort	5.12.	U
Wieder Jungfrau	12.12.	V
Die Schlammschlacht	12.12.	W
Blubbert und blubbert	12.12.	X

Spiegel 1984

Titel	Datum/Nr.	lfd. Nr.
Andere Interessen	13.2.	A
Ja zum Kind	20.2.	B
Mann oder Frau - wählt was ihr wollt	27.2.	C
Rückkehr zum Rock	12.3.	D
Der deutsche Weg	2.4.	E
Spitze entmannt	9.4.	F

Abendländische Tradition	16.4.	G
Wir sind irgendwie zu Nutten geworden	16.4.	H
"Wir wollten die Männer nicht entmachten"	23.4.	I
Soldatinnen - Lückenbüßer der Nation	7.5.	J
Irgendein Bazillus	7.5.	K
"Zünde deine Frau an"	14.5.	L
Kleiner Unterschied	30.7.	M
"Ich tue mich schwer, den Papst zu lieben"	30.7.	N
Feminismus: Wende an der Frauen- front	6.8.	O
Schwieriges Umfeld	13.8.	P
Im Verborgenen	20.8.	Q
"Heiner Geißler hat Recht"	1.10.	R
Heimliches Wirken	8.12.	S
Tritt in den Mund	22.10.	T
"Ich bin unsichtbar geworden"	26.11.	U

Reihe Campus Forschung

- 375 Stahl/Zängle, Die Legende von der Krise des Sozialstaats
376 Paris, Klassenbewußtsein und Intersubjektivität
377 Krell, Das Bild der Frau in der Arbeitswissenschaft
378 Stahl, Betriebssoziologie und Moral
379 Dietrich, Die Konjunktur- und Wachstumstheorie von Joan Robinson
380 Amann, Der moralische Aufschrei
381 Haider, Wohngemeinschaften in Österreich
382 Wagner, Wissenschaft und Lebenspraxis
383 Bülow, Akademikertätigkeit im Wandel
384 Diefenbacher u. a., Mitbestimmung: Norm und Wirklichkeit
385 Greinert, Das Berufsgrundbildungsjahr
386 Hermanns u. a., Berufsverlauf von Ingenieuren
387 Kornwachs, Offenheit-Zeitlichkeit-Komplexität
388 Nießen u. a., International vergleichende Sozialforschung
389 Rudolph/Husemann, Hochschulpolitik zwischen Expansion und Restriktion
390 Schneider-Bartold, Industrie und Grundbedürfnisbefriedigung in Afrika
391 Song, Sowjetunion und China
392 Misgeld, Sozialdemokratie und Außenpolitik in Schweden
393 Koch-Linde, Amerikanische Tagträume
394 Mahrad, Iran nach dem Sturz des Schahs
395 Lenz, Kapitalistische Entwicklung, Subsistenzproduktion und Frauenarbeit
396 Haselmann, Gesellschaftliche Beziehungsformen und psychosoziale Kränkungen
397 Lison, Gesellenboykott, Maschinensturm, Arbeitskampf
398 Fahrenkrug, Alkohol, Individuum und Gesellschaft
399 Behrmann/Abate, Die Germanesi
400 Hochstein, Die Ideologie des Überlebens
401 Psychopedis, Geschichte und Methode
402 Forndran, Die Stadt- und Industrie Gründungen Wolfsburg und Salzgitter
403 Goldschmidt u. a., Forschungsgegenstand Hochschule
404 Hennig u. a., Spuren der Mißachtung
405 Hommerich, Der Diplompädagoge
406 Krüger-Kahloula, Die List des Schwächeren
407 Lenz, History and Tradition in Afro-American Culture
408 Schloot, Möglichkeiten und Grenzen der Humangenetik
409 Brose, Sprachspiel und Kindersprache
410 Danyliuk, Die Stabilität der Oligopolwirtschaft
411 Thielen, Sowjetische Psychologie und Marxismus
412 Weber-Unger, Wahnsinn und Politik
413 Steininger, Soziologische Theorie der politischen Parteien
414 Bischoff, Frauen in der Krankenpflege
415 Bednarz u. a., CAD/CAM und Qualifikation
416 Morgenroth, Zwischen Selbstorganisation und Selbstzerstörung
417 Soeffner, Beiträge zu einer Soziologie der Interaktion
418 Narr-Lindner, Grenzen monetärer Steuerung
419 Steffes, der neue Irrationalismus in der Bildungspolitik
420 Meyer-Palmedo, Das dörfliche Verwandtschaftssystem
421 Zielinski, Vertrauen und Vertrauensbildende Maßnahmen
422 Elias u. a., Gestaltung und Bewertung von Arbeitssystemen
423 Bunge, Generalist und Spezialist

Reihe Campus Forschung

- 424 Hofmann-Göttig, Die jungen Wähler
- 425 Dittrich, Familienalltag und Familienbeziehung
- 426 Nauck, Arbeitsmigration und Familienstruktur
- 427 Oliva, Teilnahme ohne Teilhabe
- 428 Sydow, Der soziotechnische Ansatz der Arbeits- und Organisationsgestaltung
- 429 Schneider/Ruff, Der begriffene Wahnsinn
- 430 Ritter/Kühn, Higher Education by the Year 2000
- 431 Hack/Hack, Die Wirklichkeit die Wissen schafft
- 432 Franz, Herrschaft und Industriearbeit in Sowjetunion und China
- 433 Luyken, Direktempfangbare Rundfunksatelliten
- 434 Treuheit, Soziologie als Theorie der Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit
- 435 Höland, Das Verhalten von Betriebsräten bei Kündigungen
- 436 Hölker/Raudszus, Die Konzentration der Energiewirtschaft
- 437 Sielert, Zwischen Basisbewegung und staatlichem Zugriff
- 438 Wald, Verkaufen – eine Dienstleistung im Strukturwandel
- 439 Wacker/Neumann, Geistige Behinderung und soziales Leben
- 440 Bögenhold, Die Selbständigen
- 441 Becker, Massenmedien im Nord-Süd-Konflikt
- 442 Koenen, Zeitgenössische Afro-amerikanische Frauenliteratur
- 443 Schmid, Bevölkerungswissenschaft
- 444 Seegert, Die Formierung des Streikrechts
- 445 Konrad, Bändigen, pflegen, therapieren
- 446 Di Natale, Schäfer auf Sardinien
- 447 Schnoor/Senzik, Die Bedeutung des Todes für das Bewußtsein vom Leben
- 448 Liebert, Neue Autonomiebewegung und Dezentralisierung in Spanien
- 449 Busch, Interaktion und innere Natur
- 450 Beiersdörfer, Max Weber und Georg Lukács
- 451 Roth, Rebellische Subjektivität
- 452 Kang, Technologie-Transfer nach China 1949–1982
- 453 Diefenbacher, Psychiatrie und Kolonialismus
- 454 Krauß, Die vergesellschaftete Subjektivität und ihre Deutungsmuster
- 455 Mair, Situationsorientierte Jugendarbeit
- 456 Fay, Der Einfluß von Adam Smith auf die Theorie der Entfremdung von Karl Marx
- 457 Crousse/Greven, Political Science and Science Policy in an Age of Uncertainty
- 458 Klawohn, Die Vernunft des Geldes und der Kunst
- 459 Dietz-Will, Schwermetallbelastende Industrie im Wohngebiet
- 460 Kappus, Abrüstung und Wirtschaftswachstum
- 461 Hansen/Schoenheit, Verbraucherabteilungen in privaten und öffentlichen Unternehmen
- 462 Lübke/Schoenheit, Die Qualität von Beratungen für Verbraucher
- 463 May, Tourismus in der Dritten Welt
- 465 Soeffner, Sozialstruktur und soziale Typik
- 466 Gey u. a., Sozialismus und Industrialisierung
- 467 Greinert, Lernorte der beruflichen Bildung
- 468 Willms-Herget, Frauenarbeit
- 469 Holleis, Das Ungleichgewicht der Gleichgewichtstheorie
- 470 Schröder, Kasernenzeit
- 471 Schmitz, Ausländerrecht und Daueraufenthalt in der Bundesrepublik
- 472 Stockmann/Willms-Herget, Erwerbsstatistik in Deutschland